
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00046715 3

Geschichte

der

geographischen

Entdeckungsreisen

zu

Wasser und zu Lande.

Von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage.

Ein

belehrendes und unterhaltendes

Lesebuch für alle Stände.

Von

Gottlieb August Wimmer.

Dritter Band.

Zweite unveränderte Ausgabe des Werkes

Die Enthüllung des Erdkreises.

Wien.

Gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold.

1838.

Vorwort.

Diesem dritten Bande habe ich nichts weiter beizufügen, als daß in demselben alles gewissenhaft benützt wurde, was für die Enthüllungs-Geschichte dieses Erdtheiles von Wichtigkeit seyn konnte.

Von Gerards Reise in den Himalaya sind uns während des Druckes dieses Bandes einige neuere Nachrichten zu Gesichte gekommen, in denen uns manche von hoher Wichtigkeit, besonders für physische Geographie, zu seyn scheinen. Bei Übersteigung des Paralassa verlor Gerard auf einer Höhe von 16,700 Fuß mehre seiner Leute, bei einer Temperatur von nicht mehr als — 6°, 67 R. Auf einer Höhe von 16,000 Fuß fand er Heerden von Yaks und Shawl-Ziegen in dem besten Wohlseyn, obwohl nach den Theorieen der Physiker diese Gegenden in ewigem Schnee begraben seyn sollten. Auf einer Höhe von 17,700 Fuß sahen die Reisenden noch wilde Pferde. Die trockne, kalte Luft bringt jedoch bei dem Menschen schnell eine Stockung der Lebenskraft hervor.

Die Reise Gerards verspricht, allen Umständen nach, eine höchst lehrreiche Ausbeute für die Geographie des Himalaya zu liefern.

Was im ersten Bande S. 45 u. f., wie noch an andern Orten, über das hohe Alter der babylonischen Kultur gesagt wurde, wird durch einen Aufsatz in Illgens Zeitschrift

für die historische Theologie, V. Bd. 1 St. S. 1—25 1834, bestätigt. Es wird daselbst aus einer Stelle des Zendavest bewiesen: daß den Parsen lange vor Hipparch das Zurückweichen der Nachtgleichen und unser Thierkreis, wenigstens 3446 vor Christo, schon bekannt war. Das Zurückweichen der Nachtgleichen wurde von den babylonischen Weisen schon 1400 vor Hipparch ganz richtig berechnet. Die Welt ist älter als wir, und vor uns lebten auch Leute!

Möge die Theilnahme des Publikums an diesem Werke sich in dem Maße, als die Lust des Bearbeiters für dasselbe, gleich bleiben. Der vierte Band wird uns nun in die neue Welt führen, und an Interesse die andern nicht hinter sich lassen.

Modern, am 1. Mai 1834.

Der Verfasser.

Inhalt.

Die geographischen Entdeckungen in Asia.

Erstes Buch.

Erste Reise der Europäer nach Asia, von 1200 bis 1500 nach Christo.

Seite
1. Ascelin bis Rubruquis 5
2. Rubruquis 13
3. Marco Polo 22
4. Einiges aus dem Reisebuche des Marco Polo 32
5. John Mandeville und Oderich von Portenau . . 41
6. Andere Reisende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts im Morgenlande 44

Zweites Buch.

Reisen in Ostindien.

1. Vasco de Gama 55
2. Alvarez Cabral 64
3. Juan de Nueva und Vasco de Gamas zweite Reise . 67
4. Franzesco Almeida, Graf von Abrantes, erster Gouverneur von Indien 72
5. Alphonso Albuquerque, zum zweiten Male Generalgouverneur, von 1509 bis 1515 75
6. Gipfel der portugalischen Macht in Indien 79
7. Die übrigen Mächte in Indien. 81
8. Matelief's Beschreibung der Molukken 89
9. Fernere Reisen der Holländer und Engländer in Ostindien. . 95
10. Reisen nach den Diamantgruben von Golkonda 100
11. Fernere Reisen nach Indien 105
12. Nachrichten der Engländer über Indien 108
13. Fortsetzung des Vorigen 111
14. Reisen nach Ceylon 115

Drittes Buch.

Reisen nach China.

Seite
1. Die Portugalen in China 119
2. Goyer, Keyser und Nieuhof, als Gesandte am Hofe zu Pekin 123
3. Reise der Gesandten von Kanton nach Pekin 125
4. Die Holländer in Pekin 129
5. Reisen nach China v. Montanus, van Hooren, Navarette u. s. w. 136
6. Ysbrand Ides Gesandtschaftsreise von Rußland nach China . 142
7. Fernere Reisen nach Ostasia 148
8. Neuere Reisen nach China 151
9. Timkowski's Reise nach Pekin 157
10. Nachrichten von Korea 161

Viertes Buch.

Entdeckungsreisen in Japan.

1. Erste Entdeckung von Japan 165
2. Fortsetzung 171
3. Die Reisen der Kapitäne John Saris 173
4. Fernere Reisen in Japan 181
5. Engelbert Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan 183
6. Neuere Reisen in Japan 189
7. Eine neu bekannt gewordene uralte Reise in Japan 194
8. Fortsetzung des Vorigen 200
9. Siebolds neueste Reise in Japan 204

Fünftes Buch.

Entdeckungsreisen in Tibet.

1. Erste Nachricht von Tibet 206
2. Gruber's Reisen 208
3. Tavernier's, Desideri's und einiger Anderer Nachrichten aus der Tatarei 213
4. Reise des Horaz de la Penna 219
5. Turners Gesandtschaftsreise an den Hof des Teshoo-Lama . 221
6. Fortsetzung 227

Seite
7. Neueste Nachrichten aus Tibet 233
8. Des Pater Hyacint Nachrichten über Tibet 237

Sechstes Buch.

Entdeckungsreisen in Nordasia.

1. Ältere Nachrichten von Sibirien 242
2. Fortsetzung des Vorigen 247
3. Isbrand Ides und Andere 251
4. Weitere Reisen im nördlichen Asia 257
5. Russische Reisen unter Katharina der Großen 260
6. Neuere Reisen nach Norden 267
7. Meyendorffs Reise von Orenburg nach Buchara 271
8. Cochrane's, Moorkroft's und Anderer Reisen in Sibirien 275
9. Ledeburs Reise durch das Altaigebirge und die Songarei . 279
10. Neueste Reisen in Nordasia 282
11. Alexander von Humboldts Reise nach Sibirien . . . 284

Siebentes Buch.

Reisen in Persien und Westasia.

1. Nachrichten über Persien aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert 288
2. Tavernier und Chardin 293
3. Tournefort und Hanway 299
4. Carsten Niebuhr 301
5. Fortsetzung 307
6. Fernere Reisen in den Gegenden Westasias und am Euphrat . 315
7. Fortsetzung 320
8. Fortsetzung 325
9. Die neuesten Reisen im Morgenlande 333
10. Fontaniers Reisen in den Orient 341

Achtes Buch.

Reisen in Arabia und Palästina.

1. Wallfahrten nach dem Oriente 346
2. Fortsetzung 349
3. Niebuhrs Reise in Arabia 354

Seite

4. Neuere Reisen nach dem gelobten Lande und Arabien . . . 360
5. Fortsetzung des Vorigen 366
6. Ludwig Burkhardt 370
7. Fortsetzung. Burkhardts Beschreibung der heiligen Städte . 376
8. Seezens und Anderer Wallfahrten nach dem Morgenlande . 382
Schluß 385

Geschichte
der
geographischen Entdeckungsreisen
in
Asia.

Die
geographischen Entdeckungen in Asia.

Erstes Buch.

Erste Reise der Europäer nach Asia, von 1200 bis 1500 nach Christo.

Wir haben im ersten Bande gesehen, daß Asia als Erdtheil, oder vielmehr der größte Theil des festen Landes, keiner Entdecker bedurfte. Hier war das Menschengeschlecht entstanden, hier haben die Urbilder einer vollendeten Humanität gewandelt, von den Höhen Asias erhob sich der erste anbetende Blick gen Himmel empor. Doch war es nur das westliche Asia, das dem Überblicke vorlag. Als Schauplatz der Urgeschichte der Menschheit besitzen wir über dieses Land und seine Beschaffenheit nicht nur die ältesten, sondern auch wichtigsten, werthvollsten und häufigsten Urkunden. Wir haben sie im ersten Bande, so viel der Raum gestattete, benützt. Wir sahen die Völker des Westen nach langer Barbarei sich gegen den Orient waffnen, während dieser mehr als ein Mal sich verheerend und Kultur verschlingend gegen den Westen stürzte. Da brachen denn von Hochasia her abscheuliche Barbaren, der Auswurf bizarrer Ostkultur ein. Sie überschwemmten wie die Heuschrecken, von denen ihre Züge begleitet waren, die Westwelt. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts brachen die mongolischen Ostvölker unter Dschengis oder Dschingis-Khan hervor. Es waren bereits aus langer Nacht die er-

sten Schimmer einer heitern Morgenröthe tagverkündend in Westen angebrochen. Man wußte nicht, woher die Weltplage, die scheußlichen Barbarenvölker kamen. So viel erkannte man, sie kamen aus dem fernen Osten, aus dessen Nähe eine andere Gefahr, nämlich die der Muhameder und Türken, immer stürmischer auf die Christen herandrängte. Die Civilisation Europas war in abermaliger Gefahr, erdrückt zu werden.

Es faßten zu dieser Zeit die Päpste den kühnen Entschluß, zu versuchen: ob nicht Feinde durch Feinde unschädlich gemacht werden könnten? Die Muhameder drohten in der Nähe, jenseit derselben hauste Dschingiskhan mit seinen Horden und erfüllte den Erdkreis mit seinem Ruhme. Überdieß war es dem unabläßigen Bemühen der Päpste gelungen, alle europäischen Barbaren, welche das sinkende Römerreich mit ihren ungeheuren Schaaren überschwemmt, unter das Joch des evangelischen Gehorsams zu beugen. Es hatten sich christliche, starke Nationen gebildet, welche aus dem stinkenden Völkerschlamme des Romulus, wie Cicero seine Zeitgenossen nannte, schwerlich hervor gegangen wären. Wäre es denn unmöglich, gegen die Barbaren Asias dieselben Maßregeln zu befolgen? Welch ein Erfolg, wenn diese Völker Hoch- und Ostasias christianisirt, Werkzeuge der Kirche würden? Wie leicht wäre es dann zwischen Ost und West, Muhameds Aberglauben zu erdrücken.

Diese Umstände waren es, welche die Päpste veranlaßten, Missionäre als Gesandte nach Asia an die Höfe des Groß-Khans zu senden. Ihre Aufgabe war in der That großartig genug. Sie sollten den Eroberer Asias, den größten Helden und Herrscher der damaligen Welt, zur Sanftmuth stimmen, fernere Eroberungen und Einfälle in christliche Länder abmahnen, ihn selbst aber sammt seinem Volke zum Christenthume bekehren.

Diese Missionsreisen, so wenig Erfolg sie für den eigentlichen Zweck, in dessen Sinne sie unternommen wurden, hatten, machten doch auf die Völker großen Eindruck. Die Missionäre brachten Wunderkunde aus dem fernen, ohnehin durch das Zauberlicht des Osten verklärten Morgenlande. Alles war neu, und

jedes Wort, das ihnen entfiel, erregte die Neugierde des Abendlandes und erweckte die Reiselust. Die Erzählung von den Schätzen der Ostwelt mußte in der damals noch sehr armen Westwelt den lebhaftesten Eindruck hervorbringen; es wurde daher der Handelsgeist geweckt, und Gewinnsucht spornte zu Spekulationen und Unternehmungen an. So entstanden die Reisen nach dem Orient. Man wußte damals wenig mehr von Asia, als daß es vorhanden sey. Die Nachrichten der Alten waren nur weniger zugänglich, und die Kunde Asias beschränkte sich so ziemlich auf die Nachrichten, welche in der damals wenig gelesenen heiligen Schrift zu finden waren, und auf Palästina, als den Schauplatz der Kreuzzüge. Denn Asia war im Osten ganz unbekannt, im Mittel und Westen aber nur als daseyend geahnt. Die Reisen dahin waren also in der That Entdeckungsreisen. Wir werden in Aufzählung derselben den nämlichen Weg befolgen, welcher uns in Afrika leitete. Wir werden zuerst die allgemeinen, ältesten Reisen erzählen, und dann diejenigen in verschiedenen Abschnitten aufführen, die einen besondern Theil Asias zum Gegenstande hatten.

1. Ascelin bis Rubruquis.

Es war auf der Kirchenversammlung zu Lyon, wo Innocenz IV. im Jahre 1245 darauf antrug, der für Europa immer drohender werdenden Gefahr einer neuen Mongolenüberschwemmung, oder wie man sie damals nannte, Tartaren, vorzubeugen. Gesandte sollten als Friedens- und Glaubensboten dahin abgehen. Zu diesem Zwecke wurden nun Plano Carpini und Bruder Benedikt, beide aus dem Orden der Minoriten, dann die Brüder Ascelin oder Anselmo, Alexander, Albert und Simon von St. Quentin, alle vom Predigerorden, zu einer Gesandtschaft auserwählt. Die Dominikaner wandten sich nach dem gelobten Lande, reisten durch Syrien, Mesopotamien und Persien in das Lager des Baju Novian, der am schwarzen Meere in der Umgegend von Chowaresm nomadisirte. Von hier aus wandte sich Ascelin mit seinem Gefolge nach Kiew, der damaligen Hauptstadt Rußlands, wo

er mehre Nachrichten über Dschingis-Khan einsammelte. Er brachte mehre Nachrichten über sein Leben unter den Mongolen mit, welche sein Gefährte Simon von St. Quentin in seinen Geschichtsspiegel (Speculum historiale) einschaltete. Die ganze Reise war für Wissenschaft und Christenthum gleich erfolglos.

Bei weitem reichhaltiger und für die Geographie von größerer Bedeutung ist die Nachricht, welche Plano Carpini der Italier in Begleitung des Bruder Benedikt vollbrachte. Er war 1220 geboren, und unternahm 1246 seine Reise zu den Mongolen. Benjamin von Tudela, so wie Hakluyt, haben uns seinen Reisebericht aufbewahrt. Bruder Benedikt war ein Pole. Beide begaben sich an den Hof des Königs von Böhmen, der sie bis nach Schlesien zum Herzoge Boleslaus geleiten ließ, von wo sie wieder denselben Schutz bis an den Hof des Herzogs von Massovien oder der Lausitz genossen. Hier trafen sie zufällig den Wasili, Fürsten der Reussen, der ihnen bemerklich machte, daß ohne Geschenke Niemand am Hofe des Großkhan zugelassen werde. Sie versahen sich dem gemäß mit Biberfellen und anderen Rauchwaaren, und Wasili nahm sie auf Bitten des Herzogs von Krakau in sein Gefolge auf und ließ sie von Danilow bis Kiew geleiten. Hier fanden sie für ihre Pferde, die nicht wie die Tartarenpferde gewohnt waren, ihr Futter unter dem Schnee hervorzuscharren, kein Futter mehr. Sie nahmen daher die Stationspferde, eine rohe Art von Post, und gelangten bis Kanow, die erste Tartarenstadt.

Man hat zwischen den Mongolen und Tartaren so viel Unterschied finden wollen, daß man sie förmlich zu zwei verschiedenen Menschenrassen stempelte. Ich bin der Meinung nicht, und halte beide sogar für eine und dieselbe Familie. Asia ist das Land der bekleideten, Afrika das Land der nackten Völker. Zwischen Mongolen und Tartaren ist aber derselbe Unterschied, welcher zwischen Beduinen- und Stadt-Arabern ist. Sie sind ein Volk, aber der Tartar gerieth bereits in anbaufähige Länder und fixirte sich. Unsere Gesandten fanden in der nächsten Stadt von Kanow bereits tartarische Wachen, von denen sie sehr rauh behandelt, nach ihrem

Zwecke gefragt, und in das Lager von Korrensa abgeführt wurden. Hier kampirten 6000 Tartaren oder Mongolen, als Hüter der Westgrenze des Großmogulenreiches. Man führte sie zum Oberhaupte, vor dessen Thüre sie drei Knieverbeugungen zu machen gezwungen wurden. Diese Verbeugung geschah mit dem linken Knie, unter sorgfältiger Warnung, ja die Schwelle nicht zu berühren. Sie erklärten nun dem Khane den Zweck ihrer Sendung, und zeigten die päpstlichen Schreiben vor. Dieses alles wurde höflich genug aufgenommen, und die Gesandten erhielten sicheres Geleite zu Battu Khan. Diese weite Reise durch die Steppen dauerte vom ersten Montage in der Fasten bis Charfreitag. Vier Mal des Tages wurden die Pferde gewechselt, auf denen man in scharfem Trabe ritt. Sie kamen durch das Land der Kumanen, welches flach ist, und vom Dnieper, Don und der Wolga, einem Flusse außerordentlicher Größe, bewässert wird. Auch des Jaik geschieht Erwähnung. Am Westufer des Dnieper lag Korrensa, Montschi aber am Ostufer. An den Ufern des Don hauste der Fürst Tubon, ein Schwager Battu's, welcher über die Ufer der Wolga herrschte. Ein anderer Häuptling hielt mit seinen Schaaren beide Ufer des Jaik besetzt. Im Sommer zogen die Horden bis an die Gebirge stromaufwärts, im Winter näherten sie sich dagegen den Küsten des schwarzen Meeres und des Kaspi-Sees. Als man die Mönche zu Battu führte, mußten sie zwischen zwei Feuer hindurch, ein Gebrauch, der sowohl Vergiftung als Hexerei unschädlich zu machen bestimmt ist. Dieselben Gebräuche, wie zu Korrensa, wurden auch hier beobachtet, und eine Übersetzung der Schreiben des Papstes überreicht. Battu empfing die Gesandten in vollem Staate. Er saß auf einer Thronerhöhung, und neben ihm eine seiner Frauen. Seine Brüder, Söhne und andere Hofherren saßen auf einer Bank in der Mitte des Zeltes, andere waren hinter und um ihn herum gereiht; Männer zur Rechten, Weiber zur Linken, was hier der Ehrenplatz ist, und auf welcher Seite auch die Gesandten zu Sitz gelangten. Alle Gesandten wurden auf dem Hinwege zur Linken, auf dem Herwege zur Rechten gesetzt. Eine Tafel

war mit goldenen und silbernen Gefäßen besetzt, und ein Musikchor stimmte an, so oft der Khan trank. Battu genoß ein sehr großes Ansehen unter seinem Volke, das er sowohl durch seine Kriegserfahrenheit, als durch seine gute Regierungsweise erworben hatte.

Am Ostertage reisten die Gesandten in Begleitung zweier Tartaren an den Hof des Großmoguls oder Tartarenkaisers ab. Er hielt seinen Hof zu Kuyne. Ihre Gesundheit war während der Fasten sehr geschwächt worden, da ihre einzige Nahrung Hirse in Wasser gekocht mit Salz gewesen war. Als Getränke hatten sie bloß geschmolzenen Schnee genossen. Nach ihrem Berichte zogen sie durch Kumanien, das in Norden Russien hat. Hier wohnt ein Volk der Mordwinen, dann die Bileris, welche Großbulgarien bewohnen, dann die Bastarkis, die Großungarn einnehmen, und welche von Ascelin ausdrücklich die Ahnherren des heutigen Ungarn genannt werden. Auf sie folgen die Parossiten und Samojeden, die Völker mit Hundegesichtern zu Nachbarn haben, welche dem Nordmeere anwohnen. Der Vergleich, und mehr wollten die ehrlichen Mönche nicht damit sagen, ist keineswegs unrichtig. Im Süden von Kumanien wohnen die Alanen, Cirkassen und Chazaren, dann folgt Griechenland und Iberien, die Kathen und Brutaken, welche man für Juden hält, die sich den Kopf scheeren; Scythien, Georgien, Armenien und Türkenland folgen auf sie von West nach Ost. Im Westen liegt Ungarn und Russien. Kumanien hat eine große Ausdehnung; die Kumanier selbst aber hatten viel von den Tartaren gelitten, waren geflüchtet, und nur durch ihre unauslöschliche Liebe zum Vaterlande aufgehalten.

Am vierten Tage nach ihrer Abreise von Battu-Khan überschritten sie Kumanien und betraten das Land der Kangiten oder Kankle's, das schlecht bevölkert und bewässert ist. Am Himmelfahrtstage betraten sie das Land der Bisermins, welche Muhameder sind, aber die Kumanensprache reden. In dieser Gegend war die Verwüstung gräulich, Schlösser und Städte la-

gen in Trümmern, die das ganze Land bedeckten. Die Tartaren hatten das Volk und seine Fürsten vertilgt. Das Land enthält hohe Berge, und war durch Siban, den Bruder des Battu, erobert; es wird gegen Süden von Muhamedern begrenzt. Das nun folgende Land gehörte den Fürsten Burin und Kadun, Enkeln des Dschingis-Khan. Nördlich davon wohnen die Karakitayen, und dann folgt der Ocean. Vom Himmelfahrtstage bis zum 6. Juni dauerte der Zug durch dieses Land, worauf sie auch das Land der Karakitayen, in welchem sich der Kaiser einen Pallast hatte erbauen lassen, durchzogen. Sie trafen nun auf einen See, der durch einen Kegelberg begrenzt wird, von dem man behauptet, daß im Winter von ihm entsetzliche Stürme ausgehen. Durch mehre Tage zogen sie neben diesem See hin; das Land wird von dem ältesten Heerführer Ordu beherrscht. Die alte Hofhaltung seines Vaters stand auch noch aufrecht, und diente seinen Weibern zur Behausung, da die Tartaren nie zugeben, daß die Häuser ihrer Fürsten in Trümmer fallen.

Endlich gelangten unsere Gesandten an das erste kaiserliche Hoflager, das indessen nur von einer seiner Frauen bewohnt wurde. Sie wurden hier durch einen ganzen Tag bewirthet; da sie jedoch das Angesicht Sr. Majestät noch nicht gesehen hatten, so wurde ihnen der Eintritt in den Pallast nicht erlaubt. Am 28. Juni setzten sie ihren Weg fort, und betraten das Land der Naymans, eines ackerbauenden, aber von den Tartaren vernichteten Volkes. Das Land ist bergig, kalt, und während des ganzen Monats fiel eine Menge Schnee. Nach etlichen Tagemärschen betraten sie endlich das eigentliche Land der Mongolen, das die Europäer Tartarei nennen. Noch volle drei Wochen dauerte ihr Marsch, bis sie endlich am 22. Juli am Hofe des Kaisers Kuyne anlangten. Da aber die Huldigung noch nicht vorüber war, so wurden sie nicht zur Audienz gelassen. Nach fünf Tagen indessen ließ sie der Kaiser an den Hof seiner Mutter Sira-Orda führen. Sie fanden hier ein prachtvolles weißes Zelt, köstlich mit Malereien geschmückt, und von Palisaden umgeben. Es war groß genug, um 2000 Menschen zu fassen. Eine

Menge Große, alle weiß gekleidet, waren hier versammelt. Am zweiten Tage, als auch der Kaiser erschien, waren sie alle in Scharlach gekleidet, am dritten blau, am vierten in einen kostbaren Goldstoff, den sie Baldakin nannten. Die Palisadenzäunung hatte zwei Pforten, eine unbewacht und stets offen, wo nur der Kaiser aus- und einging, die andere wohlbewacht für die Hofleute. Die meisten Höflinge strotzten von Gold. Sie traten in das Zelt, und blieben bis Mittag daselbst, nach Carpini's Meinung über die Huldigung berathschlagend. Darauf tranken sie eine Menge Stutenmilch. Um die Gesandten zu ehren, wurden sie eingeladen mitzutrinken, aber Carpini bat, ihn damit zu verschonen. Das Fest, während dessen sich eine große Menge Menschen in einiger Entfernung bleibend um das Zelt versammelte, dauerte bis Abend. Man sah unter dieser huldigenden Menge Jeroslav, Herzog von Subdal in Russien, mehre Große aus Kathay und Baldak oder Bagdad, zehn andere muhamedische Sultane, und man versicherte Carpini, daß mehr als 4000 Gesandte und Abgeordnete sich unter der versammelten Menge befänden. Einige seyen von tributären Fürsten, andere von Bundesgenossen oder solchen, welche ihre Unterwerfung bezeugen wollten, gesandt; andere seyen aber von den Statthaltern der Provinzen geschickt, und jede Gesandtschaft mit Geschenken beladen. Alle standen außerhalb der Palisaden, und die Stutenmilch wurde an ihnen keineswegs gespart. Die ganze Berathung dauerte durch drei Wochen; am Schlusse trat der erwählte Kuyne aus dem Zelte, Musikbanden zogen vor ihm her, und alles Volk brachte ihm seine Huldigung dar.

Man begab sich nun nach einer großen Ebene, die an einem drei bis vier Meilen weit entfernten Flusse lag, und wo man einen Pavillon errichtet hatte, der das goldene Haus oder Altun-Orda hieß. Es war dieses ein Gebäude in Form eines Zeltes, auf hölzernen Säulen gespannt und mit Goldblech bedeckt. Das Innere war mit dem kostbaren Baldachinstoffe drappirt. Am 24. August wandte sich die ganze Versammlung nach Süden, eine Partie, die etwas von den übrigen entfernt war, beugte das Knie und

murmelte Gebete, sich weiter nach Süden entfernend. Nach dieser Ceremonie bewegte sich alles gegen das Zelt hin. Kuyne wurde auf einen zu diesem Ende zubereiteten Thron geführt, worauf die Großen und alles Volk sich sogleich auf die Knie niederließen. Von diesen Ehrfurchtsbezeugungen waren jedoch die zwei Gesandten, als nicht zu den Unterthanen gehörend, ausgenommen. Der Kaiser war ungefähr 45 Jahre alt, wie alle diese Völker mittlerer, gedrungener Statur; er empfing mit würdiger Haltung alle ihm bewiesenen Huldigungen. Überhaupt war er sehr ernst und lächelte nur selten. Carpini behauptete, daß mehre Christen sich in seinem Gefolge befanden, und diese ihm versichert hätten: der Kaiser sey zur Annahme des Christenthums bereit. Er sprach mit Fremden nur durch seine Minister, und diese sprachen immer auf den Knieen liegend mit ihm. In seinen Urkunden führte er den Titel: König und Herrscher des Menschengeschlechts.

Einige Zeit nach diesen Festen wurde Carpini bedeutet, daß er sich mit seinen Gefährten zur Audienz bereiten sollte. Sie wurden nebst andern Gesandten im kaiserlichen Zelte vorgestellt, und in Gegenwart des Herrschers bei ihren Namen aufgerufen. Vier Mal mußten sie an der Schwelle das linke Knie beugen, und jedesmal wurden sie auf das sorgfältigste durchsucht, ob sie nicht verborgene Waffen bei sich führten. Sie wurden durch das östliche Thor eingeführt, da das westliche immer für den Kaiser frei blieb. Er empfing alle fremden Gesandten, indem er immer eine kleine Anzahl vor sich ließ. Es wurden bei dieser Gelegenheit allerlei und kostbare Geschenke dargebracht; man drang in die Gesandten, die ihrigen vorzuweisen; indessen war ihnen nichts übrig geblieben, was sie hätten schenken können. In der Nähe erblickte man mehr als hundert Wagen, mit Gold, Silber, seidenen Kleidern u. s. w. beladen, was alles zwischen dem Kaiser und seinen Heerführern getheilt wurde. Die ganze Versammlung begab sich nach dieser Audienz nach einem andern Platze, wo ein prachtvolles Zelt aus Purpur aufgeschlagen war, es war ein Geschenk der Kathayer. Es erschien darin ein prachtvoll gearbeiteter Thron

aus Elfenbein, mit kostbarem Schnitzwerk verziert; der Kaiser stieg mehre Stufen hinauf, die Damen saßen auf Taburets zur Linken, die Männer unterhalb auf Bänken; zur Rechten zu sitzen war Niemanden erlaubt, die kaiserlichen Gemahlinnen hatten besondere Zelte. Der Kaiser erschien an der Seite seiner Mutter.

Während der Zwischenzeit war der Herzog von Susdal gestorben, nicht ohne Verdacht, von den Tartaren vergiftet worden zu seyn, um sich seines Herzogthums desto leichter zu bemächtigen. Der Kaiser befahl nun den Gesandten, die Kaiserin Mutter zu begleiten; denn da er eine Expedition gegen ein benachbartes christliches Land vorhatte, so wollte er nicht, daß sie etwas davon wahrnehmen sollten. Indessen wurden sie nicht zum besten bewirthet. Die Lebensmittel, welche man ihnen auf vier Tage bewilligte, reichten kaum für einen hin, und sie würden vor Hunger und Durst gestorben seyn, wenn sich ihrer nicht ein russischer Goldschmied angenommen hätte. Zuletzt ließ sie der Großkhan zu sich berufen, und befragte sie: ob man zu Rom Jemanden habe, der russisch, arabisch oder tartarisch könne. Sie verneinten es, erboten sich jedoch, selbst die Briefe, welche Se. Majestät befehlen würden, lateinisch zu schreiben, Sr. Majestät aber zur Ausfertigung vorzulegen. Dieses ließ man sich denn gefallen, aber mit so großer Vorsicht, daß jeder Satz mehrmals verglichen wurde. Endlich wurde, um allem Betruge vorzubeugen, eine arabische Abschrift beigelegt. Der Kaiser trug ihnen nun an: daß er selbst Gegengesandte an den Papst senden wolle, allein Carpini lehnte es aus folgenden sehr naiven Gründen ab: Einmal, meinte er, könnte die Uneinigkeit unter den christlichen Fürsten schlimmen Eindruck auf die Tartaren machen, und diese zu Einfällen in die Christenländer anreizen; ferner seyen die Italier eine rasche Nation, und leicht könnte den Gesandten ein Unfall zustoßen, den die Tartaren nie vergeben würden, ohne ihn blutig gerächt zu haben; endlich würden sie doch nur Spione seyn, denen nicht recht zu trauen sey; deßwegen wolle er sich lieber selbst mit den kaiserlichen Schreiben belasten. Am 13. November erhielten sie endlich ihre Pässe und machten sich auf zur Rückkehr. Sie

durchwanderten die winterlichen Wüsten, in denen sie auch nicht einen Baum fanden, mit großer Beschwerde. Oft schliefen sie im Freien, und fanden sich des Morgens mit einer tiefen Schneelage bedeckt; endlich kamen sie am Himmelfahrtstage an den Hof des Battu-Khan zurück. Sie kamen abermals durch Korrensa und Montschi; man gab ihnen Führer bis zu den letzten Tartarenposten, von denen sie nach sechs Tagen in Kiew anlangten. Die Fürsten Daniel und Wasili empfingen sie auf das liebreichste, bewirtheten sie prächtig und gesellten ihnen Gesandte bei, welche dem Papste ihre Unterwerfung erklären und versichern sollten: daß sie die römische Kirche als ihre Mutter betrachteten. Carpini brachte die ersten Nachrichten über die Mongolen und nähere Berichte über ihre Lebensweise mit, die um so schätzbarer waren, als die Sachen der Mongolen in der Blüthe standen.

2. Rubruquis.

Eine zweite große Reise nach Asia, und zwar ebenfalls an den Hof des Großmoguls oder Großkhan, ist uns aus derselben Zeit aufbewahrt. Diese Reisen sind um so beachtenswerther, als sie der Grund aller folgenden Reisen der Europäer sind, durch welche sich diese die übrigen Erdtheile unterwarfen. Ludwig der Heilige hatte schon während seines Aufenthalts zu Nikosia auf Cypern eine Gesandtschaft mit persischen Briefen von dem Tartarenfürsten Erkaltay erhalten. Die Gesandten überredeten Ludwig, daß der Großkhan, bewogen durch die Bitten seiner Mutter, die eine Christin sey, vor drei Jahren das Christenthum angenommen, und sich sammt allen Großen seines Reiches habe taufen lassen. Auch Erkaltay habe die Taufe empfangen, und eine große Armee abgesandt, um die christliche Religion zu verbreiten und die Verehrer des Kreuzes zu beschützen; endlich wünsche auch der Großkhan nichts sehnlicher, als mit dem Könige von Frankreich Freundschaft zu schließen. Sie setzten noch hinzu: daß Erkaltay künftige Ostern seinen Sitz zu Baldag oder Bagdad aufzuschlagen gedenke, da der Kalife

dem Sultan von Egypten gegen die Christen, besonders in der Schlacht bei Damiette, Beistand geleistet habe. Der König war von dieser Botschaft entzückt, hörte mit ihnen die Messe, bei welcher sie sich als gute Katholiken benahmen. Die Briefe des Erkaltay sprachen von der Vertheidigung der Kreuzesbekenner und empfahlen die Vereinigung der Lateiner, Griechen, Nestorianer, Jakobiten u. s. w., sagten jedoch nichts von der Bekehrung des Großkhan. Auch kamen eine solche Menge Sonderbarkeiten in der Erzählung dieser Thatsachen vor, daß das Mißtrauen der Franzosen über die ganze Bekehrung Erkaltays nicht ganz ohne Grund zu seyn scheint. Prevorst glaubt nämlich: Erkaltay sey durch mehre Ähnlichkeiten des Kultus, welche zwischen dem Lamaischen und Christlichen Statt finden, getäuscht worden, und habe das Christenthum mit dem Lamaismus für identisch gehalten, was um so wahrscheinlicher ist, da die Mutter des Kaisers, offenbar eine tartarische Prinzessin, für eine Christin ausgegeben wird. Überdieß war ihm bei seinen Eroberungsplanen zu sehr um den Beistand der Christen zu thun, als daß er diesen Irrthum, selbst wenn er ihn eingesehen hätte, nicht sollte unterhalten haben.

Ludwig war zu eifrig für die Verbreitung des Christenthums eingenommen, als daß er nicht eine so gute Gelegenheit benutzt hätte, und schickte eine Gesandtschaft sowohl an Erkaltay, als auch an den Großkhan ab. Unter den Geschenken für den letztern befand sich auch ein Purpur-Zelt, das zu einer Kapelle eingerichtet war. Die Leidensgeschichte Christi war in Goldstickerei darin gewebt, und Geräthe für den christlichen Gottesdienst begleiteten dasselbe. Man sagt, an Erkaltay sey sogar ein Stück des wahren Kreuzes gesandt worden. Diese Geschenke waren von Briefen, die große Freude des Königs über ihre Bekehrung ausdrücken, begleitet. Es wurde zugleich das Entzücken geschildert, welches die römische Kirche, die sie mit mütterlicher Zärtlichkeit in ihren Schooß aufnehme, empfunden habe. Zugleich folgten herzliche Ermahnungen, bei der Rechtgläubigkeit zu verharren, die römische als die Mutter aller Kir-

chen, und den Papst als den Statthalter Jesu Christi zu erkennen. Der Pater André nebst zwei Jakobinern, wie die Dominikaner in Frankreich genannt werden, wurden nebst einem Sekretär und zwei Officieren zur Gesandtschaft ernannt. Diese ging am 28. Januar 1252 von Nikosia ab. Der stolze Khan, vermuthlich nicht recht wissend, was er aus der ganzen Sache machen sollte, betrachtete die ganze Gesandtschaft als eine Art Huldigung, die Ludwig seiner Größe dargebracht, entließ die Gesandten nach einer ehrenvollen Aufnahme in Frieden, ohne sich im Ganzen weiter über ihren Zweck auszusprechen.

Der Eifer des frommen Königs war indessen dadurch nichts weniger als erkaltet; er beschloß sogleich, im folgenden Jahre noch einen Versuch zur Bekehrung der Mongolen zu machen. Zu diesem Ende ward Wilhelm von Ruysbroek, bekannt unter dem Namen Rubruquis, geboren in Brabant 1230, nebst Bartholomäus von Cremona, beide Minoriten, mit einer neuen Mission belastet. Sie gingen nach Konstantinopel, und verkündigten daselbst von der Kanzel der Sophienkirche herab ihren Entschluß: nach Asia zu gehen, um unter den heidnischen Mongolen das Evangelium zu predigen.

Am 7. Mai 1253 reiste Rubruquis aus dem Hafen von Konstantinopel nach der Krimm ab, wo er im Hafen von Soldaja, jetzt Sudak, landete, und sehr überrascht wurde, da er fand, daß man hier sowohl von seiner Sendung als dem Zwecke derselben vollkommen unterrichtet sey. Im Westen dieses Hafens lag die Stadt Cherson, ostwärts aber am Ausflusse des Tanais lag Marikandus und die Stadt Matriga oder Materta, bei den Griechen einst Tamatarcha genannt. An die Mündung des Tanais kamen die konstantinopolitanischen Kaufleute sehr häufig, um daselbst Thunfische, Störe und Barben zu kaufen. Von Tanais bis zur Donaumündung, und jenseit derselben gegen Konstantinopel hin, war alles den Mongolen unterwürfig. Zwischen Soldaja und Cherson fand Rubruquis das Land voll Schlösser, die von Gothen bewohnt waren, deren Sprache er verstand. Dieser Reste der Gothen am

schwarzen Meere erwähnt nach ihm auch um das Jahr 1438 Josafat Barbara, und 1562 Lusbek, der sogar von Gesandten aus ihrer Mitte sprach.

Rubruquis verschaffte sich nun acht gedeckte Wagen, von denen zwei auf der Reise als Lagerstätten dienten, dann fünf Reitpferde für sein Gefolge, und so trat er in Gesellschaft eines Geistlichen, eines Dolmetsches, eines Führers und eines Dieners seine Reise an. Er durchzog die Provinzen an der Wolga und dem Kaspi-See, ungefähr denselben Weg, welchen Carpini genommen. Alle diese Provinzen waren fürchterlich verheert, die armen Einwohner wurden geplündert, so lange sie noch etwas hatten, und als sie nichts mehr zu geben vermochten, trieb man sie gleich dem Viehe fort, um als Sklaven zu dienen und die Heerden des Siegers zu hüten. Durch ganze zwei Monate, bis sie zu dem an der Wolga lagernden Sartak kamen, fanden daher die Gesandten weder Herberge noch Zelte, so sehr war das Land verwüstet. Rubruquis äußert daher, daß die Mongolen eine ihnen eigenthümliche Kunst, Länder zu verheeren, besäßen. Die mongolischen Führer fielen den Gesandten sehr zur Last, unaufhörlich forderten sie Geschenke, Lebensmittel und Näschereien, auf die sie sehr lebhaft erpicht waren, indessen wagten sie keine Gewaltthat. Der Morduanen oder Mordwinen erwähnt Rubruquis als Bewohner der nördlichen Steppen. Sie sind Heiden, ohne Städte, bloß in zerstreuten Waldhütten wohnend; indessen sind sie reich an Wachs, Honig, Schweinen, Pelzwerk und Falken. Nördlich von ihnen fand er die Merduas oder Merdas, ebenfalls Heiden, die sich bis an die Wolga ausbreiten. Diesen Fluß nennt er Etilia, und das Volk, unter dem man die Tscheremissen vermuthet, hält er für Muhameder, da sie am Freitage nicht arbeiten; sie sind indessen Heiden. Der Sartak-Khan an der Wolga nahm ihn freundlich auf, und sandte ihn weiter zum Battu-Khan. Der fragte ihn, was er eigentlich im Lande wolle? worauf sich Rubruquis auf die Knie warf und Gott mit lauter Stimme und aufgehobenen Händen um die Bekehrung Battus anrief.

Da dieser die Worte nicht verstand, und nur die Geberden sah, so nöthigten ihm diese ein Lächeln ab, während die Menge klatschte und sich an dem fremden Schauspiele ergötzte. Battu bedeutete dem Missionär, daß er ohne Erlaubniß des Großkhan nicht im Lande bleiben dürfe, und sich also zu einer Reise dahin anzuschicken habe, man würde ihm jedoch zur Weiterreise Lebens- und Transportmittel reichen. Fünf Wochen lang folgten sie nun dem Laufe der Wolga, an Allem Mangel leidend, und oft sogar der Lebensmittel entbehrend; endlich gelangten sie durch eine Steppe von zwölf Tagereisen an den Jaik oder Ural. Die Kälte fing an empfindlich zu werden, denn es war bereits September. Man reichte ihnen Pelzmäntel und Filze, gab ihnen auch Pferde, mit denen täglich drei Mal gewechselt wurde. Die Tagereisen waren gewöhnlich 30 Stunden lang. Ihre ganze Nahrung bestand aus Hirse in Wasser gekocht und saure Stutenmilch, Kuhmiß genannt, nur des Abends erhielten sie etwas Fleisch. Jenseit des Jaik kamen sie zu den Paskatiren, die mit den Ungarn eine Sprache reden, und weder Dörfer noch Städte hatten. Endlich am 7. November wendeten sie sich weiter von Osten gegen Süden hinab nach der Stadt Kenchat. Sie fanden hier Weinbau und einen im nahen Gebirge entspringenden, aber in einen Morast sich verlierenden Fluß. Sie hatten auf dem Wege auch wilde Esel gesehen, die wie heute noch Kulan hießen; übrigens konnten sie nicht genau erfahren, wo sie sich eigentlich befanden, da sie weder den Namen dieses Flusses, noch das Nähere der Stadt Kenchat genauer erkunden konnten; da jedoch das kaukasische Gebirge nur sechs Tagereisen weit, und jenseit des Kaspi-See lag, so darf man wohl annehmen, daß Rubruquis Weg an der Wolga bis zum Jaik, und von da bis Turkestan, nordwärts des Aralsee sich hingezogen, und daß Kenchat gar wohl das gegenwärtige Kaschkanat seyn könnte, da besonders auch die Beschaffenheit des Bodens und der Flüsse damit übereinstimmt. Nach vielen Beschwerden kamen sie durch Aksu am Tekesch nach Irganakon oder Organon, wie es Rubruquis nennt. Dies war ein seines Reichthums, seiner Minen und seiner

Industrie wegen berühmter Ort. Sie blieben hier 14 Tage lang, um sich zu erholen.

Sie zogen von Irganakon wieder ostwärts, und kamen zu den Iguren, in deren Lande die Stadt Karakorum, zehn Tagereisen vom Hoflager des Khan entfernt lag. In allen Städten wohnten Muhameder mit Nestorianern vermischt. Letztere waren Heiden, verehrten Götzenbilder, und hatten Betschnüre, an denen bei 200 Kügelchen gereiht waren, die sie mit den Worten: »Ou-Mam-Haktaui, Gott, du weißt es,« abrollten. Sie waren in der Meinung, daß diese Art Gebet verdienstlich sey. Es ist offenbar, daß Rubruquis auch hier Lamaverehrer mit nestorianischen Christen verwechselt. Die Mongolen haben ihre Schrift von diesen Nestorianern, und schreiben ihre Buchstaben von oben zur linken Hand herab. An sie grenzen die Besitzungen des Priester Johann. Hier hat also das Mährchen vom Priester Johann seinen Ursprung und seine Erklärung. Aus dem Lama entstand der Johann, und der Priester Johann ist der große Lama von Tibet. Daß man ihn bald in Asia, bald in Afrika, bald in Abyssynien, bald in Guinea suchte, gehört unter die großen Beweise des menschlichen Scharfsinnes, womit er Eldorado, Utopien, das Schlaraffenland und den Priester Johann in allen Erdtheilen gesucht hat. Weiter in Osten liegt, nach Rubruquis, Tangut, von einer tapfern Nation bewohnt.

Von Tibet oder Tebet erzählt Rubruquis, daß dessen Einwohner, eine tapfere Nation, früher die Leichen ihrer Eltern verzehrt hätten, und nur der allgemeine Abscheu, den dieser abscheuliche Gebrauch bei andern Völkern erregt, habe sie bewogen, von demselben zu lassen; indessen gebrauchen sie noch die Hirnschädel der Vorfahren als Trinkgeschirre. Sie sind ein häßlich gestaltetes Volk, besitzen aber viel Gold. Hinter ihnen wohnen die Langen und Solangen, deren Gesandte, wie Rubruquis sah, mit sechs Ochsen bespannte Wagen nach der Hofhaltung des Khan brachten. Das letzte Volk ist ein tungusischer Stamm, an Chinas Grenzen umherziehend. Kathay, das

weiter hin lag, hält Rubruquis für das alte Land der Serer, und er ist der erste christliche Schriftsteller, der von China oder Kathay, oder dem Sererlande aus Erfahrung spricht, die er im Lager der Mongolen gesammelt hat. Am Hofe des Großkhan hielten sich zugleich mit ihm Gesandte aus China auf. Er sah ihre Schrift, ihre Art zu leben und zu seyn, und beschreibt sie so, daß man die Gegenwart zu sehen glaubt. Nebenbei wird ihm die nachmals so einflußreich gewordene Stadt mit silbernen Mauern und goldenen Thüren vorgefabelt; aus dem Sererlande kommen die seidenen Zeuge, die Reichthümer des himmlischen Reiches sind unermeßlich; die Leute dagegen werden klein und durch die Nase sprechend, mit kleinen Augen geschildert. Diese durch Marco Polo bestätigte Schilderung war es, die Columbus begeisterte, und die spanischen Eroberer reizte. Es ist gar kein Zweifel, daß, wäre Amerika nicht dazwischen gelegen, und hätten Columbus und Cortez wirklich China aufgefunden, damals das himmlische Reich das ziemlich irdische Schicksal Mexikos und Perus gehabt haben würde. Auch die Kasteneintheilung kam zu seiner Kenntniß, jeder Vater lehrte seinem Sohne sein eigenes Handwerk, Muhameder und Nestorianer leben in Nordchina durch einander; auch hier sind die Nestorianer wahrscheinlich Lamaisten, obwohl ein christliches Element nicht zu verkennen ist. Es ist sogar wahrscheinlich, daß in Tibet oder Butan selbst eine tiefe Entartung des Christenthums dem Schamaismus beigemischt ist. Daß jedoch die christliche Religion sich früh in China heimisch gemacht und große Ausbreitung erhalten habe, soll aus folgender Thatsache erhellen: Im Jahre 1625 soll in Singa-fu sich ein Stein gefunden haben, der mit chinesischer und syrischer Schrift beschrieben war, und ausdrücklich verkündet: Im Jahre 636 hätten die serischen Nestorianer einen gewissen Olopuen in der Absicht, das Evangelium zu predigen, nach China gesandt. Kaiser Tai-sum-ven, der damals regierte, habe nicht nur die Erlaubniß zur Predigt des Evangeliums ertheilt, sondern sogar durch ein Edikt dasselbe in ganz China zu predigen befohlen. Hierauf wurde in der Stadt In-in-fan

eine Kirche gebaut, und im Jahre 651 war bereits in ganz China die christliche Lehre bekannt. In den Jahren 699 bis 713 erregten die Bonzen Verfolgungen gegen die Christen; im Jahre 747 kam jedoch ein anderer Priester Kie-ho aus Tat-sin (Persien), dem der Kaiser So-kum-ven-mi 757 mehre Kirchen erbaute, während seine Nachfolger die christliche Kirche zu beschützen fortgefahren. Zum Andenken aller dieser Begebenheiten ist dieser Stein im Jahre 782, im zweiten Jahre des Kaisers Tam, zur Zeit des Patriarchen oder Katholikos Hananjesus errichtet worden. Auf diesem Steine soll sich nebst dieser langen Erzählung noch ein kurzes christliches Glaubensbekenntniß und ein Auszug der ganzen christlichen Lehre befinden. Uns scheint es: daß die ganze Inschrift und der wunderbare Stein, welcher alles dieses enthält, ziemlich stark nach einem Mährchen riecht. Indessen erzählt auch Rubruquis von einem Bischofe von Singan-fu in einer der nordöstlichen Provinzen Chinas. Daß das Christenthum ganz Asia überhaucht, ist gewiß, denn überall lassen sich Spuren wahrnehmen; daß es aber in China in so früher Zeit so tief gewurzelt, läßt sich schwer annehmen.

Endlich langten die Gesandten 20 Tagereisen von Kathay im Hoflager des Mangu-Khan am 27. Dezember 1253 an. Am 1. Januar 1254 wurden sie beim Großkhan zur Audienz eingeführt. Sie mußten barfuß eintreten, und wurden von ihm in einem mit Gold durchwirktem Zeuge ausgeschlagenen Zimmer, wo er auf einem Ruhebette zwischen einer seiner Frauen und Töchter saß, empfangen. Er hatte ein glänzendes Pelzkleid an; vor ihm stand ein Kohlenbecken, auf dem Wurzeln und Dornen mit Ochsenmist vermischt brannten. Rubruquis entschuldigte sich, keine Geschenke gebracht zu haben, er sey nur auf das Gerücht, Sadasch-Khan habe die christliche Religion angenommen, hieher gereist, und bitte bloß um die Erlaubniß, bis zum Eintritte der bessern Jahreszeit im Lande verbleiben zu dürfen. Der Khan nahm sie freundlich auf, bewilligte ihnen zwei Monate zur Ruhe, ließ sie mit Stutenmilch bewirthen, und befahl, ihnen alles, was sie bedürften, zu verabreichen. Er erkundigte sich auch

nach Frankreich, und ob es daselbst viele Ochsen und Pferde gebe. Den Vorschlag, den Khan zur Annahme des Christenthums zu bewegen, fanden sie zu machen nicht für rathsam, aber ein Madonnenbild zogen sie hervor, und sangen eine Hymne zu seiner Ehre, was der Khan als eine ihm erwiesene Ehrenbezeugung gefällig aufnahm.

Gegen Ende März begab sich der Großkhan nach Karaforum, bei den Chinesen Holin genannt, das in der großen Ebene, die heut zu Tage das russische Gebiet von der Chinamauer scheidet, lag. Die Missionäre folgten dem Khane nach, und diese berühmte Hauptstadt des Großkhan oder Großmoguls war das äußerste Ziel ihrer Reise. Sie fanden hier zwei Moscheen und eine christliche Kirche. Die Chinesen bewohnten eine eigene Straße, und ein einfacher Erdwall umgab den Geburtsort Dschengis-Khans, bei dessen Nennung Asia noch heut zu Tage bebt. Noch fünf Monate lebte Rubruquis am Hofe des Großkhan, wo seine lateinischen Reden und die darauf erfolgten barbarischen Antworten, bei dem völligen Mangel eines Dolmetsches, seltsame Unterhaltungen hervorbrachten. Endlich entließ der Khan die Gesandtschaft reichlich beschenkt. Unter den Geschenken befanden sich sehr schöne Pferde, zugleich auch ein Schreiben des Großkhan an Ludwig den Heiligen, worin er dem Könige befahl, um seine Freundschaft zu behalten, fleißig den Glauben Dschingis-Khan zu befolgen. Auf der Rückreise schlug Rubruquis denselben Weg ein, den er auf der Herreise befolgt hatte, und traf am 16. September 1254 bei Battu-Khan wieder ein. Von diesem nach mehren Wochen entlassen, kam er nach Sumerkent, darauf aber zum eisernen Thore bei Derbent. Diese Stadt, welche die ganze Ebene zwischen dem Kaspi-See und hohen Gebirgen einnahm, lag auf diesem Platze, der sehr beschränkt war, unter einem festen Schlosse. Hier und in den nahen Bergen wohnte ein eisenarbeitendes Volk, welches vortreffliche Panzer und Harnische fertigte, und den Tartaren nicht nur nicht unterworfen, sondern mit diesen in offener Fehde war. Bis zu diesem berühmten Gebirgspasse, dessen Ruhm die Natur begrün-

det, fand Rubruquis alles verödet; erst jenseits fand er wieder bewohntes, bebautes Land. Er reiste nun durch Schirvan, Georgien, Kappadocien nach der Insel Cypern, von wo er sich sodann nach Antiochien, und endlich nach Tripolis in Palästina begab. Hier verweigerte ihm der Superior seine Abreise zu Ludwig dem Heiligen, um ihm Bericht zu erstatten, und verwies ihn in das Kloster zu Akre. Er sandte also seinen uns noch erhaltenen Reisebericht in dem Latein seiner Zeit an den König. Dieser Bericht erweiterte die Geographie Asias beträchtlich, und die vielen ethischen und naturhistorischen Beobachtungen zeigen hinlänglich, daß er troß seines schlechten Latein ein aufgeweckter Kopf war.

Zu gleicher Zeit mit Rubruquis befand sich auch Haito oder Haytho, Prinz von Gorigos, am Hofe des Großkhan. Er wollte nach seines Vaters Tode die Krone nicht annehmen, und wurde endlich auf Cypern Prämonstratenser-Mönch. Später kam er nach Rom, und dann nach Avignon, wo ihn der Papst zum Abte des Klosters von Poitou ernannte. Hier diktirte er seinen Lebenslauf, Reisen und Erfahrungen, die der Papst sodann ins Lateinische übersetzen ließ. Es besteht aus einer Geschichte Dschingis-Khans und seiner Nachfolger bis Mango-Khan, aus Nachrichten, die ihm sein Großvater von seinem Leben erzählt, und endlich, was er selbst erlebt hat. Das Beste ist wohl daran die Schilderung der asischen Reiche, die er sehr ausführlich behandelt. Diese Nachrichten würden freilich einen noch höhern geographischen und historischen Werth haben, wenn sie nicht bloß aus dem Gedächtnisse diktirt, durch Übertragungen und Abschriften verunstaltet, die größte Vorsicht geböten.

3. Marco Polo.

Die Reisen der Venezianer aus der Familie Polo sind der Anhaltpunkt, an welchen sich alle neueren Reisen knüpfen. Die Nachrichten, welche diese Italiener aus dem Oriente zurückbrachten, übten einen unermeßlichen Einfluß auf die Kulturgeschichte der Menschheit aus. Durch sie wurde der große Columbus

begeistert, und die von Marco Polo besuchten Ostländer waren es eigentlich, welche zu suchen Columbus ausfuhr, und die gefunden zu haben er bis an das Ende seines Lebens beharrlich glaubte.

Als 1250 Balduin auf dem Throne der Cäsaren in Konstantinopel saß, langten daselbst Nikolaus und Maffio oder Mattheus, aus der edlen venezianischen Familie Polo an. Ihr Zweck war, eine Handelsreise in die entferntern Gegenden des Orients zu unternehmen; und nachdem sie sich hiezu gehörig ausgerüstet hatten, traten sie mit einem ziemlich zahlreichen und stattlichen Gefolge ihre Reise an. Sie schifften nach Soldadia oder Soldeia auf dem taurischen Chersonesus über, und begaben sich unter die Tartaren, an den Hof des Barka-Khan, welcher seinen Sitz in den Städten Bolgara und Assera hatte. Sie wurden daselbst sehr wohl aufgenommen, wie sie denn auch, sowohl durch ihre feine Bildung, als ritterlichen Anstand und die äußern Zeichen des Reichthums gegen die bisher erschienenen armen Missionäre sehr vortheilhaft abstachen. Sie erweckten bei den Orientalen zum ersten Male eine etwas vortheilhaftere Meinung von den Abendländern. Ein volles Jahr brachten sie an dem Hofe des Khan zu, und fingen bereits an, auf ihre Rückreise zu denken, als zwischen Barka-Khan und einem andern Tartarenfürsten, Namens Allo, ein Krieg ausbrach, der mit dem Untergange des erstern endigte; worauf sich sodann die Venezianer auf Umwegen über Ukhaka oder Urghenz und den Tigris auf den Heimweg begaben. Sie gelangten jenseit des Tigris in die große Steppe, durch welche sie siebzehn Tage reisten, ohne irgend einen Wohnort, außer einigen Tartarenzelten, anzutreffen. Endlich gelangten sie nach Bokara oder Bokhara, wo sie durch drei Jahre sehr gute Geschäfte machten. Während dieser Zeit waren die umliegenden Länder durch beständige Kriege beunruhigt, die jede Weiterreise unmöglich machten. Gegen das Ende des dritten Jahres kamen daselbst Gesandte an, welche von Allo an den Großmogul geschickt wurden. Die Venezianer sprachen bereits die Tartaren-

sprache vollkommen, und hatten sich durch ihr Benehmen überaus beliebt gemacht. Besonders gab sich der Gesandte alle Mühe, sie durch Geschenke und Schmeicheleien zur Mitreise an den Hof des Großkhan zu vermögen. Da jede Aussicht auf eine baldige Rückkehr verschlossen war, so sagten sie zu, und begaben sich mit einem ansehnlichen Gefolge auf den Weg. Es war gerade im Winter, die Flüsse waren ausgetreten, und der Schnee überaus häufig, die Reise daher außerordentlich beschwerlich; man langte deswegen erst nach Jahresfrist an dem Hofe des großen Fürsten der Mongolen, der damals Kublai hieß, an.

Der König der Könige nahm die gebildeten Europäer, welche die ersten waren, die sich ihm verständlich machen konnten, und durch ihr Äußeres Achtung geboten, liebreich auf, zeichnete sie aus, und hielt mehrere Unterredungen mit ihnen. Der Gegenstand derselben betraf Europa, den römischen Kaiser, den Papst, die Sitten, Regierart und den Glauben des Abendlandes. Er legte mit einer großen Wißbegierde auch ein großes Interesse für alle diese Wissenschaften an den Tag, und that ihnen nach einiger Zeit den Entschluß kund, eine Gesandtschaft nach Rom zu senden, um vom Papste hundert im Christenthume wohlgelehrte Männer zu begehren. Diese Aufgabe war für die damalige Zeit eben nicht gering, und sollte, nach der Äußerung des Großkhan, den Erfolg haben, die tartarischen Priester zu überzeugen: daß die christliche Religion nicht nur die bessere, sondern auch die einzige, durch welche man selig werden könne, sey; und daß die Götter, welche die blinden Völker des Orients bisher verehrt hatten, nichts als Teufel seyen. Die Gebrüder Polo sollten die Gesandtschaft begleiten, und wurden von dem Kaiser auf das gnädigste entlassen. Er gab ihnen einen Paß mit, der in einer goldenen Tafel bestand, auf welcher das Wappen des Kaisers eingegraben war. Überall, wo der[redacted] vorgezeigt wurde, waren sie mit der größten Ehrerbietung empfangen, und alle ihre Bedürfnisse wurden mit der größten Zuvorkommenheit befriedigt. Indessen hatten sie kaum 20 Tagreisen zurückgelegt, als Chothatal, der tartarische Gesandte, erkrankte,

und zurückgelassen werden mußte. Auch ohne ihn verschaffte ihnen der goldene Paß, dessen Sprache man in der ganzen Welt versteht, überall die beste Aufnahme. Sie empfingen allenthalben Vorspann, Unterhalt, Bedeckung, und gelangten ohne Unfall nach dem armenischen Hafen La Giazza, wo sie sich nach Akre einschifften. Hier, wo sie 1269 landeten, erfuhren sie den im vorhergehenden Jahre erfolgten Tod des Papstes Clemens IV. Sie reisten daher nach Venedig, um in ihrer Heimath die Wahl eines neuen Papstes abzuwarten. Hier fand Nikolaus Polo seine Gattin, die er guter Hoffnung verlassen hatte, im Grabe, dagegen einen neunzehnjährigen Sohn, Namens Marco, unsern berühmten Reisenden, am Leben. Die Unordnung, welche bei den Papstwahlen jener Zeit herrschte, verzögerte die Wahl durch volle zwei Jahre, ohne daß ein neuer Papst gewählt worden wäre. Bei längerer Verzögerung, den Zorn des Großkhan fürchtend, beschlossen die Brüder Polo die Rückkehr an den Hof desselben, und nahmen den jungen Marco mit sich. Als sie zu St. Jean d'Acre anlangten, versah sie der daselbst befindliche päpstliche Legat Theobaldo Vicomte de Vicence mit Briefen an den Großkhan, worauf sie nach La Giazza überfuhren. Hier erhielten sie die Nachricht, daß der päpstliche Legat von Jerusalem als Gregor X. zum Papst erwählt sey; worauf die Polo sogleich nach Akre zurückkehrten, und nun vom Papste mit förmlichen Beglaubigungsschreiben und kostbaren Geschenken versehen wurden. Die hundert gelehrten Apostel, welche der Khan zur Austreibung der Teufel aus dem Gehirne tartarischer Priester verlangt hatte, waren jedoch in der damaligen Christenheit nicht aufzufinden, und der Papst begnügte sich, Nikolaus von Vicenza und Wilhelm von Tripoli, zwei Dominikanermönche, mit der ausgedehnten Vollmacht, Priester und selbst Bischöfe zu weihen, an den Großkhan mitzusenden. So kehrte nun 1271 die ganze Gesandtschaft nach Armenien zurück, in welches der Sultan von Egypten so eben mit einer großen Macht eingefallen war. Die beiden Dominikaner wurden dadurch so sehr erschreckt, daß

sie sogleich wieder umkehrten, während die im Oriente besser Bescheid wissenden Venezianer ihre Reise fortsetzten. Sie gelangten nach Balkh, im Lande des Badasch-Khan, wo der junge Polo krank wurde, und sich die Reise um ein ganzes Jahr verzögerte. Sie überstiegen nun die Gebirge von Belur, erreichten die Stadt Kaschgar, und brauchten noch 30 Tagreisen, um durch die Wüsten von Lap und Gobi zu ziehen. Sie betraten nun China, und langten so nach drei und einem halben Jahre an dem Hoflager des Kublai-Khan sehr wohlbehalten an. Der Großkhan hatte ihnen 40 Tagreisen weit einige Hofherren entgegengeschickt, um ihnen eine angenehme Reise zu bereiten. Umgeben von seinem Hofe im höchsten Glanze, empfing er die Polos mit dem herzlichsten Wohlwollen, und äußerte die innigste Freude über ihre Rückkehr. Er erkundigte sich nach dem Befinden des Papstes, nach ihrer Reise, und als er vernahm, daß der junge Venetianer der Sohn des Nikolaus sey, ließ er den[redacted] sogleich unter seine vornehmsten Hofbeamten einschreiben, und nahm ihn unter seinen besondern Schutz.

Der junge Polo, durch Bildung und Talente im höchsten Grade ausgezeichnet, erwarb sich sehr bald die Achtung des ganzen Hofes, und das Vertrauen des Großkhans. Er erlernte schnell die Sprachen der Tataren, und fügte sich mit Leichtigkeit in ihre Sitten. Der Khan gebrauchte ihn zu den wichtigsten Geschäften, und beauftragte ihn mit mancherley Gesandtschaften. So sandte er ihn einstmals in den wichtigsten Reichsgeschäften nach der Stadt Karazan, auf welcher Reise er sechs Monate unter Wegs war. Da er wußte, welch ein Freund der Khan von allen Neuigkeiten war, so zog er auf seiner Reise an allen merkwürdigen Orten Berichte ein, und nachdem er den Auftrag des Khans mit großer Umsicht vollbracht hatte, stattete er dem[redacted] einen ausführlichen Bericht ab. Hierdurch erwarb er sich so sehr die Liebe des Khans, daß er zum Gouverneur der Stadt Yangtscheu-fu, in der Provinz Kiang-nan, ernannt wurde, und die gesetzlichen drei Jahre zur großen Zufrie-

denheit des Herrschers, wie der Beherrschten, daselbst zubrachte. Die beiden ältern Polo waren unterdessen durch Erfindung von Wurfmaschinen dem Kaiser zur Eroberung von Siang-gang-fu behülflich gewesen, welche drei Jahre hindurch seinen Truppen widerstanden hatte. Durch alle diese Dienstleistungen hatten sich die Polos nicht allein das größte Vertrauen, sondern auch die Gunst des Großkhan erworben. Indessen waren bereits siebzehn Jahre seit ihrer Abwesenheit aus dem Vaterlande verflossen; sie sehnten sich daher nach dem[redacted] zurück, und benutzten eine günstige Gelegenheit, um dem Khan ihre Wünsche vorzutragen. Dieser wurde jedoch plötzlich ernst, und schlug ihnen ihr Begehren geradezu ab. Wenn euch nur, sagte er, der Wunsch nach Reichthümern in euer Vaterland zurückzieht, so verspreche ich euch, daß auch eure kühnsten Erwartungen übertroffen werden sollen; zugleich aber eröffne ich euch, daß ich nie in eure Entfernung aus meinen Staaten einwilligen werde. Unterdessen machte Marco Polo, im Auftrage des Khan, eine Reise nach den Inseln des indischen Archipels. Während seiner Abwesenheit langten Gesandte des Königs von Persien an, um vom Großkhan eine kaiserliche Prinzessin für ihren Herrn zur Gemahlin zu erbitten. Eine junge siebzehnjährige Fürstin, Namens Kogatin, von ausgezeichneter Schönheit, wurde ausgewählt, und mit einem großen Gefolge nach Persien gesandt. Indessen kehrte diese ganze Gesandtschaft, nach achtmonatlicher Reise, wieder zurück, da man bei den Unruhen, die in mehreren Provinzen herrschten, nicht wagte, die Reise weiter fortzusetzen. Man war nun in der größten Verlegenheit, wie die Braut an den Ort ihrer Bestimmung gelangen sollte, als Marco Polo aus dem indischen Archipel zurückkehrte, ausführlichen Bericht über seine Reise erstattete, und zugleich die Kunde brachte, daß das Meer bis in den persischen Meerbusen mit der größten Sicherheit befahren werden könne. Sogleich wurde beschlossen, von diesem Umstande Gebrauch zu machen, und die Prinzessin zur See an ihren Bestimmungsort zu führen. Sehr ungern aber wollte der Khan die seeerfahrnen Polos zu diesem Zwecke

gebrauchen. Er bewilligte es aber doch, und so wurden vierzehn viermastige Schiffe ausgerüstet, und auf zwei Jahre mit Lebensmitteln versehen. Vor der Abreise dieser Flotte berief der Großkhan die drei Venetianer noch einmal zu sich, unterhielt sich mit ihnen auf das wohlwollendste, dankte ihnen auf das herzlichste für alle geleisteten Dienste, und ließ sich von ihnen das Versprechen geben, nachdem sie ihr Vaterland besucht, und die Ihrigen gesehen hätten, wieder zu ihm zurückzukehren. Er versah sie mit Beglaubigungsschreiben, um als seine Gesandte an allen Höfen Europas auftreten zu können, gab ihnen Pässe, um aller Orten mit den nöthigen Bedürfnissen versehen zu werden, überhäufte sie endlich mit kaiserlicher Freigebigkeit, mit Gold und Juwelen, und entließ sie, durchdrungen von Achtung und Erkenntlichkeit gegen ihren Wohlthäter.

Die Gesandtschaft trat demnach ihre Reise an, segelte an der Chinaküste hinab, durchschiffte die Meerenge von Malakka, ward aber durch die Monsoons auf der Insel Sumatra durch fünf Monate festgehalten. Man landete auch auf der Insel Ceylon, dublirte das Kap Komorin, und langte nach Durchschiffung des indischen Ozeans glücklich im Hafen von Ormus, im persischen Meerbusen, an. Unterdessen waren aber 600 Mann der Schiffmannschaft, so wie die persischen Gesandten, auf der langen Seereise, gestorben. Man langte 1294 zu Ormus an; der Bräutigam der Prinzessin war jedoch schon 1291 gestorben, und sie wurde nun dem unmündigen Thronfolger, dem späterhin so berühmt gewordenen Ghazan-Khan, zur Gemahlin bestimmt. Die Polo reisten nun über Khorasan, Trapezunt, Konstantinopel und Euböa nach Europa zurück. Sie langten im Jahre 1295, nach einer Abwesenheit von 26 Jahren, in ihrer Vaterstadt an.

Hier waren sie sehr unwillkommene Gäste, denn die Verwandten, in der sichern Meinung, daß die Polo längst umgekommen seyen, hatten bereits vom Pallaste Besitz genommen, wollten auch die Polos nicht anerkennen. Indessen hatte sie auch Alter und Beschwerde sehr verändert. Ihre tartarische Klei-

dung, ihre verbrannte Gesichtsfarbe, und selbst ihre Sprache, die nicht mehr venezianisch klang, hatte sie entstellt. Sie versammelten daher alle diejenigen, welche sie früher gekannt hatten, und luden sie, nebst ihren Verwandten, zu einem großen Gastmale ein, als das kräftigste Mittel, sich kenntlich zu machen. Als sich nämlich die Geladenen eingefunden hatten, wurden sie von den Polo in sehr reichen karmesinseidenen, nach morgenländischer Weise verfertigten Kleidern empfangen. Als man sich zur Tafel setzen wollte, erschienen die Reisenden in noch reichern Gewändern von karmesinrothem Damast, während diejenigen, welche sie vorher angehabt hatten, verschnitten und unter die Dienerschaft vertheilt wurden, denn sie waren sehr lang, und schleppten, nach damaliger Mode, auf dem Boden nach. Nachdem einige Speisen vorüber waren, entfernten sie sich noch ein Mal, und kamen in karmesinrothem Sammt, und am Ende des Festes in gewöhnliche venezianische Tracht gekleidet zurück. Die andern Kleider wurden abermals unter die Dienerschaft vertheilt. Endlich entfernte sich diese, und Marco Polo brachte nun die grobe tartarische Kleidung herbei, schnitt sie in Gegenwart der vor Erstaunen betäubten Gäste auf, und schüttete daraus eine ungeheure Menge der köstlichsten Rubine, Saphire, Smaragde und Diamanten heraus. Die Tafel glänzte von der prachtvollen Last, und die Gäste erkannten nun klar und deutlich, was sie vorher in Zweifel gezogen hatten: daß nämlich diese tapfern und ehrenwerthen Edelleute wirklich die Polos seyen, und erwiesen ihnen nun die größte Achtung und Ehrfurcht. Nun wollte sie die ganze Republik kennen lernen, und alles beeiferte sich, ihnen zu schmeicheln. Matteo, der älteste, wurde zum Senator erhoben, und Marco von dem Adel aufgesucht und über den Orient befragt. Da er jederzeit von den Schätzen des Groß-khans so erstaunliche Dinge rühmte, so gab man ihm den Namen Messer-Marco-Millioni. Er gerieth später in genuesische Gefangenschaft, wurde in Ketten gelegt, und schmachtete durch neun Jahre im Kerker. Alle Anerbietungen, sich los-zu-kaufen, wurden zurückgewiesen; sein Vater und Oheim glaub-

ten, ihn nie wieder zu sehen, und sahen sich bei allen ihren Reichthümern ohne Erben. Sie hielten daher einen Rath zusammen. Beide waren schon sehr alt, allein Nikolaus war, wie Ramusio sagt, noch ein lustiger Bruder, und es wurde daher beschlossen, daß er sich vermählen sollte. Dieser Plan wurde ausgeführt, und zur großen Verwunderung seiner Freunde, zeugte er in vier Jahren noch drei Kinder. Marco Polo ließ seine Papiere von Venedig kommen, und schrieb hier in der Gefangenschaft sein Werk, welches später so großes Aufsehen erregte. Endlich befreit, kehrte er nach Venedig zurück, verheirathete sich, und zeugte zwei Töchter. Die Familie Polo starb zu Venedig im Jahre 1417 aus.

Dieses Werk des Marco Polo hatte einen außerordentlichen Einfluß auf die Entdeckungen. Die lebendige Beschreibung dessen was er gesehen und nicht gesehen, diente der damaligen Lesewelt zur großen Belustigung; während das Gemälde der Reichthümer des Orients die Begierden des Abendlandes aufregte, und Veranlassung zu den Unternehmungen der Portugalen und Spanier wurde. Unter allen Reisenden des Mittelalters hat kein einziger so viele und so große Länder durchwandert und beschrieben, als Marco Polo. Freilich mußte auch er sich das allgemeine Schicksal aller derer, die sich um die Menschheit verdient machen, gefallen lassen, von der Welt als Lügner und Fabelheld verschrien zu werden. Ja viele wagten sogar, seine Reisen selbst in Zweifel zu ziehen. Indessen ist das Werk Marco Polo's durch so viele, und mitunter unreine Hände gegangen, daß Entstellungen nicht nur gemuthmaßt, sondern entschieden nachgewiesen werden können. Man weiß nicht einmal, in welcher Sprache es eigentlich geschrieben wurde. Prevorst vermuthet zwar, es sey lateinisch geschrieben worden, welche Meinung jedoch durchaus unhaltbar ist. Wahrscheinlicher ist die italische Abfassung der Reise; aber so viel ist gewiß, daß bei so bewandten Umständen manches entstellt werden mußte. Was einige Mährchen und Übertreibungen anlangt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich der muntere Venetianer mit den Neugie-

rigen seiner Zeit, wie Democrit mit den Abderiden, mitunter einigen Spaß machen wollte. Manche Leute glauben alles, nur die Wahrheit nicht. Indessen gibt Athanasius Kircher in seiner Geschichte von China, Marco Polos Berichten das ehrenvollste Zeugniß, und die neuesten Entdeckungen haben diesen, wie den alten Herodot, vielfach gerechtfertigt. Immer wird Marco Polos Namen zwischen Herodot und Columbus auf eine höchst ehrenvolle Weise genannt werden. Lange Zeit hindurch war er die einzige Quelle der asischen Geographie, und selbst die Portugalen konnten auf ihren indischen Reisen Marco Polos Bericht nur bestätigen. Sehr wichtig über die Glaubwürdigkeit seines Berichtes entscheidet er selbst auf seinem Todtenbette. Seine Freunde und Verwandte, welche selbst der Meinung waren, daß er in seinem Berichte die Wahrheit geschenkt habe, beschworen ihn bei seiner Seligkeit, alles in seinem Berichte auszustreichen, oder für ungültig zu erklären, was bloße Erfindung sey. In diesem wichtigen Augenblicke, wo man zum Lügen am allerwenigsten aufgelegt seyn dürfte, erklärte Marco, daß er, weit entfernt die Wahrheit zu entstellen, oder etwas zu übertreiben, vielmehr nicht die Hälfte dessen, aus Furcht als ein Lügner zu gelten, erzählt habe, was er wirklich gesehen und erlebt. Hieraus wird es erklärlich, warum er in seinem Berichte die chinesische Mauer nicht erwähnt, eben weil er für keinen Fabelkrämer gehalten seyn wollte. Man war gewohnt, die Tartaren ihrer verheerenden Einfälle wegen für Wilde zu halten, und mochte sich daher mit jener Erzählung nicht leicht befreunden, welche den Tartarenstaat als einen civilisirten Staat schilderte, in dem und in dessen Regierung bei weitem mehr Ordnung und Gesetzmäßigkeit herrschte, als in den meisten europäischen Staaten selbiger Zeit. Noch kurz vorher hatten die Mönche, wie Ascelin und Rubruquis, von hundeschnauzigen Völkern zu erzählen gewußt, und Marco Polo berichtete nun aus eben jenen Gegenden von Völkern, die den damaligen europäischen eben nicht nachstanden. Es war daher kein Wunder, wenn man in damaliger Zeit seine Berichte tadelte, und für Mährchen er-

klärte; als jedoch später seine Nachrichten sich immer bestätigten, zollte man seinen Berichten die gebührende Achtung. Alle Länder Asias im Osten des persischen Busens, und im Norden des Kaukasus, wurden nach ihm gezeichnet, und Marco Polo ist es, der endlich den eisernen Ring zerbrach, der den Südosten des indischen Meeres verschloß. Jener abenteuerliche Länderzug, der Afrika mit Asia auf den Karten des Ptolemäos zusammenhielt, wurde vernichtet; die irrigen Ansichten vom indischen Meere verschwanden, und die Erdkunde erhielt ein neues Leben und eine völlige Umgestaltung. Zum ersten Male wurde auf die Weltkarte eine Tartarei, China, Japan, die indischen Archipel und ein äußerstes Ende Afrikas gezeichnet; nur durch Marco Polos Idee von der Gestaltung der Festländer entstand der Gedanke an eine Umschiffung Afrikas; nur dadurch gelangte man zu der Hoffnung, das reiche Indien von Europa aus zu Wasser zu erreichen. Selbst heute ist Marco Polos Reisebericht für manche Gegenden Asias von besonderer Wichtigkeit, und die Zeit hat seinem Kranze keinen Stern geraubt.

4. Einiges aus dem Reiseberichte des Marco Polo.

Marco Polo beschreibt zuerst die südlichen Provinzen des persischen Reichs, welche bei den vielen Reisen in diese Gegend, die später angeführt werden müssen, billig übergangen werden können. Er nähert sich jedoch bald darauf dem unbekannten Norden, und kommt aus dem Reiche der Assassinen nach Soburgan, und bald darauf nach Balach oder Balk, einer berühmten Stadt, deren Marmorpalläste von Tartaren zerstört in Trümmern liegen. Nach einigen Tagreisen gelangt er an den Sirr, in die Stadt Schasch oder Scaßem, Hauptstadt eines Landes, mit eigener Sprache. Es fielen ihm hier besonders die vielen Stachelschweine auf. Die drei Tagreisen weiter gelegene Provinz Balaxiam ist bergig, reich an Edelsteinen, und wahrscheinlich das heutige Badakschan. Zehn Tagreisen weiter liegt die Provinz Bascia, durch die der Si-

hon strömt; die Einwohner werden als ein tückisches, treuloses Heidenvolk, von dunkler Farbe, beschrieben. Hierauf beschreibt er mit glühenden Farben die schönen Thäler von Chemisur oder Kaschmir, worauf er über die hohe Ebene von Belur kommt. Auf diesen Gebirgen bemerkte er das Feuer mit weniger Lebhaftigkeit, als in den tiefen Ebenen brennen; eine Wahrheit, welche de Luc als eine neue Entdeckung der Welt kund machte. Er erwähnt hier auch der Schafe mit sehr großen Hörnern, und der vielen Wölfe.

Von diesen unwirthbaren Höhen stieg er nach der kleinen Bucharey hinab, in die schönen Gegenden Mittelasiens, Kaschgar, Samarkand, Kotan, Peym u. s. w. Die Nachrichten Polos stimmen genau damit überein, was die neuesten Reisenden über jene Länder melden. Jene sonderbare Übertreibung der Gastfreundschaft in der an einem See gelegenen Stadt Lop, so wie zu Hamil oder Chamul, herrscht bis heutigen Tag noch. Sobald nämlich ein Reisender oder Fremdling in ein Haus tritt, so befehlen sie ihren Weibern, Töchtern und Schwestern, dem[redacted] während seines Aufenthalts zu gehorchen, und in allem seinem Willen nachzukommen; hierauf verläßt der Hausherr sein Haus, und läßt den Fremden nach seinem Belieben darinnen schalten; man schickt dem[redacted] alles, was er bedarf, aus der Stadt, jedoch gegen Bezahlung, und der Hausherr kehrt nicht früher in sein Haus zurück, als bis der Fremde abgereist ist. Die Weiber behandeln indessen den Fremdling als ihren Eheherrn, und sind sehr schön und aufgeweckt; man glaubt, dadurch den Göttern gefällig zu seyn, und schreibt es diesen zu, daß das Land reich an Gütern, und die Familien an Kindern sind. Zur Zeit des Mangu-Khan verbot aber die Regierung diese Sitte, und die Bewohner gehorchten; da mißriethen zufälliger Weise die Feldfrüchte ein paar Jahre nach einander, und eine eigene Gesandtschaft erschien vor dem Kaiser, um Wiederherstellung der alten Sitte bittend. »Es war meine Pflicht, sagte dieser, diese schändliche Gewohnheit aufzuheben; da ihr jedoch

eure Schande zur Ehre rechnet, so mögt ihr sie tragen, und eure Weiber mögen immerhin wieder die barmherzigen Pflegerinnen der Reisenden und Fremdlinge werden.« Die rückkehrenden Boten wurden mit dem größten Jubel empfangen, und die alte Sitte, welche Polo unverändert vorfand, ward wieder hergestellt. In Tanguth wohnten Götzendiener, und das Land war mit Klöstern angefüllt. Wird dem Hause ein Sohn geboren, so wird dem Hausgötzen zu Ehren ein Widder ernährt, bis das Kind ein Jahr alt ist, sodann der Widder sammt dem Kinde zum Tempel gebracht, ersterer geschlachtet, gekocht und vor das Bild des Götzen hingestellt, bis das Gebet vollendet ist, und der Götze den Duft desselben eingesogen hat; worauf das Fleisch nach Hause getragen, und mit guten Freunden verzehrt wird. Ein Theil des Fleisches, der Kopf, die Füße, die Eingeweide und das Fell, gehören den Priestern; die Knochen werden sorgfältig aufgehoben. Stirbt ein Mann von Stande, so wird dem Priester das Jahr, der Tag und die Stunde, in welchem der[redacted] geboren wurde, angezeigt. Dieser beobachtet nun die Gestirne, und bestimmt darnach den Tag der Verbrennung. Ist die Konstellation nicht günstig, so bleibt der Leichnam längere Zeit, auch wohl bis zu sechs Monate liegen; der[redacted] wird in diesem Falle in einen festen, verpichten Sarg gelegt, der mit Specereien und Kampfer gefüllt ist. So lange der Sarg im Hause ist, muß der Tisch mit Brod, Fleisch und Wein besetzt seyn. Manchmal erklären auch die Priester, daß der Sarg nicht durch die Thüre hinausgetragen werden könne; dann wird dem Planeten zu lieb ein Loch in die Wand gehauen, um den Geist zu befriedigen. Während des Verbrennens der Leiche erschallen die Instrumente, Bilder von Männern, Weibern, Gold, Pferden, Kameelen, Kleidern und so fort, werden auf Papier gemalt und ins Feuer geworfen, in der festen Überzeugung, daß der Verstorbene alles dieses in der andern Welt in Wirklichkeit empfange.

Marco Polo erwähnt auch einer Oase in der großen Wüste, woselbst im Königreich Tenduch ein Nachfolger des Priesters Johann herrschen soll. Da jedoch bis heute nähere Nachrich-

ten darüber fehlen, so läßt sich die Sache nicht wohl konstatiren; merkwürdig bleibt die genaue Beschreibung der Thierarten.

Ganz besonders merkwürdig bleibt die Beschreibung von China. Marco Polo ist der erste Europäer, der dieses Wunderland nach mehreren Richtungen durchreiste, und sogar durch drei Jahre Gouverneur der Stadt Yangui war. Das nördliche China beschreibt er ziemlich ausführlich; vom südlichen China oder Mancy beschreibt er nur zwei Provinzen, um, wie er sagt, nicht weitläufig zu werden. Er beschreibt sehr ausführlich Kambalu oder Peking mit seinen zwölf Vorstädten, und erklärt den Namen sehr richtig als Herrenstadt. Auch Nanking, als südliche Hauptstadt, ist kennbar. Unter den Provinzen von Mancy beschreibt er den durch Seidenindustrie merkwürdigen Distrikt Nanghni. Als die größte Stadt in der Welt schildert er Quinsai, welchen Namen er Himmelsstadt übersetzt. Nach allen Seiten von Kanälen durchschnitten, hat sie 12000 Brücken, und ihre Einwohner verbrauchen täglich 96 Zentner Pfeffer. In einer Entfernung von zehn Stunden liegt der Hafen Kanfu, den man für das heutige Kanton hält, und von welchem aus der Verkehr mit Indien betrieben wird. Ein zweiter wichtiger Handelsort Südchinas war Zaithun, von welchem aus der Handel mit Indien und den Gewürzinseln Statt fand. Der Passatwinde wegen bedurfte man ein Jahr zur Reise nach den Gewürzinseln, und die Menge des Pfeffers, welche hier eingeführt wurde, überstieg das Hundertfache dessen, was nach Alexandria ging, obwohl diese Stadt ganz Europa mit Gewürzen versorgte. Sonderbarer Weise vergißt Marco Polo des Theetrinkens zu erwähnen; dagegen kennt er das Porzellan, welches zu Tingui, in der Nähe von Quinsai, verfertigt wurde, und so wohlfeil war, daß man acht Schüsseln für einen venezianischen Grosso erhielt. Porzellanerde muß, um gebraucht zu werden, 30 bis 40 Jahre der Luft ausgesetzt liegen bleiben; sie vererbt daher in den Familien vom Vater auf den Sohn. Außer dem erwähnt Polo auch der Porzellanmuscheln, welche von den Maldiven eingeführt wur-

den, und in mehren Gegenden Indiens und Chinas als Scheidemünze gelten.

Marco Polo fiel die Seltenheit und der hohe Preis des Silbers auf, das mit dem Golde im Verhältnisse wie 1 zu 6 stand; auch erwähnt er eines sehr künstlichen Papiergeldes aus Maulbeerbast, welches in Handel und Wandel, so wie bei allen Zahlungen angenommen wurde. Feines Pelzwerk war außerordentlich theuer, und ein Zobelfell wurde mit tausend Byzantinen bezahlt. Als einer besonders wunderbaren Sache erwähnt er auch der schwarzen Steine, die man in den Gebirgen von Kathai grub, und statt des Holzes verbrannte; sie gaben eine stärkere und anhaltendere Glut, als das Holz. Die Steinkohlen waren dazumal in Europa noch nicht üblich. Zwischen China und Indien liegt Pegu, ein wildes, waldiges, von Elephanten und wilden Bestien bewohntes Land. Die Berge sind reich an Gold, Bengalen wird durch ihn zum ersten Mal in Europa bekannt; es ist sehr fruchtbar an Reiß, Baumwolle, Zucker und anderen Specereien; auch wurde dazumal ein starker Handel mit Verschnittenen geführt.

Als Marco Polo von Zaithun nach Indien segelte, landete er an mehren Inseln. Bei dieser Gelegenheit spricht er auch von den Zipangu oder Schipyn, wie es die Chinesen nennen; es ist Japan. Die Bewohner desselben waren von weißer Farbe und Verehrer vielgliedriger Götzenbilder. Der Großkhan wollte dieses Reich erobern, verlor aber den größten Theil seines Heeres dabei, da die Tartaren zur See unerfahren waren. Merkwürdig ist folgende Stelle: südlich von Japan erstreckt sich das Meer hin, in welchem es 4440 meist bewohnte Inseln, reich an köstlichen Gewürzen gibt. Er selbst bekennt jedoch, niemals dort gewesen zu seyn. Er gelangte aber nach der Provinz Ciamba oder Ciampa, wie es heute noch heißt, südlich von Kochinchina, auf der Halbinsel Malakka. Südöstlich davon lag Großjava, die größte Insel der Welt, reich an Gewürzen, welche die Chinesen ausführen; er selbst war jedoch nicht da; unstreitig ist es jedoch Borneo, das unter die-

sem Namen erwähnt wird. Er versichert aber, auf Kleinjava gelandet zu haben, was wahrscheinlich Sumatra ist, da besonders das Bild von der Wildheit der Völker, welche das Innere bewohnen, vollkommen auf Sumatra paßt; denn sie sind auch heute noch eben so, wie sie Polo kennen lernte; auch sind die Königreiche, welche er darauf nennt, noch zu erkennen, z. B. Ferlech, das jetzt Perlac heißt; Basman, jetzt Passaman u. s. w. Fansur kennt auch Abul-Fedah schon; auch die Malaien wurden Marco Polo bekannt, und er erwähnt der Insel Malaiur, deren Bewohner eine besondere Sprache redeten. Unter den Merkwürdigkeiten Sumatras, auf welcher Insel er fünf Monate verweilt zu haben versichert, wurde ihm auch der Sagobaum und das aus seinem Marke bereitete Mehl bekannt; eben so kennt er das Rhinozeros, welches er Leoncorno nennt. Wir besitzen seit Marco Polo keine so ausführlich genaue Beschreibung von Sumatra, da die neuern Reisenden selten in das Innere der Insel dringen.

Etwas verworren sind seine Nachrichten von den Nikobarinseln und den Addamanten, nördlich von Sumatra. Er schildert die Bewohner als Menschenfresser und äußerst wild, von häßlicher Gestalt, was sie alles auch heute zu Tage noch sind. Er setzt ihnen auch Hundsköpfe auf, was nach meiner Meinung, bei den meisten älteren Reisenden, eine zusammengedrückte, gestutzte Physiognomie, also eine Ähnlichkeit, nicht aber ein Mährchen bedeutet. Weiter kommt Polo nach Ceylon, welchem er einen Umfang von 2400 ital. Meilen gibt. Sehr richtig bemerkt Polo die Verkleinerung der Insel, durch das Hinwegreißen und Einfressen des Meeres. Von Ceylon kam Polo nach Großindien, oder der Halbinsel Dekan, von fünf Königen beherrscht. Er erwähnt der Perlenfischerei, die ungeheuren Pagoden von Maraber, wahrscheinlich Maravar, welches sich noch heute in dem rohen Zustande befindet, wie es Polo sah. Auch jetzt noch wird die uralte Pagode Ramiserum auf das heiligste verehrt.

Polos Beschreibung von Indien beschränkt sich auf die

Länder der Küste Koromandel, Malabar, Konkar und Guzurate. Reich ist seine Schilderung in Bezug auf Sitten und Leben, so wie auf Seltenheit und wunderbare Eigenthümlichkeiten des Landes. Besonders ist es die Beschreibung der ungeheuren Schätze morgenländischer Fürsten, welche seine Schilderungen für Europa anziehend machte. Auch die Kaste der Braminen, die er als Schamanen und Wunderthäter schildert, wird von ihm zum ersten Mal in Europa aufgeführt. Sie beschwören die Wasserungeheuer, welche den Perlenfischern Gefahr bringen, und beschäftigen sich mit andern wundervollen Arbeiten. Er erkannte also in ihnen jene Gaukler, die sie wirklich sind, jene gemästeten Pfaffen, aus welchen unsere Indomanen so gerne die Weisen der Nation machen möchten. Pferde waren in diesen Gegenden Hindostans so selten wie heute, und wurden eben so aus Persien eingeführt. Aus Mangel an gewöhnlichem Pferdefutter fütterte man diese Thiere mit gekochtem Reiß, und selbst mit Fleisch, worunter Knoblauch, Butter und verschiedene Gewürze gemischt wurden. Auch dieses zog Polo ungläubigen Tadel zu, wird aber von den neuesten Reisenden durchweg bestätigt. Auch die dem Rindvieh gezollte Verehrung entgeht dem beobachtenden Blicke nicht, so wie die Enthaltsamkeit der Marawaren vom Fleische. Auch die von Sonnerat und andern Neuern bestätigte Trinkweise, durch welche, wie in Spanien, das Trinkgefäß nie mit den Lippen berührt wird, wurde von ihm bemerkt. Wein war in manchen Gegenden ein verbotenes Getränk, und kein Weintrinker konnte vor Gericht als Zeuge auftreten. Schon Ktesias erzählt von den Strafen der Indier gegen die Weintrinker. Die Abneigung der Hindu gegen das Meer war damals so groß wie jetzt, die Bayaderen feierten durch öffentliche Tänze in den Vorhallen der Götter glänzende Feste; alles zeigt den genauen Beobachter. Auch das Grab des Apostels Thomas, der in Indien das Evangelium predigte, und zu Meliapur begraben liegen soll, wird von Polo bemerkt. Nördlich von Marawar erwähnt er das Reich Morfil, dessen Elfenbein und Diamanten gerühmt werden, so wie die feinen

Musseline und Baumwollengewebe, die man hier verfertigt. Westlich von Meliapur liegt das Land Lar, vollgepfropft von Braminen und nackenden Bettelmönchen oder Jogies.

Von hier wandte sich Polo nach Dekan, wo er eine Menge malabarischer Staaten anführt. Merkwürdig ist die Nachricht vom Reiche Kulan, wo eine sehr alte Judenkolonie, deren schon die Araber erwähnen, bemerkt wird. Es wird hier sehr viel Indigo und Pfeffer erzeugt. Die Nachkommen dieser Judenkolonie sind auch jetzt noch vorhanden. Die Gewinnung der blauen Farbe oder des Indigo wird sehr ausführlich beschrieben. Hierauf kommt das Reich Komorin, neben welchem Deli erwähnt wird; zuletzt nennt er das Reich Malabar, in welchem die Piraten, deren schon Plinius erwähnt, hausten, und die Küsten unsicher machten. Sie haben ihr Wesen unter dem Namen Maratten bis in die neueste Zeit getrieben. Guzurata ist das letzte indische Reich, dessen Polo erwähnt. Der Anbau der Baumwolle und ihre Verarbeitung zu den feinsten Stoffen wird gerühmt. Kambaja, eine alte berühmte Handelsstadt, ist der Sitz eines unabhängigen Staates. Semenat, Putten, die ältesten Hauptstädte Guzurates, waren damals in voller Blüthe. Er kommt nun abermals auf die Küste Konkan zurück, und nennt die schon den Arabern wichtige Handelsstadt Tanna. Zu Resmakoram, der westlichen Provinz Indiens, wohnen bereits Muhameder.

Auf die Beschreibung Indiens folgen Persiens und Arabiens Küsten, so wie diejenigen von Ostafrika, und der darauf gelegenen Handelsplätze. Aden, das damals sehr blühend war, wird zuerst aufgeführt; es vermittelte den Handel Indiens mit dem Golfe von Suez nnd Europa, und versorgte Indien mit Pferden. Nordwärts von Aden liegt Escier, welche Stadt ebenfalls Pferdehandel mit Indien treibt, und sehr vielen Weihrauch gibt; gegenwärtig heißt sie Atscha. Barbossa erwähnt ihrer unter dem Namen Pecher. Dulfar liegt auch am persischen Golf, und heißt bei Niebuhr Tschulfa. Eine andere arabische Stadt, Kalatu, erwähnt Barbossa unter dem Na-

men Kalhat, als zum Reiche Ormus gehörig. Einen großen Begriff von dem ehemaligen Handel von Ormus geben uns die Nachrichten Polos. Jährlich gingen zwei, 6 bis 7000 Kameele starke Karawanen nach Aleppo. Seine Nachrichten über Bassora, lassen vermuthen, daß er selbst da gewesen sey; die hier wachsenden Datteln sollen die besten seyn, und ein nach Europa gehender Handelsweg führt hier durch. Bagdad, siebzehn Tagreisen von der Küste entfernt, war der Markt, wo die Perlen für Europa eingehandelt wurden; blühende Fabriken für Goldstoffe, Damaste und broschirte Seidenzeuge verherrlichten die Stadt. Es war einer der reichsten Centralmärkte Asiens, wo sich alle Kostbarkeiten dieses Erdtheils ausboten.

Von der Ostküste Afrikas sind seine Nachrichten, wie natürlich, dürftig, und offenbar aus arabischen Nachrichten geschöpft. Er scheint Madagaskar zu kennen; Zanguebar und Abyssinien, das er Abascia, auch Habascha nennt; er weiß, daß es von einem christlichen Fürsten beherrscht wird; auch rühmt er die reichen Goldgruben des Landes, und manche seither bestätigten Eigenthümlichkeiten.

Den Schluß seines Werkes machen die Nachrichten über den äußersten Norden. Sümpfe und Lagunen bedecken das eisige Land; es liefert aber köstliches Pelzwerk in großer Mannigfaltigkeit. Die Einwohner bedienen sich mit Hunden bespannter Schlitten. Sie haben kein Oberhaupt, und durch die Wintermonate keine Sonne. Dem Norden gehört auch Rußland an, ein den Mongolen zinsbares Reich, thätig im Pelzhandel, und zur griechischen Kirche sich bekennend.

Aus dieser kurz gegebenen Übersicht des Werkes Marco Polos wird hinreichend erhellen, welch einen Schatz von Länderkunde dieser Herodot des dreizehnten Jahrhunderts geliefert hat. Er war der wahre Entdecker Asias, und sein Werk begeisterte alle Entdecker, welche uns die übrigen Erdtheile enthüllten. Die Frage, ob ohne Marco Polo wir nicht noch jetzt in der Versunkenheit des Mittelalters schmachteten? läßt sich wenigstens

nicht absolut verneinen; jedenfalls war er der Morgenstern einer bessern Zeit.

5. John Mandeville und Oderich von Portenau.

Auf Marco Polo, und vielleicht durch ihn begeistert, folgte John v. Mandeville, der um das Jahr 1300 zu St. Alban in England geboren wurde. Er hatte eine besonders gute Erziehung genossen, Medizin studirt, und war nach Art seiner Zeit, die noch keine Schachtelgelehrsamkeit kannte, auch in der Theologie sehr wohl bewandert. Zugleich war er ritterlichen Übungen hold, und von einer Art Don Quixote'schem Dämon getrieben, begab er sich 1322 nach dem Morgenlande, und zwar in den Dienst der Ungläubigen. Er diente unter dem Sultan von Egypten, und stritt später für den Großkhan von Kathai gegen den König von Manci im mittäglichen China. Nach einer Abwesenheit von 33 Jahren kehrte er in sein Vaterland zurück, und beschrieb, aus langer Weile, wie er selbst sagt, seine Abenteuer. Er blieb nicht lange zu Hause, denn die Verwirrungen in seinem Vaterlande machten ihm dasselbe zum Ekel. Frankreich und die Niederlande durchreisend, starb er zu Lüttich 1371, wo er auch begraben liegt. Sein unruhiger Geist trieb ihn durch einen großen Theil von Europa, durch den größten Theil von Asia, und selbst einen Theil von Afrika. Nach solchen Reisen sollte man sehr wichtige Nachrichten über unbekannte Gegenden erwarten, dem ist indessen nicht so. Sein Buch, ganz unähnlich dem Werke Marco Polos, ist eine wahre Mischung und Auftischung der abgeschmacktesten Fabeln, der tollsten Mährchen und abenteuerlichsten Spinnstubengeschichten, und da unsere Zeit der Mährchen ohnehin genug hat, so fühlen wir uns nicht gedrungen, in den Tollheiten Mandeville's zu wühlen. Schade um die viele Mühe, welche sich gelehrte Männer damit gegeben haben.

Beinahe gleichzeitig mit Mandeville führte frommer Bekehrungseifer ungefähr 20 Jahre nach Polo's Rückkehr einen Franziskaner-Mönch, Oderich von Portenau, nach dem

Oriente. Er war 1286 zu Pordenone in Friaul geboren, und trat zu Udine in den Franziskanerorden, wo er sich durch Frömmigkeit und strenge Klostertugend auszeichnete. 1314 ging er nach Asia und durchwanderte 16 Jahre hindurch die Länder vom schwarzen Meere bis China. Er kam 1330 nach Avignon, um dem Papste Rechenschaft abzulegen und um Mittel zur Bekehrung der Heiden zu flehen. Seine Bitte konnte wegen Zerrüttung damaliger Zeit nicht gewährt werden, und Oderich starb am 14. Januar 1341 zu Udine im Geruche der Heiligkeit.

Seine Nachrichten vom Morgenlande, die er uns hinterlassen hat, und von denen nur Bruchstücke vorhanden sind, diktirte er zu Padua dem Bruder Wilhelm de Sologna in die Feder. Sie sind ohne Ordnung, wie ihm eben sein Gedächtniß die Reise vorführte, niedergeschrieben, und erweitern die Kenntnisse des Orients keineswegs. Nicht nur sind sie sehr oberflächlich, sondern auch mit Fabeln und groben Entstellungen angefüllt. Völker mit Thierköpfen, Thäler und Wälder voll Gespenster waren im Geschmacke seiner Zeit. Der Verfasser drang in eines dieser verherten Thäler ein, mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bewaffnet; indessen schien eine gespenstische Gestalt sich vor dieser Waffe nicht zu scheuen und verjagte den frommen Bruder mit widrigen Grimassen. Im übrigen stimmt er in den wirklichen Nachrichten, die er gibt, mit Marco Polo überein; alle andern sind offenbare Täuschungen, denen man es jedoch ansieht, daß er mehr sich selbst als andere täuschte. So bekräftigt er nicht selten die unbedeutendsten Dinge mit einem Eidschwur, und beschreibt wunderbare Ereignisse mit den kleinlichsten Umständen.

Oderich war als Heidenbekehrer von Konstantinopel nach Trebisond gezogen, nahm von hier seinen Weg durch Armenien, über Erzerum nach Persien, verweilte zu Tauris, und ging von da durch Soldenia nach Komru. Von dieser letzten Stadt ging er nach Indien, und wanderte auf der Küste von Minipur 15 Tage lang durch einen fortlaufenden Wald von Pfeffersträuchen. In der Nachbarschaft dieses Landes lag die Handelsstadt Polumbrun, wo sich die Weiber

mit ihren verstorbenen Männern verbrennen. Er erwähnt den ganzen Aberglauben der Inder, ihre seltsamen Büßungen und Martern, und die Wuth, sich unter den schweren Wagen der Götzenbilder zerquetschen zu lassen. Auch spricht er von den Reichthümern Ceylons, dem er es, wie natürlich, weder an Ungeheuern noch zweiköpfigen Vögeln fehlen läßt. Der 4400 Inseln des indischen Archipels erwähnt er ebenfalls. Das südliche China oder Manci macht nach ihm einen Theil Indiens aus, welchen er Oberindien nennt. Er erwähnt auch der langen Nägel der Vornehmen, die bei uns nachgeäfft zu werden anfangen, der kleinen Füßchen der Frauen, und des Reichthums der vielen Städte, die er auf seiner Reise nach Peking sah.

Das Merkwürdigste ist wohl seine Reise in das Land des Priesters Johann, dessen Hauptstadt Kosan hieß. Wahrscheinlich ist es Kaschgar, da er es an Tibet gränzen läßt. Auch erwähnt er des Rhabarbers, der daselbst wächst, so wie der Fülle der Lebensmittel und der schönen Kastanien. Tibet, welches er Tibek, auch Tibok nennt, erstreckt sich bis Hindostan. Die Frauen tragen zierliches, bis in hundert Zöpfchen getheiltes Haargeflechte. Will der Sohn seinen verstorbenen Vater ehren, so ruft derselbe eine große Anzahl Mönche, wovon das Land wimmelt, herbei; diese tragen den Leichnam, von allen Verwandten begleitet, auf das Feld, wo ihm der Kopf abgeschnitten und dem Sohne übergeben wird. Von dem Leichname wird sodann alles Fleisch unter beständigen Gebeten abgelöst, die Versammlung zerstreut sich, und die daran schon gewöhnten Geier eilen herbei, um das Fleisch hinweg zu tragen. Man preist nun den Todten selig, weil Engel seine Leiche ins Paradies bringen. Der Sohn nimmt den Kopf mit nach Hause, kocht ihn, ißt das Fleisch davon, und bereitet den Schädel zu einem Trinkgeschirre, aus dem alle Verwandten mit großer Feierlichkeit trinken. Auch spricht Oderich von Dalai Lama, nennt ihn den Papst jener Länder und das Haupt der Abgötter. Seine Residenz ist Abasi, wahrscheinlich Hlassa. Hier hört der Reisebericht Oderichs auf, ohne von der Rückkehr eine Nachricht zu geben.

6. Andere Reisende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts im Morgenlande.

Unter den Reisenden des Morgenlandes hat sich besonders Johann Schildberger bei der Kurzweil suchenden Lesewelt der frühern Jahrhunderte einen sehr guten Ruf erworben, und die lustige und wunderbare Historie, wie Schildberger aus der Stadt München in Baiern von den Türken gefangen in die Heidenschaft geführt und wieder heim gekommen ist, hat auch jetzt noch in den traulichen Abendkreisen ehrbarer Altbürger manche andächtige Anhänger. Er zog nämlich mit Sigismund nach Ungarn gegen die Türken, von denen er 1395 gefangen und von Weyasit, wie er den Namen Bajazet dem Gehöre nach ganz richtig schreibt, nach Asia geschickt wurde. Als später der Sieger von Timur wieder besiegt wurde, gerieth auch er in dessen Gefangenschaft, und begleitete nun den schrecklichen Tamerlan auf allen seinen Zügen, selbst auf dem letzten, wo er 1405 starb. Nach dem Tode des gefürchteten Eroberers ging Schildberger in die Dienste des Schah-Rokh über, und blieb bei den Hülfsvölkern, die unter Schah Miran gegen Kara Joseph, einen turkomanischen Emir vom schwarzen Hammelstamme, ausgeschickt waren. Kara Joseph blieb Sieger, und Schildberger wurde sein Eigenthum. Er machte nun mit dessen Sohne verschiedene Züge in manche Gegenden Asias, und kam endlich nach vielen Abenteuern wieder heim. Er schildert manche Gegenden ziemlich lebendig, und für Freunde wunderbarer Lebensbegebnisse gibt es viel Ergötzliches, weniger für die Wissenschaft.

Die ungeheuren Siege Tamerlans, welche ganz Asia erschütterten, erschreckten auch Europa. Man fürchtete eine neue Überschwemmung durch diese Steppenvölker, und wünschte dieselben sowohl zu gewinnen, als auch auszukundschaften, um entweder einem Besuche vorzubeugen, oder im äußersten Falle leichter abzuweisen. Heinrich III. von Kastilien sandte daher Pelajo de Sotomajor und Fernando de Palazuelos, zwei kastilianische Edelleute, im Jahre 1394 an den Khan der Tartaren ab. Sie gingen nach der Levante und kamen glücklich

zu Tamerlans Horden, wo sie Zeugen des großen Sieges über Bajazet waren. Tamerlan nahm die Gesandtschaft ehrenvoll auf, fügte eine tartarische bei, und sandte sie mit reichen Geschenken, unter denen zwei schöne gefangene Frauenzimmer von edler Abkunft waren, an den König von Kastilien zurück. Dieses war die Veranlassung zu einer zweiten Gesandtschaft, die Heinrich 1403 an Timurs Hof schickte. Die Führung derselben wurde Don Ruy Gonsalez de Clavijo anvertraut.

Clavijo segelte am 21. Mai 1403 von Kadix ab, und landete zu Konstantinopel, das er sehr ausführlich beschreibt. Von hier ging er durch Armenien, Nordpersien, Korasan, nach Samarkand, wo er am 8. September ankam. Wir sehen hieraus, daß Asia damals mit bei weitem weniger Gefahren als gegenwärtig bereist wurde. Clavijo kam durch ein Land, welches die Spuren der Zerstörung trug; er hielt ein sorgfältig geführtes Tagebuch, welches 1582 zu Sevilla gedruckt wurde. Es ist um so schätzbarer für die mittelalterliche Geographie Asias, da es von allen Mährchen und Zusätzen der damaligen Reiseberichte ganz frei ist, und nüchtern, ohne Entstellung, das Erlebte und Gesehene schildert. Es gewährt die genaue Kenntniß des Zustandes, worin sich jene Gegenden zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts befanden. Die neuern Reiseberichte bestätigen sehr auffallend Clavijos Berichte, obwohl viele Städte nicht mehr vorhanden sind, die er nennt. Von den noch vorhandenen beschreibt er Arzingan, wohin er bald nach seiner Abreise von Trebisond kam. Dieses war ein reicher Ort, der starken Transitohandel trieb. Erseron hat tief in die Erde gesenkte Häuser, die ihr Licht durch die Dachöffnung empfangen, durch welche auch der Rauch hinausgeht; Saat und Ernte geschehen hier innerhalb drei Monaten, denn der Winter ist überaus lang und strenge, was auch die neuern Nachrichten von Erzerum bestätigen. Zu Hoi an Persiens Grenze traf er mit einer andern Gesandtschaft des Sultans von Bagdad zusammen; diese führte unter andern Geschenken für Tamerlan auch eine lebendige Giraffe mit sich, und beide Gesandtschaften zogen nun

zusammen nach Samarkand. Von Tauris aus bis dahin fanden sie ordentlich eingerichtete Stationen, auf denen stets 50 bis 200 Pferde bereit waren, um sowohl die Befehle des Gewaltigen, als auch die Reisenden zu befördern. Tauris wird als eine reiche Handelsstadt beschrieben, man fand hier einen Überfluß an Perlen, wohlriechenden Ölen, Seiden- und Wollwaaren. Der Handel war größtentheils in den Händen der Genuesen.

Einen andern berühmten Markt für die indischen Waaren fand Clavkjo zu Soldania; die Karawanen zogen jährlich vom Juni bis August hier durch, sie führten Perlen, Edelsteine, Gewürze und Seidenwaaren. Eine Menge Menschen aus allen Gegenden Westasias und Europas fanden sich hier zur Karawanenzeit zusammen. Die Seidenwaaren kamen von Schirasch aus der Provinz Gilan und Schamachi; hieher kamen auch aus Venedig und Genua Kaufleute. Nach Soldania brachte man auch Baumwollengarn und Baumwollengewebe von allen Farben aus Khorasan, Perlen und Rubinen aus Ormus, feine Gewürze, als: Nelken, Muskatnüsse und Muskatblüthe, die gar nicht nach Alexandria kamen, wurden aus Indien hieher gebracht. Clavijo ist der erste, der die hohe Handelswichtigkeit Soldanias bemerkt, und dadurch einen der Wege anzeigt, auf welchem vor den Portugalen indische Waaren nach Europa gelangten. Auch war Soldania reich und üppig, die Thüren der Moscheen waren mit Gold und Silber verziert. Indessen dauert die Herrlichkeit orientalischer Städte nicht lange, sie blühen und verschwinden meteorartig; so schildert sie schon Barbaro gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts als eine unbedeutende Stadt mit 10,000 Einwohnern. Von Soldania ging die Reise nach Nissapur, sodann nach Buelo in Khorasan, alsdann durch die Steppen über den Amur nach der Stadt Termid. Von hier zog die Gesandtschaft durch das eiserne Thor, den Paß von Indien, nach dem großen und volkreichen Samarkand, in dessen Nähe der Großkhan sein Hoflager hielt.

Die Gesandten wurden sehr gut aufgenommen, man wies

ihnen einen prachtvollen großen Garten zur Wohnung an, und versäumte nie, sie zu den vornehmsten Hoffesten einzuladen. Unter den mitgebrachten Geschenken wurde besonders das Scharlachtuch sehr gnädig aufgenommen. Die Feste waren glänzend und barbarisch großartig, die Zelte der Großen des Reichs waren mit prächtigen mit Perlen und Edelsteinen gestickten Goldstoffen überzogen; man sah goldene Tische, Schüsseln und Trinkgefäße, deßgleichen aus Silber und Porzellan, welches letztere in hohem Werthe stand. Die Speisen waren gekochtes und gebratenes Pferde- und Hammelfleisch, Reiß und Früchte. Man suchte den Mangel der Verfeinerung durch die Größe der Portionen zu ersetzen, und legte den Gesandten eine so ungeheure Fülle vor, daß sie mit ihrem Gefolge sich ein halbes Jahr hätten nähren können; die Speisen wurden auf Kamehlen herbeigeschleppt, der Wein in Schläuchen zugetragen. Wein und gegohrne Stutenmilch war im Überflusse vorhanden. Zur Erhöhung der Feierlichkeit wurden Gold- und Silbermünzen, so wie auch Türkise unter die Anwesenden ausgeworfen. Während ihrer Anwesenheit starb Tamerlan; die Gesandten wurden also ohne Geschenke entlassen, und nur bei der Abreise empfingen sie seidene Kleider, kostbare Pelze und Geld. Sie besuchten die Stadt Samarkand, welche Timur mit Gewalt bevölkert hatte, indem er nach alt-asischer Weise aus allen eroberten Ländern Handwerker und Künstler hieher versetzte, z. B. Seidenweber aus Damask, Waffenschmiede aus der Türkei. Der Handel war lebendig, Russen, Tartaren, Kathayer brachten ihre Produkte hieher, Indien seine Gewürze. Die Rückreise Clavijo's ging von Samarkand nach Bokhara, Tauris und Trebisond.

Eine ähnliche Gesandtschaftsreise ist diejenige, welche im Jahre 1419 Schah-Rokh nach Kathay schickte. Wir verdanken die Kunde derselben dem verdienstvollen Thevenot. Der Verfasser derselben ist nicht bekannt, aber für die Geographie des Orients, besonders jener Zeit, ist sie allerdings von um so höherer Wichtigkeit, als wir über manche Einzelheiten keine authentischeren Nachrichten besitzen. Es war im Jahre 1419 oder

822 der Hegire, als Schah Rhok diese Gesandtschaft absandte. An ihrer Spitze stand Schadikhoja, und einer der Söhne des Schah nebst einem Maler begleiteten dieselbe. Schah Rokh gab den gemessenen Auftrag, ein genaues Tagebuch zu führen, und alles auf das sorgfältigste zu bemerken, was sich ihnen Merkwürdiges in Bezug auf Straßen, Verwaltung, Sitten, Lebensweise der Völker und ihrer Herrscher darbieten würde. Die Gesandten reisten von Herat, der Hauptstadt in Khorasan, ab, und gelangten nach Balk, wo sie durch Regen längere Zeit zurück gehalten wurden. Nach 22 Tagen kamen sie nach Samarkand, wo sich ihnen andere Gesandte anschlossen, und nun gemeinschaftlich den Weg fortsetzten. Man kam durch Taschkent, Sayram und Ash, wo man das Land der Mongolen betrat; auch hier wurde die Gesandtschaft durch die Zwistigkeiten und Fehden aufgehalten; endlich konnten sie weiter nach Badagschan ziehen, und sodann in die Wüste, wo im Sommersolstitium zwei Finger dickes Eis fror. So zogen sie durch die kleine Bucharei, wo sie in der Hauptstadt Tarkan einen großen Tempel mit einem monströsen Götzenbilde sahen; dann kamen sie nach Karagoja, wo ihnen kaiserliche Officiere entgegen kamen, welche die Namen der Gesandten und ihres Gefolges aufzeichneten. Zu Kabul sahen sie eine Moschee, welche der Emir Fakratin neben einem Götzentempel von abenteuerlichen Figuren und Bildern umgeben erbaut hatte. Merkwürdiger Weise bemerkten sie neben dem Eingange dieses Götzentempels zwei in Streit begriffene kolossale Figuren. Sie betraten nun abermals eine Wüste, welche mit Löwen und andern wilden Bestien angefüllt war. Auch wilde Stiere von außerordentlicher Größe werden erwähnt. Erst nach zwölf Tagen erreichten sie die erste Stadt von Katay. Von hier aus bis zum Hoflager wurden sie auf das herrlichste bewirthet und mit allen Bequemlichkeiten versehen. In einigen Städten wurden mehre Feste ihnen zu Ehren angestellt, und alles aufgeboten, um ihnen einen großen Begriff von der Majestät dessen zu geben, dem sie sich nahten. So gelangten sie nach Kambale oder Kambalu, einer außerordentlich großen Stadt. Sie wurden

zu Fuß auf einer gebauten Straße von 700 Fuß Länge bis zu den Pforten des Pallastes geführt, wo zu jeder Seite fünf Elephanten standen. Sie traten in einen prächtig gepflasterten Hof, wo sie bei 100,000 Menschen antrafen, welche auf Eröffnung der kaiserlichen Pforte harrten. Im Grunde dieses Hofes befand sich ein 30 Ellen breiter Kiosk, auf 50 Ellen hohen Säulen ruhend. Eine lange Gallerie schloß sich daran an; er hatte drei große Pforten und mehre kleine Nebenthüren; die mittlere Pforte war für den Kaiser bestimmt. Über dem Kiosk und zu beiden Seiten der Pforte waren Wachen, und Glocken gaben das Zeichen von der Annäherung des Kaisers. Nach und nach hatte sich eine ungeheure Menschenmasse versammelt, und man versicherte die Gesandten, daß ihre Anzahl auf 300,000 steige. Mehr als 2000 Musikanten sangen Hymnen auf das Wohlseyn des Kaisers; 2000 mit Hellebarden, Stöcken, Spießen, Pfeilen, Lanzen, Schwertern und Dolchen bewaffnete Garden hielten die Menge im Zaume, andere trugen Fächer und Sonnenschirme, der ganze Hof war mit einem Portikus umgeben, der mit Gitterwerk verschlossen war; in demselben sah man eine Menge Ruhebetten. Plötzlich erscholl Musik, die Glocken ließen sich hören, die Pforte öffnete sich, und die Menge stürzte hinzu, um den Kaiser zu sehen. Die Gesandten waren indessen aus dem ersten in den zweiten Hof geführt worden; sie erblickten hier einen dem erstern ähnlichen Kiosk, der jedoch viel größer war. Ein vier Ellen hoher Thron war bereitet und mit gelbem Goldbrokat bedeckt; darüber sah man den Phönix oder Simorg, welcher bei den Katayern der Königsvogel heißt. Der Thronsessel bestand aus massivem Golde, zu beiden Seiten waren die Officiere gereiht, hinter ihnen standen die Garden, alles beobachtete die größte Stille, kein Laut wurde hörbar. Endlich erschien der Kaiser, und stieg über neun silberne Stufen auf den Thron; er war von mittlerem Wuchse, hatte einen mittelmäßig langen Bart, von dem eine Anzahl Haare bis auf die Brust reichten. Zu beiden Seiten des Thrones standen zwei junge Mädchen von glänzender Schönheit, Gesicht und Hals waren entblößt, das Haar war auf dem Scheitel zusam-

mengebunden, und reiche Ohrgehänge aus Perlen hingen bis auf die Schultern herab; sie hatten Feder und Papier in der Hand, um jedes Wort, das aus dem Munde des Kaisers kam, aufzuzeichnen, auch hielten sie dergleichen bereit, um solches dem Kaiser darzureichen, im Falle er selbst einen Befehl aufzeichnen wollte. Solche Befehle werden alsdann zur augenblicklichen Vollziehung an die Kanzleihöfe abgeliefert. Sobald der Kaiser auf dem Throne saß, erlaubte man sieben Gesandten, demselben gegenüber zu stehen. Zu gleicher Zeit wurden auch die Verbrecher vorgeführt, 700 an der Zahl; einige wurden mit Stricken um den Hals herbeigebracht, andere gefesselt, wieder andere zusammen gekoppelt. Jeder aber wurde bewacht und von seinem Gefangenwärter beim Schopfe gehalten. Sie kamen alle, um ihr Urtheil aus dem Munde des Kaisers zu empfangen, die meisten wurden in das Gefängniß zurück geführt, nur wenige zum Tode verurtheilt, was nur der Kaiser thun kann. Jeder Verbrecher trug am Halse eine Tafel, worauf sein Verbrechen geschrieben stand, auch muß jeder zwölf Mal zum Tode verurtheilt werden, bis das Urtheil an ihm vollzogen wird, und es geschieht oft, daß einer von eilf Gerichten zum Tode verurtheilt, durch das zwölfte freigesprochen wird. Nach dem Gerichte wurden die Gesandten zur Audienz geführt, fünf Schritte vom Throne fielen sie auf die Knie, und ein Officier verlas in derselben Stellung den Zweck ihrer Gesandtschaft; er berichtete zugleich, daß sie die Seltenheit ihres Landes zum Geschenk gebracht hätten, und gekommen wären, vor Seiner Majestät mit der Stirne die Erde zu berühren. Hierauf wurde der Khadi-Mulana-Hadschi-Yusuf, einer der zwölf geheimen Räthe des Sultans oder Schah, mit einigen seines Gefolges bedeutet, seine Knie vor dem Kaiser zu beugen und dreimal mit der Stirne die Erde zu berühren; sie verneigten sich jedoch nur dreimal tief und überreichten sodann die Briefe des Schah Rokh an Mulana, der sie in die Hand eines Höflings legte, wo sie zu den Füßen des Thrones niedergelegt wurden. Der Kaiser nahm sie nun, öffnete sie, sah hinein und gab sie dem Hausofficier zurück. Hierauf stieg der Kaiser vom Throne, setzte sich

auf ein unterhalb angebrachtes Ruhebette, und ließ 3000 Kaftane aus schönen Stoffen herbeibringen, so wie 3000 aus gröberem Zeuge. Die Gesandten wurden nun eingeladen, sich zu nähern; sie ließen sich auf die Knie nieder, und der Kaiser fragte sie, wie sich Schah Rokh befände; nach einigen andern Fragen befahl ihnen der Monarch, sich zu erheben und Erfrischungen einzunehmen, deren sie nach einer so langen Reise bedürftig seyn würden. Sie wurden in den ersten Hof zurück geführt und mit großer Feierlichkeit bewirthet; man wies ihnen Wohnungen an, die kostbar meublirt waren. Zu ihrer Nahrung wurde ihnen auf sechs Personen ein Hammel, eine Gans, zwei Stück Geflügel, zwei Maß Mehl für den Kopf, Reiß, Konfituren, Honig, Salz, trockne Früchte u. s. w. ausgesetzt. Man gab ihnen auch schöne Bediente, welche von früh bis Abends zu ihren Diensten seyn sollten. Es folgten nun Feste auf Feste, Schauspiele und andere Ergötzlichkeiten; zuletzt wurden sie mit reichen Geschenken beladen und auf folgende Weise entlassen:

Die Gesandten wurden nach Hofe berufen, der Kaiser ließ sich mehre Schankars oder tartarische Falken bringen, erklärte, daß er dieselben zum Geschenke machen wolle, und gab darauf jedem der drei vorzüglichsten Gesandten einen derselben. Am folgenden Tage ließ er sie wieder vor sich kommen und hielt mit ihnen folgendes Gespräch: »Meine Armee ist bereit, an die Grenzen des Reiches zu gehen, seyd bereit, in derselben Zeit zu eurem Herrn zurück zu kehren.« Er wandte sich hierauf gegen den Gesandten von Siurgatmish-Mirza und sagte: »Ich habe keinen Schankar, um ihn euch zu geben, und wenn ich einen hätte, so würde ich euch doch keinen geben, aus Furcht, daß man ihn euch wegnehmen würde, wie solches Ardeschir, dem vorigen Gesandten eures Herrn, geschah.« Der Gesandte antwortete: »Wenn mir Eure Majestät diese Ehre erweisen wollen, so gebe ich mein Wort, daß kein Mensch im Stande seyn soll, mir denselben zu entreißen.« »Unter dieser Bedingung,« antwortete der Kaiser, »will ich euch zwei geben, und man soll sie sogleich herbeibringen.« Sie erhielten noch andere Geschenke in Silber, Gold und

kostbaren Kleidern; doch hätte ein Zufall beinahe die ganze Gesandtschaft vereitelt, denn eins der Pferde, welche Schah Rokh dem Kaiser zum Geschenk gemacht hatte, war so unhöflich, Seine himmlische Majestät auf die Erde zu werfen, worüber dieselbe so erbittert wurde, daß sie nur durch dringende Vorstellungen abgehalten werden konnte, die Gesandten zu mißhandeln. Doch besänftigte sich der Kaiser wieder, und die Gesandten erhielten nur die Weisung, daß man in Zukunft die Geschenke sorgfältiger wählen möge, auch sagte er: »bringt mir keine solche wilden Bestien, wenn euer Herr meine fernere Freundschaft behalten will, wählt eure Pferde besser, ich bestieg eines, welches euer Herr mir gesandt hat zur Jagd, es ist so schlecht, daß es mich alten Mann auf die Erde warf. Ich erhielt am Arme eine Kontusion, welche mich sehr schmerzte.« Der Gesandte erwiederte: das Pferd sey dasselbe, welches Timur-Khan, der Vater des Schah Rokh geritten habe, und dieser habe es bloß darum gesandt, weil er es für die größte Seltenheit seines Landes halte; worauf der Kaiser beruhigt ward. Um dieselbe Zeit verlor der Kaiser seine liebste Gemahlin; in der Nacht nach dem Begräbnisse brach im Pallaste Feuer aus und legte ihn in Asche, wobei mehre Menschen ums Leben kamen. Der Kaiser äußerte sich sehr betrübt: Gott und der Himmel ist gegen mich erzürnt, weil er meinen Pallast verbrannt hat; indessen habe ich nichts Böses begangen, ich habe weder meinen Vater noch meine Mutter beleidigt, auch keine tyrannische Handlung vollbracht.

Die Gesandten reisten nun von Kambalu wieder auf dieselbe Art heim, wie sie gekommen waren, und langten glücklich in ihrem Vaterlande an. Das Tagebuch der Gesandtschaft ist überaus reich an den verschiedensten Beobachtungen, und gewährt einen sehr großen Begriff von dem Flore des chinesischen Reiches und der Herrlichkeit seiner Herrscher. So viel ist gewiß, daß kein Land auf Erden seine Blüthe, seinen innern Wohlstand und seine Ruhe so lange bewahrt hat und so unverändert genoß, als China.

Derselbe Schah Rokh sandte auch noch den gelehrten Ab-

dul Rizak als Gesandten nach Indien, ungefähr um das Jahr 1442. Er sah zu Tschiendienpur ein kolossales Götzenbild aus Metall, 50 Elbogen hoch und mit unzähligen Händen versehen; es war über und über stark vergoldet, und jede Hand hielt ein Auge aus geschliffenem Diamant. Die Nachricht vom Schleifen des Diamants verdient hier besondere Aufmerksamkeit. Das Fußgestell dieses Kolosses bildete eine sechsstufige Pyramide, mit eben so viel Gallerien umgeben. Auch ist Abdul Rizak der erste, welcher des seitdem so berühmt gewordenen Getränkes der Chinesen, nämlich des Thees erwähnt. Der Thee wird in China, Japan und allen übrigen Ländern des Orients Cha oder Sah genannt, in Rußland heißt er Tschai. Einige Jahre früher machte Josaphat Barbaro als Gesandter der Republik Venedig eine Reise nach der den Genuesen damals gehörigen Stadt Tana, dem jetzigen Azow. Bald darauf erhielt er den Befehl, in derselben Eigenschaft nach Persien zu gehen; er verweilte 16 Jahre hindurch unter den tartarischen Völkern, und beschrieb nach seiner Rückkehr seine Reisen. Er beschrieb Alanien, von den Alanen, die sich selbst As nennen, bewohnt; sie waren Christen und wurden von den Tartaren mit Krieg überzogen. Man fand unter ihnen Begräbnißhügel mit steinernen Kreuzen bezeichnet; Barbaro ließ einen derselben aufgraben, da man viel von den darin enthaltenen Schätzen sprach, er fand aber nur Töpfe mit Kohlen, Fischgräthen und eine glasirte thönerne Kugel von der Größe einer Pomeranze, wie man sie zu gewissen Spielen gebrauchte, was an die Glaskugeln erinnert, die man auch in vielen Gräbern Südeuropas findet. Die Chaitaken wohnen um das kaspische Gebirge bis an das schwarze Meer; das Land der Tscherkassen wird auf einer Seite von dem in den Euxin fließenden Phasis begrenzt, es enthielt gemauerte Festungen und Schlösser; außer Hirse wird keine Kornart gebaut, Salz kommt aus Kapha, wo es auf Salzseen von selbst sich in eine Kruste ansetzt. Die Einwohner nennt er ein viehisches Volk, das aber doch aus Nesseln und Hanf einige Zeuge zu verfertigen versteht. Auch führt Barbaro die in der Krimm wohnenden Go-

then an, wo die Bewohner deutsch sprachen. Astrakan war damals zerstört, und die Lebensmittel theuer. In Kasan blühte aber der Handel. Von den Mordwinen erzählt er, daß sie bei einem gewissen Feste ein Pferd mit dem Kopfe und allen vier Füßen an Pfählen fest zu binden pflegten, wo es dann mit Pfeilen erschossen wurde; das Fleisch vertheilte man unter die Priester und Ersten des Volks; die Haut aber wurde mit Stroh ausgestopft, auf einen hohen Baum gestellt, angebetet, und man brachte ihm kostbares Pelzwerk und Wachskerzen zum Opfer. Überhaupt stimmt der Bericht Barbaro's von den Tartaren mit dem, was die Alten von den Scythen, die Neuern von den Mongolen sagen, genau überein, und es zeigt sich, daß an diesen Steppenvölkern die Jahrtausende spurlos vorübergehen.

Der Auftrag Barbaro's in Persien bestand darin, daß er dem damals regierenden Ussumkassan mit Rath und That gegen die Türken beistehen, und die Perser im Gebrauche der Schießgewehre und Feuerwaffen unterrichten sollte; man hoffte dadurch, wiewohl etwas spät, dem Türken in dem Perser ein heilsames Gegengewicht zu bereiten. Barbaro ging daher 1471 mit venezianischen Schiffen nach Kurcho, übergab daselbst die geladene Munition den persischen Kriegern, und reiste zu Lande nach Persien. Von Kurcho ging der Weg über Seleucia nach Pharsus, Odena, Orpha, nach Merdin, wo sehr viele seidene und baumwollene Gewänder verfertigt werden; Ackerbau und Viehzucht standen in diesen Gegenden in der Blüthe, besonders wurden die Ziegen sorgfältig gepflegt, und ihre Haare zu Kamelotten verarbeitet. Das Taurusgebirge wurde von räuberischen Kurden bewohnt, welche Barbaro anfielen und verwundeten. Er kam zu Tauris an und erkannte darin das alte Ekbatana; hier hielt Ussumkassan sein Hoflager, welches sehr prachtvoll war; es wird auch hier des Porzellans gedacht. Während seines Aufenthaltes am Hofe des Schah machte er verschiedene Ausflüge und zog viele Nachrichten ein. Sultania war verfallen, in der Umgegend von Korno wurde ein sehr fleißiger Gartenbau getrieben, zu Schiras blühte der Transitohandel, es hatte über

200,000 Seelen. Auch Samarkand wird groß, volkreich und üppig beschrieben, hier erhielt er auch Nachrichten aus China, und erwähnt ganz eigentlich, daß daselbst die Gefäße aus Porzellan gemacht wurden, auch bestätigt er die meisten Nachrichten Marco Polo's. Der Trümmer von Persepolis gedenkt auch Barbaro, es standen damals noch 40 Säulen aufrecht, worauf auch der Name Tschilminar, was im Persischen vierzig Säulen bedeutet, hinweist. In der Meinung des Volkes sind es Trümmer eines von dem im ganzen Orient berühmten Salomon erbauten Pallastes. Am kaspischen Meere nennt er Strava, woher die damals im Handel Stravaine genannte Seidenart kam. Bei Baku, welches er Bacha nennt, erzählt er von dem aus einem Berge rinnenden schwarzen Steinöle, das in Lampen gebrannt wird. Er nahm seinen Rückweg über Aleppo nach Cypern.

Ein Jahr nach Barbaro wurde von Venedig aus auch Contarini nach Persien gesandt, er ging durch Polen und Rußland, sein Reisebericht ist aber unbedeutend. In das Jahr 1490 fällt auch die schon im vorigen Bande erwähnte Reise Covilham's durch Egypten nach Indien; sie trug zu den nachfolgenden Unternehmungen der Portugalen wesentlich bei.

Zweites Buch.

Reisen nach Ostindien.

1. Vasco de Gama.

Wir haben im vorhergehenden Bande bereits der Seefahrten der Portugalen und ihrer angestrengten Unternehmungen zur Entdeckung eines Seeweges nach Indien erwähnt. Wir sahen, mit welcher Entschlossenheit und Beharrlichkeit diese Unternehmungen verfolgt wurden, und wie es endlich Vasco de Gama's kühnem Muthe gelang, alle Schwierigkeiten zu überwinden,

die Ostküste Afrikas bis Melinde zu befahren, und von da seinen Weg nach dem heißersehnten Ziele zu richten.

Es war am 22. April 1498, als Gama durch die Freundschaft des Königs von Melinde seine Schiffe hinlänglich versorgt und seine Mannschaft so weit hergestellt sah, um es wagen zu können, die bisher verfolgte Ostküste Afrikas zu verlassen und sich dem weiten indischen Oceane anzuvertrauen. Ein geschickter Pilot war der Führer. Am 28. April erblickte die begeisterte Mannschaft beide Himmelspole zugleich, die Reise ging so glücklich von Statten, daß weder ein Sturm, sonst so häufig in diesem Meere, noch ein anderes Ereigniß den Lauf unterbrach, und man in 23 Tagen den Raum von 700 Lieues, welcher Afrika von der indischen Halbinsel trennt, durchschnitt. An einem Freitage, den 17. Mai, entdeckten die Portugalen Land; am folgenden Tage erkannte man an dem Regen, der sich verspüren ließ, die Nähe Indiens, wo jetzt die nasse Jahreszeit herrschte, und am 20. Mai erblickte man die hohen Berge, welche sich über Kalekut erheben. Die Freude bei diesem Anblicke ist nicht zu beschreiben, Gama gab der ganzen Schiffsmannschaft ein Fest; der Pilot, welcher die Schiffe hieher geleitet hatte, wurde auf das großmüthigste belohnt; dieser gab den Rath, zwei Lieues unterhalb Kalekut auf der offenen Rhede die Anker fallen zu lassen, da diese Stadt keinen sichern Hafen besitze.

Bei der Ankunft der Portugalen war Hindostan in mehre Reiche getheilt; man nennt aus jener Zeit die Königreiche Multan, Dehli, dessen Hauptstadt eben damals von den Mongolen erobert war, das von Bengalen, Orira, Mando, Chitor und Guzurate, welches gewöhnlich auch Kambaya heißt. Die Halbinsel innerhalb des Ganges war in die vier großen Abtheilungen: Dekan, Kanara, Malabar und Narsinga oder Bisnagar getrennt, diese waren wieder unter verschiedene kleine Souverains zerrissen. Die Königreiche jenseit des Ganges waren Ava, Brama, Pegu, Siam, Kambodscha, Champa, Kochinchina und Tonkin. An den Küsten von Dekkan, von dem in das Meer von Bombai fal-

lenden Bate an, bis zum südlichen Alliga, auf einem Raume von ungefähr 75 Lieues, befanden sich die Städte Chaul, Dabul, Denbedele, Sintapari, Koropatan, Banda, Chapora und Goa. An der Küste von Kanara, die sich von der Mündung des Alliga bis zum Berge Delli, d. i. auf einem Raume von 46 Lieues ausdehnt, fand man die Städte Onor, Batekala, Barselor, Baqualor, Mangalor u. s. w. Vom Berge Delli bis zum Kap Komorin, auf einem Raume von 93 Lieues, die Küste von Malabar umfassend, zählte man sieben Königreiche, von Braminenfürsten beherrscht; 1) Kananor, dessen Küsten sich auf 20 Lieues ausdehnen; auf ihnen liegen Kota, Kulam, Nilischilam, Marabia, Bolapotam, die Hauptstadt Kananor, Tremapatam, Scheba, Maim, Purepatam. 2) Kalekut, das sich auf 27 Lieues längs der Küste ausdehnt, und an Städten außer der Hauptstadt Kalekut folgende besaß: Kulete, Chale, Parangale, Tanor und Chama; 3) das kleine Königreich Kranganor; 4) Kochin; 5) Perka; 6) Kulan; 7) Travankor nahe am Kap Komorin, dem Königreiche Narsinga unterworfen. Unter diesen sieben Staaten waren nur Kananor, Kalekut und Kulan unabhängig; eigentlich war Zamorin von Kalekut gewisser Maßen der Oberherr von allen.

Kalekut liegt an einer offenen Küste, die europäischen Schiffe mußten daher auf offener Rhede bleiben, da sie sich nicht so wie die kleinen einheimischen Barken der Küste nähern konnten. Die Stadt, sagt der Bericht, ist sehr groß, aber alle Häuser sind aus Holz gebaut, und nur die Residenz des Königs und die Tempel machen eine Ausnahme davon.

Die portugalische Flotte hatte am 20. Mai 1498, 13 Monate nach ihrer Abreise von Lissabon, in einer Entfernung von zwei Lieues von Kalekut Anker geworfen. Die großen in diesen Gewässern durchaus unbekannten Schiffe erregten die Neugierde der Indier, und es ließen sich sogleich mehre Barken, die sie Almadien nennen, sehen; sie staunten die Riesengebäude an,

kamen aber ohne Scheu und Furcht näher, und wurden von den Portugalen sehr höflich aufgenommen. Die Einwohner waren von dunkler Farbe, und ein Stück Zeug um die Lenden durch die Beine gezogen war ihre einzige Bekleidung; sie befragten die Portugalen nach dem Orte, woher sie kämen, und nach ihrer Absicht. Sie machten auch keine Schwierigkeit, ihnen als Führer nach der Barre von Kalekut zu dienen. Einer der Verbrecher, die man zu diesem Zwecke von Lissabon mitgenommen hatte, wurde gelandet; er sollte sich in die Stadt begeben, und sehen, wie er von den Einwohnern aufgenommen würde. Das Volk umgab ihn sogleich, und that eine Menge Fragen an ihn, die er aber wie natürlich nicht beantworten konnte; endlich führte man ihn zu zwei Arabern, von denen einer glücklicher Weise spanisch sprach; derselbe wird von einigen Monzaide, von andern Bentaybo genannt. Nachdem dieser hörte, daß der Fremde ein Portugale sey, fuhr er ihn barsch an: »Plagt dich der Teufel, was führt dich hieher?« Nach einigen andern Fragen setzte er hinzu, daß er von Tunis hieher gekommen sey, und daselbst mehre Portugalen gekannt habe, und daß er nicht begreifen könne, wie eine Flotte zur See habe nach Kalekut kommen können. Er fragte ferner, was die Absicht ihrer Reise sey, und der Portugale antwortete: wir sind gekommen, Christen und Spezereien zu suchen. „Was," sagte der Maure, „und die Könige von Frankreich und Spanien, und der Doge von Venedig haben keine Flotte in derselben Absicht mitgesandt?" — Nein, antwortete der Portugale, denn mein König hat seine Einwilligung nicht dazu gegeben. — „Hat denn," meinte der Maure, „einer mehr Recht als der andere?" — Er gab nun dem Portugalen zu essen und forderte ihn alsdann auf, ihn zu den Schiffen zu begleiten. Als der Maure des Admirals ansichtig wurde, rief er in spanischer Sprache aus: »Gute Neuigkeit, gute Neuigkeit, Rubinen und Smaragden; dankt Gott, der euch in ein Land geführt hat, wo ihr alle Arten von Gewürzen und Spezereien nebst allen Reichthümern der Welt findet.« Der Admiral war erstaunt, hier die spanische Sprache zu vernehmen, und erfuhr sodann, daß der

Maure, welcher sich zu allen guten Diensten erbot, über Kairo hieher gekommen sey.

Gama zog nun von dem Mauren die nöthigen Nachrichten über das Land, über Zamorin und das Volk von Kalekut ein, ermunterte den Araber zur Gefälligkeit gegen die Portugalen, und verhieß ihm reichlichen Lohn. Er erfuhr, daß Zamorin ein guter, gefälliger Fürst sey, der die Portugalen als Gesandte eines fremden Monarchen, besonders wenn von Handel die Rede sey, gefällig aufnehmen würde; er befinde sich jetzt zu Panami, fünf Lieues von Kalekut, und der Araber erbot sich, als Gesandter an den[redacted] zu dienen. Indessen hatte, wie natürlich, schon das Gerücht die Ankunft der portugalischen Flotte dem Könige verkündigt, bevor der Maure ankam. Zamorin, als er hörte, daß eine Gesandtschaft eines christlichen Fürsten vom entgegengesetzten Ende der Erde mit Briefen und Geschenken angekommen sey, äußerte sich außerordentlich gefällig, sandte auch sogleich einen Lootsen, um die Schiffe nach Padarane in einen sichern Hafen zu bringen, was jedoch anzunehmen Gama Bedenken trug. Zamorin war über dieses Mißtrauen gar nicht erstaunt, sondern sandte seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Katual, um Gama sagen zu lassen, er möge landen, wo es ihm beliebe. Trotz der entgegengesetzten Meinung der Schiffsmannschaft beschloß Gama, selbst ans Land zu gehen, um zu suchen, mit Zamorin einen Handels- und Freundschaftsvertrag abzuschließen. Für alle Fälle beschloß jedoch Gama, daß, wofern ihm etwas Menschliches zustoßen sollte, so möge sein Bruder sogleich nach Portugal mit der frohen Kunde des entdeckten Seeweges nach Indien zurückkehren.

Hierauf ließ Gama seine Barke bemannen, und ging mit zwölf entschlossenen Gefährten ans Land; er wurde daselbst von den Indiern, die nicht ahnten, welch ein entsetzliches Verhängniß mit dem Fremdlinge ihre Küsten betrat, mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen. Eine ungeheure Volksmenge strömte herbei, und mitten durch diese[redacted] durchzog er friedlich die Stadt. Mit Bewunderung wurden die Fremdlinge in ihrer sonderbaren

Tracht beschaut; erst den folgenden Tag gelangte Gama nach dem Landhause des Zamorin, der ihn mit vieler Auszeichnung empfing, und sich sehr geneigt zeigte, einen Freundschafts- und Handelstraktat mit dem Könige von Portugal abzuschließen. Indessen waren die Mauren, mit dem Geiste der Europäer besser bekannt, keineswegs geneigt, die Absichten derselben zu befördern. Die Kunde der saubern Aufführung zu Mombassa und an den Ostküsten Afrikas war bereits zu ihnen gelangt, auch fanden sie sich keineswegs geneigt, den indischen Handel mit Europa, der in ihren Händen war, abzutreten, und berechneten die Folgen, welche die Ankunft der Portugalen in Indien haben mußte, sehr gut. Was Klugheit nicht gebot, wirkte der Fanatismus.

Aus diesen Ursachen schilderten die Mauren die Portugalen als arge Seeräuber, führten Zamorin die Aufführung derselben zu Mosambik und Mombassa zu Gemüthe, und machten ihn auf die Herrsch- und Eroberungssucht der europäischen Fürsten aufmerksam. Was diesen Vorstellungen noch mehr Gewicht gab, war der Umstand, daß Gama kein eines solchen Fürsten würdiges Geschenk am Bord hatte; zwar suchte er einige Gegenstände zusammen, von denen er glaubte, daß sie die Aufmerksamkeit Zamorins erregen würden; als jedoch der Minister desselben sie zu untersuchen kam, wandte er sich mit Verachtung von diesen seines Monarchen unwürdigen Kleinigkeiten weg. Dieser Umstand war ein fruchtbarer Regen für den von den Arabern gesäeten Samen des Mißtrauens, der eine Erbitterung beider Parteien zur Folge hatte. Nothwendiger Weise mußten nun die Portugalen als Abenteurer erscheinen, und die Schwierigkeiten erreichten einen solchen Grad, daß Gama befürchtete, eingekerkert oder gar umgebracht zu werden. Indessen hatte er sich bereits einen Freund erworben, der ihn benachrichtigte, man wolle unter dem Vorwande der Aussöhnung der Flotte eine Falle legen, sie verbrennen und die ganze Mannschaft ermorden. Gama ließ seinen Bruder wissen, er solle auf der Huth seyn; die Verhandlungen wurden wieder angeknüpft, und der Admiral wußte sich durch sein Betragen so viele Achtung zu verschaffen, daß er

die Minister Zamorins überredete, wie sie aus einer Verbindung mit den Portugalen den größten Gewinn ziehen würden. Man kam so weit, daß man Gama wieder an Bord des Schiffs zurückkehren ließ. Das Mißtrauen war indessen ausgesäet, und die Mauren trugen das Ihrige redlich bei, um das Feuer anzublasen. Noch immer hatten sie Hoffnung, die Flotte zu vernichten; sie wußten auch Zamorin in ihren Plan zu ziehen, und heimlich wurde eine Flotte ausgerüstet, welche sich mit der von Mekka zurückkehrenden vereinigen und der portugalischen Schiffe bemächtigen sollte. Sie bewogen daher Gama, seine mitgebrachten Waaren ans Land zu bringen, und verzögerten den Verkauf derselben so lange sie konnten; da jedoch die zur Abreise bestimmte Zeit herannahte, so schickte Gama zwei seiner Gefährten, Diaz und Braga, an Zamorin, um ihm Abschiedsgeschenke zu überreichen und zu ersuchen, einen Gesandten an den König von Portugal mitzusenden. Sie fanden indeß bei Zamorin eine sehr ungnädige Aufnahme; er fragte mit finsterem Gesichte, was sie wollten, und als sie ihm Geschenke überreichten, wandte er sich von ihnen weg und bedeutete ihnen, sie könnten abreisen, sobald sie wollten, nur müßten sie zuvor das Hafengeld entrichten; mit dieser Antwort wurden sie entlassen, als sie sich jedoch dem Meerufer näherten, ergriffen und in Verwahrung gebracht. Der Admiral, eben so schlau als seine Gegner, that, als wüßte er die Sache nicht, beschenkte sogar einige Indier, die zu ihm an Bord kamen; als jedoch, dadurch sicher gemacht, auch sechs vornehme Hofbediente mit fünfzehn ihrer Diener zu einem Besuche kamen, nahm er sie sehr freundlich in Verwahrung, und schrieb an Zamorin, daß er nur gegen seine eigenen Leute diese Indier wieder zurückschicken werde.

Dieses Schreiben wurde Zamorin gebracht, der die Sache von sich abzulehnen suchte, heimlich aber seinem Minister Katual Befehl gab, die zwei Gefangenen auf eine Art frei zu lassen, als ob er, der König, nichts davon wüßte, und sie sogleich auf die Flotte zurück-zu-führen. Da jedoch dieser Befehl so schnell nicht ausgeführt werden konnte, als nothwendig war, so entfernte sich

Gama beinahe aus dem Gesichtskreise von Kalekut; da erschien eine indische Barke, um Gama anzuzeigen, daß seine Leute im königlichen Pallast seyen, und am folgenden Morgen ihm zugeführt werden sollten. Zornig erwiederte Gama, wofern seine Leute ihm nicht sogleich zurückgegeben würden, oder wenigstens ein Brief anlange, der von ihrem Befinden Nachricht gebe, so würde er die Barke sammt denen, die darauf wären, in den Grund schießen, und den gefangenen Höflingen die Köpfe abschlagen lassen. Hierauf näherte er sich wieder der Stadt. Am folgenden Morgen nahten sich sieben Barken dem Admiralschiffe, sie brachten den Sekretär und den Faktor zurück, ließen sie ganz stille in das Boot steigen, und entfernten sich auf einen gewissen Raum von dem Schiffe, wo sie in einiger Angst die Antwort des Admirals erwarteten. Der Admiral hörte nun von Diaz, wie unschuldig sich Zamorin an ihrer Gefangenschaft gestellt habe, und brachte auch ein von Zamorin unterzeichnetes Palmblatt mit, auf welchem folgender Brief an den König von Portugal geschrieben stand: »Ein adeliger Herr von deinem Hofe, Vasco de Gama, ist in mein Land gekommen. Seine Ankunft machte mir Freude. Mein Reich ist erfüllt mit Zimmet, Nelken, Pfeffer und Edelsteinen; das, was ich mir aus deinem Lande wünsche, ist Gold, Silber, Korallen und Scharlach.«

Der Admiral gab nun die vornehmen Indier frei, behielt aber die übrigen als Unterpfand, für die am Lande noch befindlichen Waaren, am Bord, denn der Europäismus durfte nicht verläugnet werden. Es kam nun auch Monzaide mit der Bitte, ihn nach Portugal mitzunehmen, auf das Schiff; er habe sich nämlich durch seine Freundschaft mit den Portugalen so verhaßt gemacht, daß ihn seine Landsleute umbringen würden. Gama nahm ihn mit Freuden auf und tröstete ihn mit der Großmuth seines Königs. Endlich wurden auch die noch am Ufer zurückgebliebenen Waaren zurückgestellt, und die Indier frei gelassen.

Man trat nun die Rückkehr nach Portugal an, sie ging langsam, aber glücklich von Statten. Am 29. August 1499 ließ man die Anker auf demselben Platze fallen, von wo man ausge-

fahren war; über zwei Jahre hatte die Fahrt gedauert. Nikolaus Coelho hatte schon früher die Nachricht als Bote Gama's nach Portugal gebracht.

Es waren nunmehr unermeßliche Gefahren überstanden, von den 180 Mann, welche sich mit Gama eingeschifft, waren nur 55 in ihr Vaterland zurückgekehrt; sogar der Bruder des Admirals, Paul de Gama, mußte auf Terceira zurück gelassen werden, wo er auch bald darauf starb. Ein Schiff mußte aus Mangel an Mannschaft auf der Insel Zanguebar verbrannt werden, so fürchterlich hatte der bisher unbekannte Skorbut gewüthet. Doch alle diese Verluste wurden gegen das unermeßliche Resultat für gering geachtet. Ganz Afrika war umschifft, die Ostküste bis zum 4° N. B erforscht, und der Weg nach Indien gefunden. Das große Ziel der portugalischen Herrscher war glücklich und vollständig, wie selten ein anderes auf Erden erreicht. Aber der König verstand auch, große Verdienste großartig zu belohnen, und die portugalischen Entdecker durften nicht den spanischen gleich über den Undank derer klagen, denen sie wohlgethan hatten. Vasco de Gama wurde mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeugungen empfangen, der König Emanuel ernannte ihn bei den feierlichen Festen, welche seine Zurückkunft verherrlichten, zum Admiral von Indien, mit einer damals ungeheuren Pension von 10,000 Krusaden. Später erhielt er mit dem Titel eines Grafen von Videgueira einen Theil des portugalischen Wappens in seinen Schild, außerdem wurde ihm erlaubt, bei jeder Expedition nach Indien 200,000 Krusaden auf Gewinn anzulegen. Für sich nahm König Emanuel den etwas burlesken Titel eines Herrn der Eroberung und Schifffahrt von Äthiopien, Persien, Arabien und Indien an; damals hatten indessen die Portugalen Muth genug, um allenfalls denselben wahr zu machen. Das schönste ist jedoch, daß Vasco de Gama ungekränkt und ehrenvoll den Lohn seiner Verdienste bis an das Ende genießen konnte.

2. Alvarez Cabral.

Man kann sich denken, daß eine so wichtige Entdeckung, welche den kleinsten König von Europa plötzlich mit einer alles umstrahlenden Glorie umgab, und zugleich die Schätze zweier Welttheile verhieß, nicht unbenutzt gelassen wurde. Es wurden daher schon im folgenden Jahre im Tajo 13 Schiffe mit 1200 Mann, eine für die damalige Zeit in der That bedeutende Flotte, ausgerüstet, um sich des indischen Handels zu bemächtigen. Vasco de Gama bedurfte der Ruhe, es wurde deßhalb Pedro Alvarez de Cabral zum Befehlshaber der Flotte ernannt, er war ein Mann, durch Geburt und Talente ausgezeichnet; aus Emanuels Händen empfing er in der Kirche zu Belem die königliche Flagge. Der Bischof von Viseu setzte ihm einen vom Papste geweihten Hut auf, und am 9. März 1500 wurden unter dem Donner der Kanonen und dem Zulaufe einer ungeheuren Volksmenge die Anker gelichtet. Cabral hatte Befehl, Sofala aufzusuchen und mit dem Fürsten der Ostküste Bündnisse abzuschließen, dann gegen Indien zu segeln, um von Zamorin im Guten oder im Bösen ein Freundschaftsbündniß und die Erlaubniß zu einer Niederlassung zu erhalten. Ein seltsamer Zufall, wenn es anders einen Zufall in den menschlichen Dingen gibt, machte, daß auch hier Saul statt des Vaters Eselin ein Königreich fand. Um den Windstillen bei dem Kap Verten auszuweichen, hielt sich Cabral westlich gegen die offene See, ein Sturm ergriff ihn und warf ihn an die Küste Brasiliens. Einen andern Sturm bestand er, wie schon im zweiten Bande erwähnt, bei dem Kap, und langte am 30. August desselben Jahres vor Kalekut an. Ob Zamorin über die Wiederkehr der Portugalen eine große Freude empfand, lassen wir dahin gestellt seyn; der Klugheit gemäß fand er es jedoch, sogleich eine Botschaft an die portugalische Flotte zu senden, und Cabral zu einer Unterredung einzuladen. Durch Gama's Beispiel gewitzigt, begab sich Cabral nur dann an Zamorin's Hof, als vornehme Geiseln gestellt wurden. Cabral wurde mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen; Zamorin

zeigte sich zu einem Bündnisse mit dem Könige von Portugal geneigt, und ertheilte auf Cabrals Verlangen den Portugalen die Freiheit, im ganzen Umfange seines Reiches freien Handel zu treiben, Magazine anzulegen, und schenkte ihnen sogar mittelst eines goldenen Briefes ein großes Gebäude für den portugalischen Faktor.

Dieser gute Anfang hatte eine betrübte Folge; die Européer besaßen damals noch kein Talent für friedlichen Verkehr; Cabral hatte die Ungeschicklichkeit, einen höchst leichtsinnigen und ungeschickten Menschen, Namens Correa, zum Faktor zu ernennen; dieser erlaubte sich übermüthige Thorheiten, wodurch das Volk gegen ihn aufgebracht, und Zamorin gegen die Absichten der Portugalen mißtrauisch werden mußte. Es kam zu verschiedenen Reibungen, endlich zu Thätlichkeiten, die mit einem Aufstande endigten, in welchem Correa nebst 50 Portugalen, bevor ihnen noch von der Flotte Hülfe geleistet werden konnte, erschlagen, und das Faktoreihaus niedergerissen wurde; zwanzig andere retteten sich verwundet nur mit Mühe auf die Flotte. Nicht so vertraut mit dem europäischen Völkerrechte, wie der Schah von Persien, versäumte Zamorin, sich bei dem Admirale zu entschuldigen; dieser nahte sich dem Hafen, griff eine arabische, aus 13 großen Schiffen bestehende Flotte an, richtete dieselbe zu Grunde, und führte die nicht umgekommene Mannschaft gefesselt auf seine Schiffe. Er wandte nun sein Geschütz gegen die Stadt, die er durch zwei Tage beschoß, so daß Zamorin selbst gezwungen war, sich auf seine Landhäuser zu flüchten. Dieß war der Anfang der europäischen Heldenthaten in Indien, die erste bittere Frucht, welche den armen Völkern des Orients zu Theil wurde.

Cabral verließ nun Kalekut, und segelte ostwärts nach Kochin, woselbst er von dem Könige von Kochin mit der größten Auszeichnung empfangen wurde. Die Stadt Kochin liegt 90 Lieues südlich von Kalekut, an einem Flusse, dessen Mündung einen guten und sichern Hafen bildet, und ist die Hauptstadt des Königreichs gleichen Namens. Das Land ist hier nie-

drig, und in eine Menge Inseln zerschnitten; die Stadt selbst hat mit Kalekut in der Bauart Ähnlichkeit; die Einwohner bestehen aus Indiern und Mauren, welche der Handel hieher geführt hat. Die Stadt und das Land gewähren Überfluß an Le- Lebensmitteln und Gewürzen, welche letzteren von Kalekut hieher gebracht werden. Der König von Kochin hatte nicht das Recht, Geld zu schlagen, und war ein armer Fürst; überdieß ein Vasall von Zamorin, dessen Heerbann und Religion er zu folgen verpflichtet war. Cabral warf vor der Stadt Anker, und sandte einen getauften Indier, Namens Michas Schaghi, an den König, um ihm anzuzeigen, wie er an Zamorin gerechte Rache genommen, und nun hieher gekommen sey, um Handel zu treiben, sowohl mit Waaren, als baarem Gelde. Der König von Kochin, Trinumpara, war außerordentlich darüber erfreut, und sandte sogleich zwei seiner vornehmsten Mayren als Geißeln, mit der Bedingung, daß sie täglich gewechselt werden sollten. Cabral ernannte Gonzalo Gil Barboso zu seinem Faktor, und gab ihm einen Sekretär, einen Dolmetsch und vier Verbannte, welche die Portugalen immer mit sich führten, mit. Der König nahm Barboso sehr ehrenvoll auf, indem er ihm den Stadtkommandanten und mehre Hofherren entgegensandte, welche den [redacted] zu ihm führen sollten. Trinumpara war einfach gekleidet, und keineswegs mit solcher Pracht wie Zamorin umgeben, er nahm die Geschenke sehr huldreich auf, und unterhielt sich mit dem Faktor. Die Schiffe wurden mit den Schätzen Indiens ohne Schwierigkeit beladen, und alles ging zur größten Zufriedenheit beider Parteien vor sich. Sehr viel trug zu diesem guten Erfolge der Umstand bei, daß eines Theils sich die Portugalen durch die Beschießung Kalekuts furchtbar gemacht hatten, anderseits aber die Fürsten Indiens der Oberherrschaft Zamorins überdrüßig waren; diese Vasallenschaft half den Europäern Indien erobern. Der König von Kochin gab auch Gesandte nach Portugal mit; zugleich kamen Abgeordnete des Königs von Kananor und Kulan, welche die Portugalen in ihre Hafen einluden, und ihnen zu noch nie-

derern Preisen, als zu Kochin, Gewürzladungen versprachen. Cabral dankte, und versprach sie künftig zu besuchen. Es kaman auch Christen von Kranganor, welche baten, sie nach Portugal mitzunehmen, damit sie von da aus Rom und Jerusalem besuchen könnten. Cabral erfuhr von ihnen, daß Kranganor von einem Gemische aus Heiden, Christen, Juden und Arabern aus verschiedenen Gegenden Westasias bewohnt würde, daß die Christen ein abgesondertes Quartier bewohnten, Kirchen und Kruzifixe, aber weder Bilder noch Glocken hätten; sie hätten einen Papst mit zehn Kardinälen, zwei Patriarchen und eine Menge Erzbischöfe und Bischöfe. Dieser ganze geistliche Hof regiere in Armenien, wohin die Bischöfe von Kranganor ihre Weihe zu holen gingen. Die Jurisdiktion der armenischen Bischöfe erstrecke sich tief nach China hinein, wo zwei Patriarchen residirten; ihr Papst führe den Titel katholisch; die Tonsur ihrer Priester sey kreuzförmig. Cabral stand nicht an, sie auf seiner Flotte aufzunehmen; er landete auch zu Kananor, wo er nicht nur herzlich aufgenommen wurde, sondern auch einen Gesandten an den Hof zu Lissabon erhielt. Nachdem er an der Ostküste Afrikas seinen Auftrag vollendet, landete er am 31. Juli 1501 zu Lissabon.

3. Juan de Nueva und Vasco de Gamas zweite Reise.

Noch vor der Rückkunft Cabrals hatte der König von Portugal, begeistert für die indischen Unternehmungen, im März 1501 eine zweite Flotte ausgerüstet, welche aus 4 Karavellen und 400 Mann bestand. Dieselbe wurde unter das Kommando des Juan de Nueva, eines gebornen Galiziers, gestellt, und war bestimmt, Cabral zu unterstützen. Nueva begegnete zwar Cabrals Flotte nicht, rechtfertigte aber das in ihn gesetzte Vertrauen auf eine glänzende Weise. Er eroberte in den indischen Gewässern mehre Schiffe von Kalekut, steuerte dann nach Kochin und Kananor, woselbst er seine Schiffe mit reicher Ladung füllte. Zu Kananor wurde er von der Flotte Za-

morins eingeschlossen; sie bestand aus mehren hunderten maurischer Fahrzeuge, und stellte so ziemlich das Bild einer römischen Flotte dar. Nueva hatte schon Tags vorher vom Könige von Kananor Nachricht von dieser Unternehmung Zamorins erhalten; er war daher gerüstet, und empfing die Feinde mit einem so furchtbaren Feuer, daß er neunzehn Fahrzeuge in den Grund bohrte, und bei 400 Menschen tödtete. Die Flotte mußte fliehen, und verbreitete Schrecken vor Portugal in Kalekut. Auf der Rückreise entdeckte Nueva das berühmte St. Helena.

Die Rückkehr Cabrals und die Erzählung dessen was derselbe erlebt und erfahren, überzeugte den König Emanuel, daß er sein Ansehen nur mit Gewalt der Waffen in Indien behaupten könne. Nuevas Bericht bestätigte diese Voraussetzung; wie gewinnreich übrigens der Besitz Indiens für Europa werden müsse, davon überzeugte der bisherige Erfolg. Emanuel ließ daher 1502 eine große Flotte von 20 Schiffen, in 3 Eskadren abgetheilt, ausrüsten; die erste aus 10 Schiffen bestehende Abtheilung wurde Vasco de Gamas bewährtem Kommando anvertraut; die zweite, aus 5 Schiffen bestehend, kam unter den Befehl des Vincent Sodre, und war bestimmt, den Faktoreien zu Kochin und Kananor Hülfe zu leisten, wie auch vor dem arabischen Golfe zu kreuzen; das dritte Geschwader, ebenfalls aus fünf Schiffen, kommandirte Stephan de Gama, Bruder des Admirals; sämmtliche Eskadren sollten jedoch Vasco de Gama als Admiral anerkennen. Gama lichtete die Anker am 3. März 1502, sein Bruder folgte ihm erst am 1. Mai nach, und hatte die Gesandten von Kochin und Kananor am Borde. Auf dieser Reise wurde die im zweiten Bande erzählte Gräuelthat vollbracht, und ein Schiff des Sultans von Egypten, mit Pilgern angefüllt, vernichtet. Zu Kananor erschien Gama nicht mehr als Handelsmann, sondern als Gebieter, und der König von Kananor begann bereits zu fühlen, welch süße Früchte fremde Freundschaft, gegen das Vaterland angerufen, trage. Er wurde bewogen, einen Allianztraktat mit dem Könige von Portugal abzuschließen. Von hier segelte Vasco nach Kalekut, ver-

nichtete die indischen Fahrzeuge, und behielt fünfzig Malebaren als Gefangene. Zamorin erschreckt, sandte einen als Franziskaner verkleideten Mauren, um Unterhandlungen anzubieten und zu versichern, daß er sich in alle Vorschläge Portugals fügen würde, so wie zu einer Niederlassung der Portugalen geneigt sey. Hart erwiederte Gama, er würde keinen Vorschlägen Gehör geben, bis ihm nicht für Correa, die fünfzig ermordeten Portugalen, und die in der Faktorei zurückgebliebenen Kaufmannsgüter Genugthuung geworden sey. Drei Tage verstrichen ohne Antwort; mit Entsetzen sahen die Kalekuter am vierten Morgen die Leichen der fünfzig gefangenen Malabaren an den Raaen der portugalischen Schiffe aufgeknüpft, deren Gesichter die aufgehende Sonne röthete. Diese durch nichts zu rechtfertigende Brutalität, von der selbst als Wiedervergeltung die Humanität des Christenthums hätte abhalten sollen, wurde noch durch teuflischen Hohn erhöht, und brandmarkt das Andenken Gamas in der Geschichte. Mit eintretender Fluth schwamm nämlich ein Boot an die Küste, worin die abgehauenen Hände und Füße der Malabaren waren; ein Schreiben in arabischer Sprache sagte: der Admiral schicke hier ein Geschenk zur Vergeltung der ermordeten Portugalen; die Kaufmannsgüter werde er hundertfach bezahlen. Am folgenden Morgen begann von den portugalischen Schiffen eine Kanonade, welche Kalekut in Trümmer schoß, und die unglücklichen Bewohner unter dieselben begrub. Gama ließ nun einen Theil der Flotte zur Blokirung von Kalekut unter Vincenz Sodre zurück, und ging nach Kochin, wo er am 7. September 1502 anlangte. Er wurde hier von Trinumpara mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen, und gab sein Beglaubigungsschreiben nebst den Geschenken des Königs von Portugal ab. Der König von Kochin, höchst erfreut über dieselben, erneuerte den Bund, schloß einen schriftlichen Vertrag ab, und übergab seinerseits wieder Geschenke für den König von Portugal; auch erklärte sich der König von Kochin als einen Feind des Zamorin. Zu diesem Ende bat er Gama um Truppen zum Schutze gegen den gemeinschaftlichen Feind;

die neuern Anstrengungen Zamorins, mit List oder Gewalt die Portugalen zu vernichten, ließ jede Hoffnung auf Ausgleichung verschwinden; Gama ließ daher Vincenz Sodre an der Küste von Malabar zurück, und langte am 20. Dezember zu Lissabon an.

Gama lebte nun bis 1524 in wohlverdienter Ruhe, aus welcher ihn sein König, unter dem Titel eines Vicekönigs von Indien, aufs neue auf den Schauplatz seiner Ruhm- und Schmachthaten berief. Gama starb nach seiner Ankunft zu Kochin als erster Vicekönig von Indien; sein Körper wurde 1558 nach Portugal geführt, und in der Kathedrale von Lissabon mit großen Ehren bestattet.

Nach Gamas Abreise sollte Trinumpara, König von Kochin, erfahren, wie süß fremde Freundschaft sey. Zamorin fiel nämlich über den indischen Massinissa mit seiner ganzen Macht her, überzog beinahe sein ganzes Land, und die zu Kochin befindlichen Portugalen geriethen in eine verzweifelte Lage, aus welcher sie nur die Großmuth des Königs von Kochin rettete. Leicht hätte der zurückgelassene Sodre Kochin zu Hülfe eilen können, aber sein Geiz, der es bequemer fand, arabische Schiffe am rothen Meere zu kapern, machte ihn taub gegen die Bitten der Bundesgenossen. Zum Glücke für die Portugalen erschien in den indischen Gewässern, mit neun Schiffen, der portugalische Mars, der schreckliche Alphonso d'Albuquerque; er war am 11. April aus Portugal abgesegelt. Sein Bruder, Franz d'Albuquerque, langte mit einigen Schiffen vor ihm vor Kochin an, und wurde daselbst als Befreier empfangen; sein Bruder Alphonso war eine jener schrecklichen unbeugsamen Seelen, deren eiserner Wille wie eine Zuchtruthe Gottes von Zeit zu Zeit den Erdkreis erschreckt; sein kühner Gedanke war, den ganzen indischen Ocean Portugals Herrschermacht zu unterwerfen. Goa hatte sich gegen Kochin mit Zamorin vereinigt, es mußte daher zuerst seinen schweren Arm fühlen. Die Hauptstadt wurde mit Sturm genommen; was dem Schwerte entging vertrieben, und hier eine christliche Stadt

gegründet, welche der Mittelpunkt des europäischen Handels im ganzen Oriente wurde, jetzt aber der traurige Überrest portugalischer Größe ist. Albuquerque spielte jetzt nicht mehr den Handelsmann, sondern den Eroberer im indischen Meere; Malabar, Ceylon, die Sunda-Inseln und der Schlüssel des indischen Ostarchipels, die große feste Stadt Malakka, fiel in die Hände des Schrecklichen. Zu Malakka wurde ein festes Schloß erbaut, und portugalische Besatzung hineingelegt; hierauf begab sich Albuquerque nach den Molukken, die er nebst den Banda- und umliegenden Inseln Portugal unterwarf. Dadurch gelangte das Monopol mit Gewürznelken, Zimmt und Muskatnüssen, also der feinern Gewürze, in die Hände Portugals; er dehnte sodann seine Eroberungen bis in den persischen Meerbusen aus, und trug seine Waffen bis Ormus, dem Hauptsitze des persischen Handels, und dem Stolze und Reichthume des Orients. Bei Annäherung der portugalischen Flotte forderte der Schah von Ormus den gewöhnlichen Tribut; Albuquerque zeigte Kanonenkugeln und Bomben den Gesandten, mit den Worten: sehet hier den Tribut, welchen der König von Portugal zu zahlen pflegt. Nachdem dieser Mann den Namen Portugals zum Entsetzen des Ostens gemacht, ließ er Pacheco und Pereira mit drei Schiffen und 150 Mann im Fort von Kochin zurück, und langte glücklich und mit Ruhm bedeckt am 17. Juli 1504 in Lissabon an. Sein Bruder Franzesco blieb mit drei Schiffen in den indischen Gewässern zurück, ohne daß bis heute eine Kunde seines Untergangs ermittelt worden wäre.

Nach Albuquerques Abgang erhoben die indischen Könige wieder ihr Haupt, um neu aufzuathmen. Der unversöhnliche Zamorin zog gegen Kochin zu Felde, und ohne des tapfern Pacheco Heldenmuth waren die Portugalen verloren; dieser schlug mit seinem kleinen Häuflein Zamorins Flotte, vereitelte seinen Einfall in Kochin, würde aber dennoch erlegen seyn, wenn nicht im September 1504 eine neue Flotte unter Lopez Soarez d'Alvarenga erschienen wäre. Soarez

schoß Kalekut in Asche, tödtete 1300 Einwohner, und wies alle Vorschläge Zamorins zurück. Hierauf kehrte Pacheco nach Portugal um, wo er am 22. Juli 1505 anlangte.

Trotz allen diesen Eroberungen und schrecklichen Verheerungen, welche sich die Portugalen in Indien erlaubten, war ihre Herrschaft keineswegs festgegründet; die Araber behaupteten noch immer ihren Einfluß auf Indiens Fürsten, hinderten den portugalischen Handel, und machten die Bundesgenossen mißtrauisch. Um diesen zu steuern, beschloß der König von Portugal, 1505 ein bleibendes Gouvernement mit einer starken Flotte in Indien zu gründen, und auf eine solche Weise festen Fuß daselbst zu fassen.

4. Franzesco Almeida, Graf von Abrantes, erster Gouverneur von Indien.

Mit einer stark bewaffneten Flotte und einem glänzenden Gefolge ging der erste Gouverneur von Indien nach seiner Bestimmung ab; am 25. März 1505 lichtete die Flotte die Anker; zu Kananor angelangt, nahm Almeida den Titel eines Generalkapitäns von Indien an; eine zweite Flotte segelte bald darauf unter Franzesco Agnaja ab. Während Almeida nun an Afrikas Küsten beschäftigt war, sah er sich hinreichend verstärkt, um ein Geschwader von neun Schiffen unter seinem Sohne Lorenzo abzusenden, um in den indischen Gewässern Portugals Namen den gehörigen Respekt zu schaffen. Dieser besuchte auf seinem Zuge zuerst die Maldiven; von der Strömung des Kap Komorim nach Westen getrieben, entdeckte er Ceylon; er suchte hier die Araber zu vertreiben, die sich des reichen Handels bemächtigt hatten. Lorenzo nahm von Ceylon förmlichen Besitz, lehrte die Cingalesen den Gebrauch der Feuerwaffen und ihre Verfertigung, und schloß mit dem Beherrscher von Ceylon einen förmlichen Traktat ab, nach welchem dieser einen jährlichen Tribut von 2500 Zentnern feinen Zimmt an Portugal zu entrichten versprach. Der Schutz Portugals ward ihm dafür feierlichst zugesagt; auch errichteten die Portugalen,

zum Zeichen ihrer Besitznahme, hier eine Säule, mit dem Wappen Portugals und dem Namen seines Königs.

Zamorin, der unversöhnliche Feind der Portugalen, als fremder Eindringlinge, rüstete sich mit der letzten Anstrengung gegen dieselben, und griff mit 200 Schiffen Lorenzo Almeida an, dieser schlug ihn mit großem Verluste zurück. Zu gleicher Zeit brach auch zu Kananor ein gefährlicher Aufstand gegen die übermüthigen Portugalen aus, und schon drohte den Fremden der Untergang, als 1507 Tristan d'Acunha und der schreckliche Alfonso Albuquerque mit 16 Schiffen aus Europa erschienen. Albuquerque begab sich nach Arabiens Küsten, Entsetzen verbreitend und den blühenden arabischen Handel zerstörend; nie hat sich derselbe seitdem wieder erholt. Zu spät sahen nun Indiens Fürsten ein, daß sie, Fremde begünstigend, ihren eigenen Untergang bereiten; auch erwachte Campson, Sultan von Egypten, und rüstete eine mächtige Flotte aus, um die Araber zu rächen und Portugals Macht zu vernichten. Während dem sich dieses zutrug, hauste Albuquerque schrecklich in Arabiens Gewässern, erschien vor Ormus, fand dasselbe mit 30,000 Kriegern besetzt, und durch eine Flotte von 60 großen nebst einer Menge kleiner Kriegsschiffe beschützt. Der kühne Mann wagte es, mit 7 Schiffen und 460 Mann, mitten zwischen der feindlichen Flotte zu landen; ja was noch mehr, er sandte dem Könige von Ormus die Botschaft, daß er Befehl habe, denselben unter seinen Schutz zu nehmen, und ihm gegen einen jährlichen, an Portugal zu zahlenden, angemessenen Tribut, den Handel in den indischen Gewässern zu gestatten; würde er sich jedoch weigern, diese Vorschläge zur Güte anzunehmen, so solle er die Schrecken portugalischer Waffen empfinden. Schwerlich ist jemals die Tollkühnheit weiter gegangen, und dennoch erklärte sich das Glück für Albuquerque, der in einer Seeschlacht der Flotte von Ormus eine furchtbare Niederlage beibrachte; es ist auch gar keinem Zweifel unterworfen, daß ohne Meuterei der Schiffskapitäne gegen Albuquerque, die Sache mit gänzlicher Unterwerfung von Ormus geendigt haben würde.

Während sich dieses zu Ormus begab, erschien eine starke egyptische Flotte auf dem rothen Meere, und vereinigte sich mit dem Geschwader der mächtigen Handelsstadt Diu in Indien. Dieser Unternehmung waren die auf Portugals Handel eifersüchtigen Venetianer keineswegs fremd; die Flotte Lorenzos war in der größten Gefahr; er hatte von Almeida Befehl erhalten, die feindliche Flotte vor ihrer Ankunft zu Kalekut anzugreifen; die Schlacht fiel gegen das Ende des Jahres 1508 vor; die Portugalen fochten mit entsetzlicher Kühnheit, aber Lorenzo fiel in der Schlacht, und wiewohl unbesiegt, mußte die Flotte sich zurückziehen. Als man dem rauhen Almeida die Nachricht vom Tode seines Sohnes hinterbrachte, sprach er mit römischem Gleichmuthe: »wir sind alle sterblich, und nicht schö»ner konnte Lorenzo, als im Dienste seines Vaterlandes »sterben.«

Die Kunde vom Rückzuge der Portugalen und dem Falle ihres Führers, verbreitete sich schnell durch ganz Indien, und Portugals Unheil zu vollenden, entspann sich noch ein Zwist zwischen Almeida und Albuquerque, an Rauhheit und wildem Muthe beide einander gleich, Albuquerque aber an Geist und Kühnheit der Ideen bei weitem überlegen. Da langt ein königlicher Befehl aus Portugal an, welcher Albuquerque zum Generalkapitän von Indien ernannte, und Almeida zurückrief; letzterer weigerte sich zu gehorchen, und segelte am 12. Dezember 1508 nach Indien zurück. Während dieser Zwiste hatten Indiens Fürsten die Gelegenheit ergriffen, das verhaßte Joch der Fremden abzuschütteln; da erschien Almeida mit 19 Schiffen, 1300 Portugalen und 400 Kochinesen vor Kananor, um den Tod seines Sohnes zu rächen. Am 2. Februar 1509 langte er vor Diu an, die Schlacht mit der kombinirten feindlichen Flotte begann sogleich, die Egypter wurden vernichtet, und sieggekrönt kehrte Almeida nach Kananor zurück. Hierauf griff er Dabul an, welches er vernichtete, worauf mit Malek-Azz ein Frieden für Diu geschlossen wurde. Diu mußte die portugalischen Gefangenen herausgeben, und die ganze

Artillerie, womit es die Egyptier versehen hatten, abliefern. Durch diesen Sieg machte sich Almeida in ganz Indien gefürchtet; auf seinem Rückwege nach Kochin kam er nach Schol, wo sich der König freiwillig zu einem Tribute an Portugal erbot. Zu Kochin ward er im Triumphe empfangen, und ließ sogleich Albuquerque gefangen nehmen und nach Kananor abführen. In derselben Zeit langte Ferdinand Coutinho mit einer Flotte und außerordentlichen Vollmachten in Indien an. Coutinho führte sogleich Albuquerque nach Kochin zurück, und setzte ihn in seine Würde als Generalgouverneur von Indien ein; Almeida segelte mit drei Schiffen nach Europa zurück, wurde aber in der Saldanhabai mit fünfzig Portugalen erschlagen. Almeida war einer der grausamsten Charaktere, welche in jener Zeit die Natur zur Geisel dreier Erdtheile erschaffen zu haben scheint; sein Name ist, mit Fluch beladen, unter den Indiern noch nicht untergegangen.

5. Alphonso Albuquerque, zum zweiten Male Generalgouverneur, von 1509 bis 1515.

Als sich Albuquerque nun im vollen Besitze der Macht von Indien sah, vereinigte er seine Flotte mit der des Marschalls Coutinho, in der Absicht, dem größten Feinde der Portugalen in Indien, dem Reiche Zamorins, ein Ende zu machen. Selbst die Portugalen gestehen, daß die Indier einen heldenmüthigen Widerstand geleistet. Man segelte mit 30 Schiffen nach Kalekut, und landete daselbst am 2. Januar 1510. Bei der Stürmung von Zamorins Pallast, welcher den Soldaten zur Plünderung überlassen wurde, verlor Coutinho das Leben; Albuquerque verbrannte die feindliche Flotte im Hafen, zerstörte Kalekut gänzlich, und wandte sich nun mit 18 Schiffen und 2000 Mann versuchter Truppen nach Goa.

Die Stadt Goa, auf der Insel Tikuori, an der Küste von Malabar gelegen, war damals der beste Hafen in Indien, und dem Herrscher von Dekan unterthan; die Stadt war stark befestigt, und hatte einen entschlossenen Araber, Namens

Aidel-Khan, zum Kommandanten. Bei Annäherung der portugalischen Flotte brachen im Innern Unruhen aus, wodurch die Einnahme der Stadt erleichtert wurde; am 17. Februar 1510 hielt Albuquerque seinen Einzug. Unterdessen hatte der Herrscher von Dekan eine sehr bedeutende Macht zusammengebracht, und landete am 17. Mai in einer stürmischen Nacht auf der Insel. Albuquerque, sich außer Stand sehend mit einer handvoll Leute eine so große Stadt im Zaume zu halten, zog sich auf seine Flotte zurück; dieser Rückzug war keineswegs ohne Gefahr, denn Albuquerques Pferd wurde unter seinem Leibe erschossen. Im August kam unter Diego Mendez de Vasconcellos, Gonzalez de Sigueira und Joao Serran, eine bedeutende Flotte aus Portugal an; außerdem hatte sich ein berüchtigter Seeräuber, Timoja, mit einer bedeutenden Macht an Albuquerque angeschlossen; so ausgerüstet segelte dieser mit 37 Schiffen und einer sehr bedeutenden Macht nach Goa zurück, und nahm die Stadt am 25. November 1510, trotz der starken Besatzung und Befestigung, mit Sturm ein. Alle Mauren, die man hier fand, wurden ermordet, die Inder geschont, und Timoja zum Gouverneur eingesetzt. Diese große Eroberung hob Albuquerque auf den Gipfel seines Glücks. Ruhmliebe, Eigennutz und Rachsucht waren gleichmäßig befriedigt; er empfing hier die Gesandten aller verbündeten Könige der Küste Malabar und ihre Glückwünsche. Sogleich befahl er, hier den Grund der Citadelle Emanuel, seinem Könige zu Ehren, zu legen; ließ Geld prägen, sowohl aus Silber als Kupfer, und suchte die Indier durch Wohlthaten zu gewinnen; eine starke Besatzung zurücklassend, kehrte er nach Kochin zurück. Goa war von nun an der Mittelpunkt portugalischer Macht; auch Dabul wurde unterworfen. Der Fluß Kambay scheidet Dekan vom Reiche Kambay, in welchem mehre Städte, unter andern das berühmte Surate blühten. Zu Kambay gehörte auch die Insel Salsette, wo die Portugalen in den in Felsen gehauenen Pagoden zum ersten Male die Majestät und Größe des indischen Götzenkultus erblick-

ten. Von hier drangen nun die Eroberer nach Guzurate, an dessen südlicher Spitze sie bei Diu eine Festung erbauten; damals blühten noch eine Menge Städte an diesen Küsten, und die kriegerischen Rasputen hausten in den Gebirgen des Innern.

Albuquerque bereitete sich nun vor, Malakka zu erobern. Die Stadt Malakka ist eine der ältesten Städte Indiens, die man schon bei den Alten genannt findet; sie liegt auf der Halbinsel, welche bei jenen unter dem Namen Chersonesus Aureus, bei den Neuern die Halbinsel Malakka heißt. Schon früher hatten ihr die Portugalen einen Besuch gemacht, ohne sich darin bleibend festsetzen zu können; jetzt meinte es Albuquerque ernstlicher, er langte 1511 am 1. Juli mit 19 Schiffen vor der Stadt an. Der König ließ ihn freundschaftlich begrüßen, aber Albuquerque verlangte die Auslieferung der Portugalen, welche ein Sturm an die Küste verschlagen hatte, und die vom Könige Mahmud in harter Gefangenschaft gehalten wurden, so wie den Ersatz der geplünderten Güter. Auf die ausweichende Antwort Mahmuds zündete Albuquerque die im Hafen liegende Flotte, sammt den Vorstädten an. Malakka ward zwar sehr gut vertheidigt, und soll 30,000 Mann Soldaten Besatzung, und, was trotz der Versicherung der Historiker schwer zu glauben ist, 800 Kanonen besessen haben; dennoch bat Mahmud um Einstellung der Feindseligkeiten, lieferte sogleich die gefangenen Portugalen aus, und suchte Frieden; allein Albuquerque forderte nun vollen Ersatz der geraubten Güter, und der Kosten der Expedition, so wie auch Bewilligung zur Anlegung eines portugalischen Forts. Als diese harten Bedingungen verworfen wurden, entspann sich der Sturm, und ungeachtet des heftigsten Widerstandes wurde Malakka erobert. Kaum kann man es glauben, daß diese Eroberung mit 800 Portugalen und 200 Malabaren vollbracht wurde. Albuquerque gab die Stadt der Plünderung seiner Truppen Preis, sie dauerte drei Tage lang, die Beute war unermeßlich; das königliche Fünftel in Gold betrug allein 200,000 Krusaden.

Es wurde nun ein Fort erbaut, und eine Abtheilung des Heeres nach Bantam abgeschickt, wo Mahmud Zuflucht gesucht hätte. Die Portugalen ergriffen seine sieben Leibelephanten; er selbst aber rettete sich durch die Flucht. Die Herrschaft der Portugalen wurde nun auch hier begründet, die Stadt bevölkerte sich wieder, und fing schnell an sich zu erholen; zugleich ließ Albuquerque Geld schlagen, portugalische Herrschaft einrichten, und drei indische Fürsten, welche einer Verschwörung verdächtig waren, enthaupten. Von Malakka aus unternahmen nun die Portugalen Expeditionen nach Südosten und Osten, erreichten Neuguinea und zuletzt sogar das entfernte Japan. Die Karten Ostasiens bekamen nun eine neue Gestalt; der goldene Chersonesus verschwand, und Sumatra, Java, Siam, China, die Molukken und Japan traten auf. Die Kunde von den Siegen der Portugalen verbreitete sich schnell, der Handel des Orients zog sich nach Goa und Japan. Von allen Seiten, sogar vom fernen Äthiopien, trafen Gesandte ein, um sich um Albuquerques Freundschaft zu bewerben; er befand sich in der Fülle seiner Macht. Um das Jahr 1512 wurde Simon d'Andrada nach den Malediven verschlagen, die bald wegen der Fülle und Pracht ihrer Kokosnüsse berühmt wurden; eben so wurde daselbst aus Palmbast treffliches Tauwerk verfertigt. Im Jahre 1513 unternahm der zum Greise gewordene Albuquerque einen Zug in den arabischen Meerbusen, zur Eroberung Adens. Zum ersten Male fuhr nun die portugalische Flotte in das rothe Meer ein. Ormus unterwarf sich ohne Kampf; denn wer hätte es gewagt, dem Heroen Portugals zu widerstehen; ein Fort wurde gebaut, und der König von Ormus mußte sich sogar bequemen, daß [redacted] mit seiner eigenen Artillerie zu besetzen.

Dieses war die letzte Heldenthat; Albuquerque wurde krank, man beeilte sich, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, nach Indien zurückzukehren; unterwegs erfuhr er, daß von Lissabon ein Nachfolger mit Befehlen, die ihn dahin zurückriefen, angelangt sey. Diese an ihm verübte Ungerechtigkeit kränkte ihn

sehr; er fiel nach seiner Ankunft zu Goa in eine tiefe Melancholie, zu welcher die Brutalität seines Nachfolgers Soarez nicht wenig beigetragen hatte, und starb am 16. September 1515 im 63. Jahre seines Alters.

Alphonso d'Albuquerque war der zweite Sohn des Gonzalez d'Albuquerque von Villa-Verde, und der Donna Leonore de Menezes. Seine Gestalt war mittelgroß, sein Angesicht schön, besonders geziert durch einen schönen, langen, bis auf den Gürtel reichenden Bart; seine Gesichtsfarbe war sehr weiß, sein Bildniß zeigte ihn in der malerischen Tracht seines Landes schwarz mit Gold; sein Blick war scharf und feurig, glühend aber, wenn er in Zorn gerieth; dabei war sein Blick wieder einnehmend und gewinnend, wenn er wollte. Es ist schwer zu entscheiden, ob seine Eigenschaften als Held oder als Herrscher größer waren; mit Recht wirft man ihm Blutdurst und entsetzliche Grausamkeit gegen die Indier vor; freilich sollte Indien erobert werden. Sollte es portugalischer Herrschaft zufallen, so mußten Charaktere, wie Vasco de Gama, Pacheco, Almeida und Albuquerque, ihre entsetzlichen Schwerter schwingen; indessen kann man nicht läugnen, daß unter den Genannten Albuquerque der größte, und zugleich der mildeste war. Er hatte zweimal Goa, Ormus und Malakka erobert, und diese drei Kleinode sterbend seinem Könige empfohlen; er schrieb wenige Tage vor seinem Tode an diesen, und empfahl ihm seinen Sohn; schloß aber mit den Worten: »von Indien sage ich nichts, es spreche selbst für sich und mich.«

Sein Sohn erreichte ein Alter von achtzig Jahren, und schrieb, warm und wahr, die Geschichte seines großen Vaters.

6. Gipfel der portugalischen Macht in Indien.

Der große Alphonso d'Albuquerque hatte Lopez Soarez von Albergaria zum Nachfolger; Almeida hatte den Grund portugalischer Größe gelegt, Albuquerque das Gebäude vollendet, Soarez seinen Verfall begonnen. Mit dem Tode Albuquerques wandte sich auch die Glücksgöttin,

und nichts spricht mehr für die Größe dieses Mannes, als der schnelle Verfall unter seinem Nachfolger. Als dieser geizige, neidische, eigennützige Wicht anlangte, wehte die Flagge Portugals vom Kap der guten Hoffnung bis an die Grenze Chinas, in einer Ausdehnung von 12,000 Meilen. Von Gamas erster Fahrt bis zum Tode Albuquerques, welch eine Masse von Ländereien hatte sich nicht enthüllt, welch eine neue Welt für die Thätigkeit Europas sich entfaltet! Von Bab el Mandeb bis Japan war ganz Südasien enthüllt, ein großer Theil des indischen Archipels bis Neuguinea entdeckt; überall waren Portugalen Sieger; theils als solche, theils als Freunde und Bundesgenossen, herrschten sie in Dekan; Bisnagar, Visapur, auch Dabul und Schol mußte sich unterwerfen; die alten Tempel von Salsette konnten ihre Götzen nicht schützen; Tranquebar, Pondicheri, Negabatam, Paleakate, Massulipatam u.s.w. kannte man auf der Küste Koromandel; das kriegerische Guzurate mußte gehorchen, Sumatra mußte mit seinen Goldbergwerken zu Menangkabo und Baros zinsbar werden; die Gewürzinseln waren entdeckt und erobert, das ganze Land jenseits des Ganges lag offen da; der Verkehr mit Pegu, Siam, Brama oder Birma, Arrakan, Ava, Kambodscha und Kochinchina standen Portugals Handelsflotten offen. Dieses alles verfiel schrecklich schnell unter den jämmerlichen Nachfolgern Albuquerques; zu schnell hatte Portugal die Größe seines Glücks und zu wohlfeil erlangt. Die ersten Entdecker und Eroberer trieb Ruhmbegierde und erhob Talent; die Nachfolger Emanuels waren diesem großen Könige so unähnlich, als die Nachfolger Albuquerques. Hofkabalen und Intriguen ernannten nun die zu Vicekönigen gewordenen Generalgouverneure. Aden war das erste, welches von Portugal abfiel, und mehre andere folgten dem Beispiele; Sequeira, welcher Soarez 1521 folgte, dem wieder dieser nachfolgte, trugen nichts dazu bei, Portugals Macht zu vergrößern; Albuquerque blieb indessen sehr lange im guten Andenken, und seine Gerechtigkeit, die er

musterhaft übte, verschaffte ihm selbst nach seinem Tode ein so großes Ansehen: daß sogar die Indier nach seinem Grabe wallfahrten, seine Asche um Beistand gegen die Unterdrückungen seiner Nachfolger anzuflehen.

7. Die übrigen Mächte in Indien.

Die in der That ungeheuren Schätze, welche aus beiden Indien der pyrenäischen Halbinsel zugeführt wurden, konnten die übrigen Mächte Europas unmöglich gleichgültig lassen; sie erwachten daher aus langem Schlafe, und ihre Absicht konnte keine andere seyn, als an dem großen Gewinne, in dem die pyrenäischen Völker zuvorgekommen waren, wenigstens Theil zu nehmen. Die Engländer sowohl als die Holländer, besonders erstere, machten daher mehre Versuche, nach Indien zu gelangen. An der Westküste Afrikas hatten sich bereits sehr ernste Kämpfe zwischen den europäischen Rivalen entsponnen; indessen hatte man bei Anfang der Reformation noch zu viel Ehrfurcht vor der päpstlichen Demarkationslinie, als daß man es gewagt hätte, dieselbe zu überschreiten. Mit dem Fortgange der gewaltigen Bewegungen, welche die damalige Welt erschütterten, verminderte sich auch die Scheu vor ländertheilenden Dekreten. Indessen war der erste Engländer, welcher Indien sah, ein anspruchloser Mensch, der sich auf einem portugalischen Schiffe so zu sagen einschwärzte. Der Vater des Thomas Stephens war ein Kaufmann in London, der in den Orden der Jesuiten getreten, mit portugalischen Schiffen nach Goa gegangen war, wo er im Kollegio seines Ordens sein Leben zubrachte. 1608 lebte er noch, und war Rektor des Kollegiums zu Salsette; er war ein unterrichteter Mann, und hatte auf seiner Reise nach Indien sehr gute Beobachtungen über den Weg, die Länder und den Handel Indiens gesammelt, welche er, in einen Brief verfaßt, nach England schickte. Diese Nachricht verursachte, wie natürlich, sehr große Aufmerksamkeit, und stachelte die Lust nach der Theilnahme am indischen Handel nur desto mehr.

Endlich wurden in England drei Schiffe ausgerüstet, um

es koste was es auch wolle, Ostindien zu erreichen. Dieses Land lockte von Alters her das Abendland durch seine Schätze und Genüsse, und jetzt, wo der Weg offen war, konnte selbst die Furcht vor dem mächtigen Portugal das Gelüste nicht länger zähmen. Georg Reymond, Abraham Kendal und James Lancaster waren die ersten englischen Kapitäne, welche 1591 Ostindien erreichten; zwar blieb die Unternehmung ohne den gehofften Gewinn, denn so leicht gaben die Portugalen ihre Vortheile nicht aus den Händen. Entdeckungen wurden bei dieser Gelegenheit nicht gemacht.

Bald darauf trat mit bei weitem besserem Erfolge ein anderes europäisches Volk auf, um in Indiens Gewässern sein Glück zu versuchen. Holland hatte sich eben damals vom spanischen Joche losgesagt; in einem schweren kostspieligen Kriege mit seinem vormaligen Oberherrn begriffen, zu Lande von allen Seiten gedrängt, war es mehr als einmal auf das offene Meer hinausgetrieben; aber mit dem benachbarten Elemente vertraut, fand es sich hier in seiner Heimath; es bedeckte mit seinen Schiffen alle Meere, beunruhigte Spanien in Amerika, drohte daselbst die Macht Spaniens und Portugals zu vernichten, und ging endlich zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts reich und als Sieger aus dem Kampfe hervor. Wie natürlich hatte es nun nichts eiligeres zu thun, als seine Macht zu befestigen, und das Element, welches sich so wohlthätig bewiesen hatte, nun auch fleißig zu befahren. Moriz von Oranien, der in die Fußstapfen Wilhelm des Schweigenden getreten war, und als Sieger dastand, wollte nun auch in Ostindien die ihm anvertraute Flagge geehrt wissen; und wie hätte auch der Garten der Welt, wie man Indien nannte, das so viele Quellen des Reichthums und der Macht darbot, unbeachtet lassen können. Die Kunde von der Unterdrückung indischer Völker war bereits nach Europa gekommen; man durfte also hoffen, so bald man als Beschützer auftrat, von den unterdrückten Völkern nicht unfreundlich aufgenommen zu werden. Zudem waren die Holländer die geübtesten Seeleute, und Portugal hatte keine d'Albuquer-

ques mehr. Kornelis Houtmann wurde daher 1595 nach Indien, besonders nach den Gewürzinseln, abgeschickt, um daselbst Verbindungen anzuknüpfen, und wo möglich eine Niederlassung zu gründen. Er langte auf den Komoren an, und wurde daselbst sehr gut aufgenommen; weiter kam er nach den Maldiven, sodann nach Achin, in dessen Hafen er einige Barken aus Arabien und Pegu fand. Kaum hatte er jedoch Handelsverbindungen angeknüpft, als auch portugalische Schiffe erschienen, und die Holländer in ihrem Geschäfte zu stören suchten. Houtmann wußte sich indessen bei dem Könige von Achin Audienz zu verschaffen, und mit einer kaufmännischen Höflichkeit zu benehmen, welche gegen das Benehmen der Portugalen gewaltig abstach. Der König äußerte, daß er von den Engländern wohl schon gehört habe, und daß man ihm dieselben als sehr gefährliche Leute geschildert; von den Holländern habe er aber noch nichts gehört; übrigens verlangte der König von Achin, daß Houtmann ihm gegen den König von Jahor, mit dem er im Kriege begriffen sey, beistehen möge. Houtmann wurde dadurch in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, und suchte auf eine gute Art auszuweichen. Zu gleicher Zeit mit diesem befand sich auch Davis in Ostindien, der sich durch seinen Bericht über diese, und eine zweite 1598 unternommene Reise Verdienste erworben hat. Diese zweite Reise war von Engländern ausgerüstet, und wurde von John Davis, Houtmann, van Nek und Wybrands van Warwik geleitet; diese Expedition fing schon an, die Interessen Portugals sehr gering zu achten, und sich bereits in Achin, auf Sumatra und einigen andern Inseln einheimisch zu machen.

Indessen führte das Jahr 1600 eine Unternehmung herbei, die in ihrer Art einzig in der Weltgeschichte dasteht, und deren endliches Resultat noch immer außer aller Berechnung liegt. Die Engländer hatten bereits seit einem halben Jahrhunderte nichts gespart, um ihre Herrschaft zur See zu begründen. Die innern Kriege, welche sie sehr lange zerfleischt hatten, ruhten. Philipp II., der unversöhnliche Feind des ketzerischen Eng-

land, war todt; in dem Kampfe mit ihm hatten die Engländer Gelegenheit gehabt, ihre Talente zur See zu entwickeln; sie wären mit diesen, ihnen von Alters her verwandten Elementen vertraut geworden, und bedurften für die gebildeten Seehelden Beschäftigung, die sich ihnen denn auch in den entdeckten Welten reichlich darbot. Die Nachrichten Davis, welche er unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Indien veröffentlicht hatte, wurden ein neuer Sporn zu Unternehmungen; es bildete sich nun eine Gesellschaft von Kaufleuten, welche seither unter dem Namen der ostindischen Kompagnie zur weltgeschichtlichen Berühmtheit gelangt ist; sie erwarb sich alsobald den Schutz des englischen Hofes, behielt sich aber selbst eine Art Souveränität über ihre Unternehmungen vor. Lancaster und Davis, bereits durch Ostindienreisen erprobt, wurden in den Dienst der Kompagnie genommen, deren erstes Stammkapital nur die Hälfte an 1000 Pfd. Sterlingen zählte, als sie jetzt Millionen Unterthanen zählt. Das ganze Kapital betrug 70,000 Pfd. Sterling. Die Königin Elisabeth ertheilte der Gesellschaft einen offenen Freibrief, der ihr das ausschließliche Recht, in Ostindien Handel zu treiben, sicherte. Davis wurde zum Piloten ernannt. Vier große Schiffe, der Drathon, mit 600 Tonnen Gehalt und 202 Mann Equipage, wurde von Lancaster; der Hektor, von 300 Tonnen und 108 Mann Equipage, von John Midleton; die Ascension, von 260 Tonnen und 32 Mann Equipage, durch William Brand, und die Susanna von 250 Tonnen mit 44 Menschen, von John Hayward kommandirt. Jedes Schiff hatte drei Faktoren, welche, im Falle die Kapitäne stürben, einander nachfolgen sollten. Ein Transportschiff von 100 Tonnen wurde mit Lebensmitteln belastet, und die ganze Flotte für 20 Monate versehen. Überdieß bekleidete die Königin Lancaster, als Führer des Ganzen, mit ihrer königlichen Gewalt, das Recht über Tod und Leben nicht ausgenommen.

So segelte die Flotte am 13. Februar 1601 von Woolwich aus. Im Anfange ging die Fahrt langsam vor sich; erst am 22. April passirte man die Kanarien, und am 29. Sep-

tember wurde die Saldanhabai erreicht. Der Skorbut hatte während dem auf der Flotte arg gewüthet, und schon dazumal mußte einleuchten, welche Vortheile das Kap als Erfrischungs-ort bei langen Seefahrten darbot. Am 9. Mai 1602 langte man endlich auf den Nikobarinseln an, und am 29. desselben Monats warf man auf der Rhede von Achin Anker. Man fand hier bei 20 Schiffe aus verschiedenen Ländern, unter andern auch zwei holländische, welche sich sogleich an die der Engländer anschlossen; sie verkündigten diesen, wie sie vom Könige von Achin bei weitem liebreicher aufgenommen wurden, als sie erwartet hatten; wie günstig dieser Fürst für die Fremden gesinnt sey, und wie sehr er wünsche, diese in sein Land zu ziehen. Überdieß habe sich auch der Ruhm Englands durch die Besiegung Spaniens bis hieher verbreitet, und dadurch Handelsniederlassungen von ihrer Seite erleichtert. Der Admiral sandte nun den Kapitän Middleton, von fünf Officieren begleitet, an den König, um demselben zu sagen, daß er Briefschaften von der glorreichen Königin der Engländer an den König von Achin und Sumatra mitgebracht habe, und sich die Erlaubniß erbitte, in die Stadt zu kommen, um eine Allianz mit ihm abzuschließen. Es wurden sogleich Geißeln gegeben, und der Admiral mit der größten Freude und Freundschaft empfangen. Dieser war mit einem Gefolge von 30 Soldaten an das Land gekommen; der König erklärte, daß er sich freue, den Admiral zu sehen; letzterer fing nun eine Rede an, und erklärte, daß er gesandt sey von der großmächtigen Königin von England, um ihn zu begrüßen, und einen Frieden- und Freundschaftvertrag mit ihm zu unterhandeln; der König unterbrach ihn jedoch, und meinte, er sey einen sehr weiten Weg hergekommen, und daher wohl von der Reise ermüdet, er möge sich also mit keinen langen Reden plagen, sondern lieber Erfrischungen nehmen, und darauf rechnen, daß er an seinem Hofe, wohin der Ruhm seiner Königin bereits gedrungen sey, auf das Freundlichste behandelt werden würde. Das Schreiben der Königin von England, welches der Admiral überreichte, wurde begierig angenommen. Die Ge-

schenke bestanden aus einer silbernen Schüssel von 205 Unzen Gewicht, noch einem anderen silbernen Gefäße, einem prachtvollen Spiegel, einer mit Federn geschmückten Mütze, mehren schöne Säbeln und Sonnenschirmen; sie wurden sehr gefällig aufgenommen. Man ließ nun den Admiral niedersitzen, und es begann ein festliches Mahl, welches auf Gold servirt wurde. Der König trank mehre Male auf die Gesundheit des Admirals, und zwar in einem Arak genannten Branntweine, der diesem sehr stark vorkam; es wurden dann Tänze aufgeführt, wobei sogar die reichgeschmückten Frauen des Königs mittanzten, was in Indien als eine außerordentliche Gnadenbezeugung angesehen wird. Der Admiral wurde sodann mit kostbaren Gewändern bekleidet, und ihm die Erlaubniß ertheilt, sich ein Haus auszusuchen, welches ihm am besten gefiele; wovon jedoch der Admiral keinen Gebrauch machte, sondern auf das Schiff zurückkehrte. Nach einer zweiten Audienz wurden die Unterhandlungen eingeleitet, es kam ein Vergleich zu Stande, der für die Engländer äußerst günstig war, und vom Könige bestätigt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurden abermal Feste gegeben, und mit Hahnenkämpfen gefeiert. Die Portugalen sandten um dieselbe Zeit Gesandte nach Achin, um die Unternehmungen der Engländer zu vereiteln; indessen waren diese auf ihrer Huth, und vereitelten alle Anschläge der Portugalen; ja sie wagten es sogar, im Angesichte von Malakka, ein portugalisches Schiff wegzunehmen, wodurch sie die Gunst des Königs von Achin noch mehr gewannen. Indessen starb Kapitän Middleton, und Krankheiten fingen an auf der Flotte einzureißen; der Admiral ging daher nach Bantam, von da nach Java, wo ihn jedoch harte Stürme verfolgten. Die Flotte wurde zerstreut, und gerieth in Gefahr, gänzlich unterzugehen; nur durch den Heldenmuth und die außerordentliche Geistesgegenwart Lancasters wurden die Schiffe gerettet, und gelangten nach mancher Gefahr am 11. September 1603 nach England zurück. Die Reise war in so fern glücklich gewesen, als sie nicht nur für die Zukunft unendliche Vortheile versprach, sondern auch den Grund zu einem äußerst

vortheilhaften Handel gelegt hatte. Heinrich Middleton machte nun eine fernere Reise im Jahre 1604, um im indischen Archipel Entdeckungen zu machen. Gleichzeitig rüstete auch Eduard Michelburn zwei Schiffe aus, um im indischen Ocean sein Glück zu versuchen. Außerdem wurden um dieselbe Zeit noch mehre Reisen in jene Gegenden unternommen. Die Holländer sandten den Admiral van der Hagen nach Indien, wo sich bereits der holländische Handel, zum großen Nachtheile Portugals, mächtig verbreitete; auch in Holland hatte sich nämlich im Jahre 1602 eine ostindische Kompagnie gebildet, und Kornelius van Veen, nebst mehren Andern, schifften fleißig nach Indien, und hatten bereits bedeutende Niederlassungen. Merkwürdig für die Entdeckungsgeschichte bleiben auch die Fahrten der beiden Holländer Georg Spilberg und Harmansen nach Bengaleu. Auch Frankreich rührte sich.

Im Jahre 1601 that sich nämlich in Frankreich auch eine ostindische Kompagnie zusammen, und rüstete zwei Schiffe aus, welche unter Franz Pyrard nach Indien gesandt wurden. Die Seefahrten der damaligen Zeit geschahen alle in bewaffneten Schiffen, und eine Art Seeräuberei war damals die allgemeine Losung. Es hatten daher Pyrards Schiffe mancherlei Abenteuer, unter denen freilich das traurigste dieses war, daß das kleinere derselben Schiffbruch litt; auch hatte die ganze Unternehmung für die Franzosen, wie gewöhnlich, keine großen Vortheile. Pyrard selbst gerieth in Gefangenschaft, und rettete sich nur mit Mühe nach Kalekut, von wo er einen großen Theil Indiens durchwanderte, zuletzt nach Goa kam, und hier Gelegenheit fand, nach Europa zurückzukehren; dieß geschah erst 1611. Dennoch ist die Reise Pyrards eine der wichtigsten, welche nach Asien gemacht worden ist, denn derselbe zeichnete sich durch eine, für seine Zeit sehr hohe Bildung außerordentlich vortheilhaft aus, und so wenig Glück auch die Franzosen im Vergleich mit England und Holland zur See haben mochten, so kann ihnen doch nicht abgesprochen werden, daß sie jederzeit die gebildetsten und kenntnißreichsten Seeofficiere besessen haben. Pyrard zeigt sich

in seiner Reisebeschreibung als scharfsinnigen Erd- und Naturkundigen; seine Nachrichten sind heute noch von großer Wichtigkeit, und jene über die Maldiven ist die einzige und beste, die wir bis heute besitzen.

Vom Jahre 1605 besitzen wir eine wichtige Reise des Holländers Cornelis Matelief, der in diesem Jahre als Admiral einer Flotte von eilf Schiffen mit 1400 Mann nach Indien gesandt wurde. Die Holländer hatten sich bereits zu Bantam etablirt, der Handel von Banda, Amboina, Ternate, Tidor und andern Inseln war in ihren Händen; sie hatten überall die Portugalen vertrieben, und mit den Königen von Kalekut, Jahor, Bismagor und Andern Bündnisse abgeschlossen. Sie erkannten zu sehr, von welcher Wichtigkeit der ostindische Handel für ihr Bestehen sey, als daß sie versäumt hätten, die äußerste Anstrengung zur Behauptung ihres Übergewichts daselbst zu versuchen. Zu den holländischen Handelszwecken kamen auch noch politische, da die Klugheit ihnen gebot, ihren Erbfeinden, den Bewohnern beider pyrenäischen Königreiche, nach Kräften entgegen zu treten. Edmond Scot war als Faktor im Königreiche Bantam auf Java zurückgeblieben, die daselbst gegründete Handelsstadt Batavia blühte schnell auf, Flotte auf Flotte folgte, und jedes Jahr verstärkte sich die Macht Hollands in Ostindien. 1604 ging van der Hagen zum zweiten Male nach Ostindien, und 1605 folgte Matelief mit einer starken Flotte gegen die Portugalen in Ostindien.

Diese Flotte, welche am 4. Juli 1605 aus dem Texel abging, verursachte bei ihrer Ankunft in den ostindischen Gewässern eine furchtbare Bewegung. Es entspann sich ein Krieg, der an Abscheulichkeit und Grausamkeit, so wie an Wuth, mit der er geführt wurde, in der Geschichte, die ohnehin nicht für zärtliche Ohren gemacht ist, kaum seines Gleichen hat. Die Portugalen hatten zu Goa die Inquisition mit allen ihren Gräueln eingeführt; der Fanatismus, noch wüthender als auf der pyrenäischen Halbinsel, verband sich mit dem Kampfe um Reichthum und Gewinn, und riß den portugalischen Vicekönig zu Abscheu-

lichkeiten hin, welche, da sie bei den Holländern Repressalien veranlaßten, höllische Gräuel zur Folge hatten. Matelief, das ist nicht zu läugnen, führte die Sache Hollands mit Kraft und Einsicht, und benahm sich in den schwierigsten Umständen auf eine entschiedene und einer bessern Sache würdige Weise. Er gründete Hollands Macht auf den Molukken; Ternate, Tidor, Timor, Machian, Manen und Bachian wurden von ihm besetzt. Diese Inseln lieferten späterhin die kostbaren Gewürze, welche Holland einen größern Schatz gewährten, als die edlen Metalle, die nach der pyrenäischen Halbinsel flossen und an Holland bezahlt wurden. Matelief knüpfte überdieß Verbindungen mit China an, und obwohl es ihm nicht gelang, mit diesen östlichen Holländern in einen freundschaftlichen Verkehr zu treten, so wurde doch dem Einflusse Hollands der Weg gebahnt. Glücklicher war er in Siam, wo er nicht nur freundliche Aufnahme fand, sondern, als er vom Admiral van Zaerden 1608 abgelöst wurde, begleitete ihn auch eine siamesische Gesandtschaft nach Holland. Prinz Moriz von Oranien empfing dieselbe mit großer Freude, und suchte die Freundlichkeit zu vergelten, mit der sie die Holländer aufgenommen hatten. Die Generalstaaten von Holland erstatteten Matelief durch den Mund des Großpensionärs besondere Dankbezeugung, in welcher sie seinem Muthe und Umsicht die größte Gerechtigkeit widerfahren ließen, wir aber verdanken diesem Seefahrer eine treffliche Beschreibung der Molukken.

8. Matelief's Beschreibung der Molukken.

Die Molukken im eigentlichen Sinne sind eine Gruppe von Inseln neben der großen Insel Gilolo. Der Name Molukke oder Molok bedeutet Haupt, auch Oberhaupt oder Königreich; man rechnet besonders fünf Hauptinseln zu den Molukken, die einander im Gesichte und unmittelbar am Äquator liegen. Sie verdanken ihren Ruhm den kostbaren Gewürzen, die sie so reichlich hervorbringen, und heißen Ternate, Tidor, Motier, Machien oder Machian und Bachian. Um sie

herum liegen noch eine Anzahl kleinere Inseln; alle zusammen haben jedoch nicht mehr als 25 Quadratlieues Oberfläche. Ihrer Gestalt nach sind sie meist rund, und keine hat mehr als 8 Lieues Umfang; der Zugang ist beschwerlich, und nur offene Rheden bieten sich den Schiffen dar. Trotz der Fülle der Äquatorialregen ist der vulkanische Boden dürre, und die mannigfaltigen Flüßchen erreichen nur selten das Meer; man kann von einer Insel auf die andere sehen, da sie nahe beisammen liegen. Der üppige Pflanzenwuchs, welcher über alle Beschreibung geht, lockt unwiderstehlich in die tödtende Atmosphäre; doch soll der Wein der Philippinen mit Gewürznelken und Ingwer genossen, so wie auch Citronensaft, die Wirkungen des ungesunden Klima mildern. Kein Landstrich auf Erden bringt auf so kleinem Raume eine solche Fülle feiner Gewürze und Südfrüchte hervor, als die Molukken. Gewürznelken, Zimmt, Muskatnüsse, Sandelholz, Aloe, Südfrüchte und Kokosnüsse erreichen hier ihre größte Vollkommenheit. Der Sagobaum ersetzt durch das Mark seines 15 bis 20 Fuß hohen Stammes die Cerealien, welche hier gänzlich mangeln; derselbe liefert auch einen köstlichen Palmwein. Der Kokos liefert in allen seinen Theilen Ersatz für alles, was die Inseln entbehren; er liefert Wein, Öl, Tauwerk und Balken. Auch das Bambusrohr liefert einen süßen, trinkbaren Saft; der Himmel gab ihnen, man weiß nicht, sagt Matelief sehr naiv, ob aus Zorn oder aus Gnade, keine Metallminen; sie beziehen ihre Eisenwerkzeuge aus Bambako, welche Insel Fülle an Eisen und Stahl hat.

Man sagt, daß diese Inseln vor Alters durch die Chinesen erobert worden seyen, und daß nach diesen die Javanesen, Malaien, Perser und Araber nach einander sich den Besitz streitig gemacht hätten; wahrscheinlich führten letztere den Muhamedismus ein, der sich unter den Eingebornen mit dem Götzendienste vermischt vorfindet. Ihre Gesetze und Lebensweise sind ein ähnliches Gemische, die adeligen Familien führen ihren Stammbaum bis zu den Göttern hinauf, ohne deßwegen weniger dem Koran ergeben zu seyn; die Zahl der Weiber ist unbeschränkt, nur bei

den königlichen Frauen hat die Erste den Namen Putriz, und nur ihre Kinder werden als der Nachfolge fähig betrachtet. Raub wird mit dem Tode bestraft, Ehebruch wird nicht bestraft; denn in der Meinung dieser Insulaner ist die Fortpflanzung des Menschengeschlechts das Hauptaugenmerk der Politik, und wird daher auf die seltsamste Weise befördert. Die Männer tragen Turbane von verschiedenen Farben, mit Federn und mitunter auch mit kostbaren Steinen geschmückt; der des Königs bildet eine Art Mitra. Die gemeine Tracht besteht aus einer Art Hemde und einem seidenen Mantel. Die Weiber sind für ihren Haarputz sehr besorgt, tragen bald Zöpfe, bald fliegendes Haar, und Kaftane, Armbänder, Ohrgehänge, kostbarer Halsschmuck aus vielfarbigen Edelsteinen gehören zu den Wünschen dieser Schönen. Seiden- und Baststoffe werden ihnen aus allen Gegenden zugeführt, und der Luxus dieser weichlichen Menschen ist eben nicht gering. Die Weiber sind von mittlerem Wuchse, schön und von sehr lebhaftem Temperamente; sie kleiden sich sorgfältig, beschäftigen sich mit Spinnen, und die ärmere Klasse mit dem Verkaufe der Marktwaaren; es wird ihre Treue gerühmt. Die Männer sind bräunlich, bis ins Olivenfarbige. Beide Geschlechter haben schlichte Haare, große Augen, starke Augenbraunen und einen nervenreichen Körper; sie lieben Putz und Salben. Die Männer sind stark, unermüdlich im Kriege oder zur See, aber träge für jede andere Arbeit; sie leben lange und erreichen ein glückliches Alter. Gegen Fremde sind sie höflich und befreunden sich leicht, aber im Handel sind sie betrügerisch, und werden auch der Undankbarkeit beschuldigt. Dazumal wurden diese Inseln von drei Königen beherrscht, worunter der von Ternate der mächtigste war, da ihm der größte Theil der umliegenden Inseln unterthänig seyn mußte. Ternate hat 8 Lieues Umfang, ist sehr hoch, und das Brunnenwasser ist süß; sie hat einen Hafen, Telingama, gegen Osten, und einen andern, Toloko, eine Lieue von dem vorigen; die Quais sind mit Steinen ausgelegt. Gammalamma ist die Hauptstadt, sie enthält nur eine einzige Straße, die nicht gepflastert ist. Die Insel ist hoch, und man findet in ihrer Mitte

einen Berg, ganz mit Waldung bedeckt und nicht weniger als 2 Lieues hoch. Auf seinem Gipfel befindet sich eine tiefe Höhlung, welche bis auf den Fuß des Berges hinab zu reichen scheint, und ist so breit, daß man kaum von einem Rande zum andern hinüber blicken kann. Es ist ein Vulkan von besonderer Beschaffenheit, in dem eine Quelle hervor springt, von der man nicht weiß, ob das Wasser süß oder bitter, da Niemand den Muth hatte, dasselbe zu kosten. Der Spanier Gabriel Rebelo maß die Tiefe, und fand dieselbe 500 Brassen tief. Der portugalische Kommandant Anton Galva hat eine Beschreibung dieses Vulkans gegeben, er sah ihn Flammen ausstoßen, mit einem Getöse, wie das einer Batterie, die Erde bebte, und die Steine flogen bis auf die benachbarten Inseln. Dennoch ist der Vulkan bis auf zwei Drittel seiner Höhe mit der schönsten Vegetation bedeckt, an ihrer Grenze findet man eine äußerst kalte Quelle süßen Wassers, auch soll man nach Galva einen großen Süßwassersee mit schönen Bäumen umgeben finden, kleine Krokodile von Lazur- und Goldfarbe sollen darin leben, und sich bei Annäherung der Menschen ins Wasser werfen. Auch die Holländer erzählen von dem furchtbaren Vulkane von Ternate, der als unersteiglich ausgegeben wird, die Menge der Asche und Gerölle soll das Ansteigen so beschwerlich machen, die Höhe übrigens nicht außerordentlich seyn. Die Insel war noch 1686 sehr stark bevölkert; die Spanier sollen einen Hafen zu graben unternommen haben, welches aber nicht gelungen ist. Die Insel Tidor liegt südlich von Ternate, ist größer und eben so schön und fruchtbar, hat einen eigenen König, und ein portugalisches Fort, das die Holländer zerstörten. Eine Bergkette vulkanischen Ursprungs durchzieht dieselbe, die mit Städten und Dörfern bedeckt ist. Die übrigen Inseln sind sich unter einander alle ähnlich. Von den eigentlichen Molukken hängen eine Menge anderer Inseln ab, so daß der einzige König von Ternate deren 62 zählt, die ihm unterworfen sind.

Südlich von diesen eigentlichen Molukken liegt Amboina, das auch zu diesen gerechnet wird, und 1603 den Portugalen durch die Holländer entrissen wurde. Zwei einschneidende Golfe

theilen diese Insel beinahe in zwei; der größere Theil heißt Hito, ist wohl bevölkert, und von Muhamedern bewohnt, den andern Theil hatten die Portugalen christianisirt Man nannte diese Christen wilde Christen, weil sie, nach dem Berichte Mateliefs, trotz ihres Christenthums ihre Feinde gefressen haben sollen. Die Einwohner sind überhaupt wilder, als die der eigentlichen Molukken. Die Holländer gestehen selbst, daß es ihnen mit dem Christenthume nicht gelingen wollte, was auch sehr begreiflich ist, denn den Portugalen war es besser gelungen; da sie der Neigung, welche diese Völker für sinnliche Eindrücke halten, besser entsprachen.

Es folgt nun eine ausführliche Beschreibung des Gewürznelkenbaumes, der den vorzüglichsten Reichthum der Molukken ausmacht; dieser Baum soll hier einheimisch seyn, und die Chinesen seinen Werth zuerst erkannt haben. Der köstliche Geruch soll die Jonken verleitet haben, hier zu landen; sie wurden mit dem köstlichen Gewürze beladen nach dem persischen und arabischen Meerbusen geführt. Plinius beschreibt die Gewürznelke als eine Art langen Pfeffers, unter dem Namen Careophylum. Die Perser nennen die Gewürznelke Calafu, die Spanier nannten sie vor Alters Girofo, seitdem aber Clavo=oder Nagel; die Molukken nennen aber den Baum Siegre, das Blatt Waraka und die Frucht Schimke. Der Gewürznelkenbaum gleicht sowohl seiner Größe als der Form der Blätter nach dem Lorberbaume, nur ist die Krone ästiger und das Blatt schmäler. Das Gewürz findet sich in den Blättern, der Rinde, und sogar in dem Holze. Die Zweige, welche sehr zahlreich sind, treiben eine außerordentliche Menge Blüthen hervor, deren jede ihr Näglein hat, die Blumen sind im Anfange weiß, werden in der Folge grün, zuletzt aber roth und hart; dieß ist der Zeitpunkt der Reife der Gewürznelke, die gedörrt gelblich-braun wird; nach der Einsammlung wird sie rauchschwarz. Man bindet Stricke an die Äste und schüttelt sie gewaltig, nicht ohne den Baum zu beschädigen, was jedoch seiner Fruchtbarkeit für das kommende Jahr nicht schadet; manche schlagen sie auch mit Stäben ab, nachdem sie den Platz unter dem Baume sorgfältig gereinigt haben. Die Nelken,

hängen an kleinen Stängelchen am Baume, welche sie auch nach der Ernte behalten, da sich die Insulaner keine Mühe geben, dieselben davon zu befreien, was erst die Kaufleute, die sie nach Europa führen, zu thun pflegen. Diejenigen Nelken, welche am Baume bis zum künftigen Jahre bleiben, werden von den Orientalen besonders geschätzt und heißen Mutternelken. Man legt keine eigenen Pflanzungen an, da sie der Zufall in hinreichender Menge aussäet und die häufigen Äquatorialregen das Wachsthum fördern. Schon im achten Jahre liefert der Baum Früchte und hält bis in sein hundertstes Jahr aus. Er gedeiht in allen Gegenden dieser Inseln, sowohl auf Höhen als in Thälern. Weder unter, noch um dem Baume gedeiht ein Strauch oder eine Pflanze, sey es, daß er dem Boden zu sehr die Nahrung entzieht, oder, was wahrscheinlicher ist, daß die gewürzige Ausdünstung das keimende Pflanzenleben tödtet. Die Gewürznelken sind außerordentlich hitziger Beschaffenheit, wenn man einen Krug Wasser zwischen dieselben stellt, so wird derselbe innerhalb zweier Tagen durch die große Hitze ausgetrocknet. Die rohe Seide aus China soll dieselbe Eigenschaft haben; hängt man sie nämlich in ein Zimmer, dessen Boden mit Wasser begossen wird, so wird am folgenden Tage der Boden trocken, die Seide aber bei weitem schwerer seyn, und die Chinesen sollen sich gar kein Gewissen daraus machen, diesen Kunstgriff zu benutzen. Als die Portugalen mit der den Europäern damals gewöhnlichen Grausamkeit die Molukken mißhandelten, ergriffen die Einwohner Feuerbrände und zündeten die Wälder an, um dadurch die ihnen so gefährliche Naturgabe zu vernichten; die Inseln gewannen dadurch noch mehr an Fruchtbarkeit. Die Tauben, deren es eine große Menge gibt, verschlingen die an den Ästen zurückgebliebenen Nelken, und befördern dadurch ihre Verbreitung.

Der Sago, welcher auf den Molukken die Stelle der Cerealien vertritt, ist eine Palme von mittlerer Höhe, welche man spaltet, um ihr das Mark zu entziehen. Dieses wird auf einer Art Mühle gemahlen, wodurch es die Gestalt von Sägespänen erhält; man backt daraus kleine Kuchen von besonderer Weiße,

welche Sagu heißen, und auf den Inseln die Stelle der Münzen vertreten. Es gibt auch eine Menge Mandelbäume, welche größere Früchte als die unsrigen tragen, die in sehr harten Schalen stecken. Tabak wächst im Überflusse.

Im Thierreiche zeichnet sich eine Schlangenart von außerordentlicher Größe aus, sie ist mitunter über 30 Fuß lang und von proportionirter Dicke; sie schleicht nur langsam, soll aber nicht giftig seyn. Von ihr erzählt Matelief, daß sie eine Art Kraut zu sich nehme, wodurch ihr Oden eine so betäubende Kraft erlangt, daß die Thiere, welche ihr Hauch erreicht, wie festgebannt erstarren, und dadurch ihre Beute werden. Diese Erklärung einer oftmals besprochenen, ans Fabelhafte grenzenden Kraft des Schlangenblickes scheint der Beachtung nicht unwerth zu seyn. Auch Krokodile soll es auf den Molukken geben, welche nur auf dem trocknen Lande gefräßig und raubgierig, im Wasser aber unschädlich seyn sollen. Affen, Papageien, Paradiesvögel &c. gibt es in schönen Varietäten, große Scharen schwarzer Gänse und anderes Geflügel machen die Jagd, eine Menge Fische den Fischfang ergiebig. Die Seehunde sind denen an Brasiliens Küste ähnlich, eine Art Seekrebse soll giftig seyn und innerhalb 24 Stunden den Tod herbeiführen. Auf allen Molukken findet sich eine Art röthlichen Holzes, das mit lebhafter Flamme brennt, ohne sich zu verzehren; auch eine Pflanze, Namens Catopa, fiel den Holländern auf, da die fallenden Blätter sich in Insekten verwandelten; offenbar eine falsche Beobachtung. Diese, mitunter fehlerhaften, Beobachtungen lassen sich jedoch sehr leicht ausscheiden, und dann muß man den holländischen Reisenden zugestehen, daß sie eine Menge naturhistorische Gegenstände darbieten, die um so mehr Beachtung verdienen, als in der neuesten Zeit über manche von ihnen besuchten Inseln uns alle Nachrichten gänzlich mangeln.

9. Fernere Reisen der Holländer und Engländer nach Ostindien.

Unter den Reisenden nach dem schönen Ostindien müssen wir manchen interessanten Bericht nur kurz berühren, darunter ge-

hört der von Paul van Caerden von 1607 bis 1609. Im Jahre 1607 schiffte auch Peter Wilhelm Verhoeven im Auftrage der ostindischen Kompagnie nach Indien; er verweilte daselbst bis 1610. Dieser sammt van Caerden beschäftigten sich mit Befestigung der holländischen Macht in Indien, jedoch nicht mit demselben Glücke wie Matelief. Für die Geographie hatten jedoch diese Expeditionen den besten Erfolg, da die weitläufigen Insel-Labyrinthe Ostindiens hiedurch aufs genaueste erforscht wurden.

Einer der seltsamsten Reiseberichte ist unstreitig der, welcher nach der weniger bedeutenden Unternehmung Hippons nach Hindostan im J. 1611 folgte. Es war nämlich Wilhelm Ysbrand Bontekoe, der 1618 eine Reise nach Ostindien und den Gewürzinseln unternahm. Die seltsamen Abenteuer, welche er bestand, erhöhen das Interesse seines Berichtes um so mehr, da er den Stempel der Wahrheit an sich trägt. Der Zweck seiner Reise war jedem andern als dem Handelsinteresse fremd. Indessen war schon seine Reise höchst mühevoll, Stürme trennten ihn von seinen Gefährten, Krankheiten rissen unter der Equipage ein, sobald sie den Äquator passirt hatten; man landete auf den Maskarenen, um die Gesundheit der Mannschaft wieder herzustellen. Bei dieser Gelegenheit erkannte Bontekoe die Vortheile dieser Inseln als Erfrischungsstationen für die Ostindienfahrer. Rührend ist die Erzählung, mit welcher Freude das kranke Schiffsvolk diese schönen Inseln betrat und die Erfrischungen sich zu Nutze machte, welche diese unbewohnten Paradiese darboten. Der Kaufherr des Schiffes, Hein Rol, widersetzte sich der Landung unter dem Vorwande, daß sich das Schiff schnell zu entfernen gezwungen werden könnte, und dann die Gelandeten zurückbleiben müssen. Die Schiffsmannschaft bat jedoch mit aufgehobenen Händen; Bontekoe, gerührt von den Bitten, vereinigte die seinen, um das Handelsherz Rols zu bewegen, und als alles vergeblich war, verhieß er der Schiffsmannschaft, sie auf seine eigene Verantwortlichkeit zu landen. Dieser Entschluß wurde mit der größten Freude von der Schiffsmannschaft aufge-

nommen, die gesunden Matrosen trugen die Kranken auf ihren Rücken in die Schaluppe, Bontekoe gab ihnen ein Zelt, Mundvorräthe und den Schiffskoch mit, er selbst ging mit ihnen, um als Führer zu dienen; ihre Freude, als sie sich im Grase wälzten, überstieg alle Grenzen, und sie versicherten, schon diese einzige Wohlthat sey ihnen eine Erleichterung ihres Zustandes. Sie fanden eine Menge Holztauben, die sich mit der Hand fangen ließen; auch an Schildkröten fanden sie großen Überfluß. Durch diese Erfrischungen bewogen, ließ Bontekoe 40 Mann auf der Insel, und suchte für das Schiff einen bequemern und gefahrlosern Ankerplatz, den er auch fand. In der Nähe desselben waren treffliche Quellen süßen Wassers, eine Fülle von Gänsen, Tauben, grauen Papageien und andern Vögeln gewährte frische Nahrung, im Schatten eines einzigen Baumes fand man 25 Schildkröten. Die Gänse ließen sich schlagen, ohne ihren Platz zu verlassen, sie waren so fett, daß sie kaum gehen konnten; unter andern fand man auch den berühmten Dronte, einen großen, schweren Vogel mit sehr kleinen Flügeln, den wir jetzt nur noch in den Abbildungen der Holländer besitzen, und welcher auf den Maskarenen selbst gänzlich ausgerottet ist. Die Fülle der Erfrischungen ließ Bontekoe den ganzen Werth seiner Entdeckung fühlen; er segelte um die Inseln herum, erforschte sie genau, und beschloß nach Madagaskar zu gehen. Er kam auf die Marieninsel, von wilden Barbaren bewohnt, mit denen er dennoch einen Verkehr einleitete. Als sie von hier südwärts steuerten, brach am 19. November 1619 am Schiffe Feuer aus, welches zwar für den Augenblick gelöscht wurde, aber doch sehr unglückliche Folgen hatte; denn trotz aller Anstrengungen Bontekoe's, dasselbe gänzlich zu dämpfen, zeigte es sich bald, daß es in die untersten Räume gedrungen war; es waren nämlich Funken in die Branntweinfässer gefallen, hatten sie zersprengt, und die brennende Flüssigkeit in alle Theile verbreitet. Roll's Geiz erlaubte nicht, die Pulverfässer über Bord zu werfen, das Feuer griff immer mehr um sich, und ein Theil der Mannschaft rettete sich in die Schaluppe und suchte damit die hohe See. Die Flamme

ergriff nun auch das Öl, was neuen Schrecken verbreitete, und zuletzt, nachdem man sich vergebens bemüht hatte, die fliehende Schaluppe einzuholen, flog das Schiff mit einem furchtbaren Gekrache in die Luft, und in einem Momente war alles verschwunden. »Mich anlangend, sagt Bontekoe, erwartete ich nichts anders, als eben so wie meine Gefährten unterzugehen; ich breitete meine Hände aus und rief: Herr, erbarme dich meiner! Obwohl ich mich empor gerissen fühlte und ahnte, was mit mir geschähe, so behielt ich doch mein volles Bewußtseyn, und in meinem Herzen einen Funken von Hoffnung. Aus der freien Luft stürzte ich in das Wasser, mitten unter die Trümmer des Schiffes. In der Erwartung, irgend einen Menschen zu sehen, schaute ich um mich; neben mir lag der große Mast, auf den ich mich setzte und die Gräuel der Verwüstung übersah. Einen tiefen Seufzer ausstoßend, rief ich: o Gott! so ist denn das schöne Schiff untergegangen wie Sodom und Gomorra!« Eine Zeitlang schwamm Bontekoe umher, als er einen jungen Menschen, Namens van Kniphuisen, auf dem kleinen Maste schwimmen sah; er suchte sich mit ihm zu vereinigen, und so blickten die beiden Unglücksgefährten in der Unermeßlichkeit um sich, die Sonne begann sich zu neigen, jede Hoffnung entschwand, und da Bontekoe voraussah, daß sie nicht im Stande seyn würden, sich die Nacht über zu halten, sagte er zu seinem Gefährten: »Mein Freund, alle Hoffnung ist für uns verloren, es ist spät, erheben wir unsere Herzen zu Gott, empfehlen wir uns gänzlich und voll Ergebung seinem Willen.« Sie beteten nun mit einander, flehten zu Gott um Gnade, und man kann denken, mit welcher Andacht; und siehe da! plötzlich sahen sie die Schaluppe und das Boot neben sich. Sie riefen nun um Rettung, und die Matrosen hörten nicht sobald den Ruf, als sie sich auch alle Mühe gaben, den Unglücklichen beizustehen. Kniphuisen hatte Kraft genug, nach der Schaluppe zu schwimmen, aber Bontekoe war so sehr verwundet, daß er nur mittelst eines Seiles am Bord geschleppt werden konnte. Er hatte sich den Rückgrath verletzt und zwei furchtbare Kopfwunden empfangen. Bontekoe stand

nun durch seinen Rath den Geretteten bei; aus Hemden machten sie Segel, aber die Lebensmittel waren durch die Schuld des eigensinnigen Roll bis auf sieben Pfund Zwieback herab gekommen. Man schiffte auf offenem Meere, und die Noth stieg bis zu einer furchtbaren Höhe; man kam aufs Äußerste, und beschloß, zwei junge Menschen aufzuessen. Auf die Ermahnungen des frommen Bontekoe, dessen unerschütterliches Gottvertrauen auch hier nicht nachließ, wurde die Ausführung dieses grausamen Vorsatzes auf drei Tage verschoben. Trotz seiner Wunden war er noch einer der stärksten unter der so entsetzlich geschwächten Mannschaft, er ließ nicht nach mit Bitten und Ermahnen, und sein Vertrauen täuschte ihn auch dießmal nicht. Am 2. Dezember, den dreizehnten Tag nach dem schrrcklichen Schiffbruche, ergoß sich ein erquickender Regen, man sammelte die Tropfen und stärkte sich; endlich erblickte man Land, alles strengte nun die letzten Kräfte an, um es zu erreichen, und so kam man auf eine wüste Insel, wo man zwar Kokusnüsse, aber kein süßes Wasser fand. Indessen erkannten die erfahrnen Seeleute, daß sie sich in der Nähe von Sumatra befänden; sie beluden daher die Schaluppe mit Kokusnüssen und segelten dieser Insel zu, wo sie endlich, nachdem sie beinahe noch im Hafen gescheitert wären, landeten. Die Nachrichten, welche Bontekoe auf Sumatra sammelte, sind sehr werthvoll, indem er Gelegenheit hatte, solche Gegenden kennen zu lernen, wohin damals noch kein Europäer gekommen war. Endlich erfuhr der holländische Admiral jener Gewässer die Anwesenheit seiner Landsleute, und sandte ein Schiff ab, um die Geretteten nach Batavia zu holen, nachdem sie auf Sumatra mannigfaltige Gefahren bestanden hatten.

Bontekoe trat nun in den Dienst der Kompagnie, vollbrachte mehre an mancherlei, mitunter sehr ernsten Abenteuern reiche Reisen bis 1625; er kam nach China und durch die westaustralische Inselreihe bis Neuholland. Seine Reisebeschreibung hat auch jetzt noch das doppelte Interesse, merkwürdige Thatsachen und wissenschaftliche Beobachtungen in ein schönes Gemälde zusammen gestellt zu sehen. Aus derselben Zeit haben

wir auch noch Castletons Reise nach Indien im Jahre 1612 und den folgenden, und van der Broeks Reise zu erwähnen. Die Reisen nach Indien in jener Zeit sind unzählig, unter ihnen müssen wir jedoch die Reise des Franzosen Augustin de Baulieu, der 1619 unter Admiral Nets ein Schiff nach Indien führte und eine Entdeckungsreise nach den Molukken unternahm, auszeichnen. Ihm verdanken wir die ersten wissenschaftlichen Nachrichten über Sumatra und das dort befindliche Königreich Achem. Die natürliche, vorurtheilsfreie Auffassung aller Gegenstände gibt ihr auch jetzt noch Werth. Ihr Verfasser kam auf einer dritten Reise nach Afrika um.

10. Reisen nach den Diamantgruben von Golkonda.

Pelsaerts Reise nach Südindien von 1629 hatte wenig Erfolg für die Erdkunde, und für den Reisenden selbst war der Ausgang ebenfalls traurig, wie wir in Neuholland sehen werden. Auch unser Landsmann, Johann Sigismund Wurfbain aus Nürnberg, der 14 Jahre lang der holländisch-ostindischen Kompagnie diente, hatte wenig Talent für Länderbeschreibung. Mehr Aufmerksamkeit verdient der Franzose de la Boulaye le Gour, der von 1640 an 10 Jahre hindurch den auf ihren Lorbern stolz ruhenden Holländern in Ostindien diente. Walter Schulze aus Holland wanderte 1659 nach Indien, hat aber nicht so viel geleistet, als die nach ihm folgenden Franzosen.

Bevor wir jedoch zu einem der wichtigsten Namen in der Entdeckungsgeschichte kommen, müssen wir eines Engländers erwähnen, der schon 1622 die Minen von Golkonda besucht hatte; es war dieses Wilhelm Methold, welcher mit großer Begierde von den Diamantminen des Königs von Golkonda gehört hatte. Diese zogen die Juweliere der benachbarten Länder hieher, und wurden, der Sage nach, durch Zufall von einem Schäfer entdeckt, der die glänzenden Steinchen fand, und ohne zu ahnen, welchen Werth ihnen die Menschen beilegen, für Reiß verkaufte. Methold, begierig, diesen Wunderort zu sehen, unternahm

mit zwei Gefährten, Socore und Thomason, die sammt ihm im Dienste der englisch-ostindischen Kompagnie standen, die Reise von Masulipatan aus. Sie reisten vier Tage durch ein wüstes, unfruchtbares Bergland, über einen Raum, den sie auf 108 englische Meilen schätzten. Mitten in dieser Wüste sahen sie sich plötzlich von einer starken Bevölkerung umgeben, welche die Diamantminen hieher gezogen hatte. Eine große Anzahl Fremder hatte sich hier eingefunden, und die Engländer waren mit der Aufnahme, die sie hier fanden, sehr zufrieden. Der Gouverneur, welcher ein Bramine war, zeigte ihnen sehr schöne Diamanten; die Mine selbst liegt nur zwei Lieues von der Stadt Golkonda entfernt, und beschäftigte bei 3000 Arbeiter. Man sagte Methold, daß diese Leute so geübt seyen, daß sie schon durch den Geruch die Erdschichte unterscheiden, welche Hoffnung zur Auffindung der Diamanten gebe. Das Erdreich der Mine ist roth, mit Adern durchzogen, die kalkhaltig, bald gelb, bald weiß sind, und enthält Nester von Gerölle, worin sich nicht selten Diamanten finden. Die Mine war damals an einen reichen Kaufmann aus der Kaste der Goldschmiede verpachtet, der dem Könige 300,000 Pagoden bezahlte, der überdem sich noch alle Diamanten vorbehalten hatte, die das Gewicht von 10 Karat überstiegen.

Die Mine selbst liegt an dem Flusse Christena, am Fuße eines hohen Gebirges; das Land ist so unfruchtbar, daß es vor der Entdeckung der Mine als eine vollkommene Wüste galt; man staunt über die Schnelligkeit, womit sich die Gegend bevölkerte, welche damals schon über 100,000 Kaufleute und Juweliere zählte. Die Lebensmittel, welche man sehr weit herbringen mußte, waren sehr theuer, und die Wohnungen schlecht gebaut. Bald darauf kam eine Gesandtschaft des Großmoguls an den König von Golkonda, welche für ihren Herrn drei Pfund der schönsten Diamanten forderte. Der König fand nicht für gut, diese seltsame Forderung zu befriedigen, und befahl unter dem Vorwande, daß die Mine bereits erschöpft sey, dieselbe zu schließen, worauf sich alsbald die ganze Menschenmenge, welche sich hier angehäuft

hatte, wieder verlor. Das Land ist jedoch reich an Krystallen allerlei Art, es werden Granaten, Topase, Agathe u. dgl. aufgezählt. Auch Eisenminen sollen in ergiebiger Menge vorhanden seyn, Gold- und Kupferminen kannte man jedoch nicht. Methold spricht mit Bewunderung von der Menge Ziegen, welche des kostbaren Bezoarsteines wegen, den sie in ihren Eingeweiden tragen, geschlachtet werden, und glaubt, daß die Erzeugung dieses Steines von der Landesbeschaffenheit abhänge, indem von mehren Ziegen, die nach Masulipatan gebracht wurden, die zuerst geschlachteten schöne Bezoare enthielten, die bei den später geschlachteten kleiner wurden, und zuletzt ganz verschwanden.

Weit besser als Methold's Reise ist die des berühmten Tavernier, der auf seinen vielfachen Reisen von Persien aus über Masulipatan nach Golkonda kam. Seine noch jetzt äußerst werthvolle Reisebeschreibung enthält auch eine interessante Schilderung dieses Reichs. Der Golf von Bengalen, welcher sich vom Kap Kmorim bis Chatigam erstreckt, hat eine Küstenausdehnung von ungefähr 1000 Lieues. Das Kap Singapur schließt ihn von der andern Seite. Die Küsten des Golfes enthalten mehre Königreiche, darunter Bisnagar, Golkonda, Bengalen, Arakan und Pegu die größten sind. Eine Menge Flüsse stürzen in den Golf, welche jedoch alle durch den weltberühmten Ganges verdunkelt werden.

Das Königreich Golkonda liegt im Nordwesten des Golfs, seine Hauptstadt führt den gleichen Namen, wird aber von den Persern und Mongolen Hidraband genannt. Seine Ausdehnung ist nicht genau bekannt, aber der größte Theil ist sehr fruchtbar und reich an Lebensmitteln; besonders bewundert Tavernier die Menge der Fische und ihren leichten Fang, so wie die Fruchtbarkeit der Ebenen. Das Klima ist sehr gesund und bietet drei Jahreszeiten; vom März bis Juni ist es sehr warm, und die Winde vermehren in dieser Jahreszeit die erstickende Hitze, welche im Oktober in die nasse Jahreszeit übergeht, zu welcher Zeit die Einwohner dieselben Vortheile genießen, wie die Anwohner des Nil; der Winter dauert vom Dezember bis Januar, und

ist die schönste Jahreszeit; übrigens ist das Land das ganze Jahr hindurch grün, und die Bäume mit Früchten beladen. Man macht zwei, auch wohl drei Reißernten.

Die Einwohner sind alle von schönem Wuchse, sehr gut proportionirt, und weißer, als man in einem so heißen Lande glauben sollte; nur unter den Landleuten sieht man tieferes Braun. Sie sind theils Muhameder, von der Sekte der Schiiten, theils Götzendiener. Obwohl man die Hauptstadt gewöhnlich Golkonda nennt, so heißt sie doch eigentlich Bagnagar, und Golkonda ist eine zwei Lieues entfernte Festung, wo der König residirt. Bagnagar war vor Tavernier noch nicht lange gegründet, und zwar auf Antrieb einer der Lieblingsgemahlinnen des Königs, Namens Nagar. Es befanden sich prächtige Gärten daselbst, und Bagnagar heißt eigentlich die Gärten der Nagar; sie liegt in einer Ebene an einem großen Flusse, der in den Golf von Bengalen fällt. Die Stadt ist sehr schön gebaut, und enthält prächtige Straßen, eine steinerne Brücke führt über den Fluß, große Vorstädte umgeben sie, eine darunter heißt Erengabad, ist eine Lieue lang und von lauter Kaufleuten und Handwerkern bewohnt; auch sie ist prächtig gebaut. In der Stadt selbst wohnen die Hofleute und Vornehmen des Landes. Durch die Vorstadt Erengabad geht man nach Golkonda. Wenn man von derselben über die Brücke in die Stadt tritt, so gelangt man in eine große Straße, die zum Pallaste des Königs führt, und durch die Wohnungen der Großen nebst einigen sehr schönen Karawanserais gebildet wird. Die Mündung der Straße führt auf einen großen Platz, wo die eine Seite des königlichen Pallastes sich darstellt, in der Mitte tritt ein Balkon hervor, von welchem der König Audienz ertheilt. Das große Thor des Pallastes sieht nach einem andern Platze und führt in einen großen von Säulengängen umgebenen Hof, worin die Garden ihren Aufenthalt haben; aus diesem Hofe tritt man in einen zweiten, der von ungeheurer Größe und mit sehr schönen Gemächern umgeben ist. Es sind hier prächtige, hängende Gärten mit außerordentlich großen Bäumen, andere Terrassen dienen zur

Haltung der Elephanten, so daß es das größte Erstaunen erregt, wie das Gebäude diese ungeheuer belasteten Flachdächer tragen kann. In einem andern Theile der Stadt sah Tavernier eine Pagode, die schon vor 50 Jahren angefangen, aber noch nicht vollendet war; würde sie jemals vollendet, so wäre sie die größte in ganz Indien. Eine Nische für Betende bestand aus einem einzigen Felsstücke, womit 600 Menschen fünf Jahre lang beschäftigt waren, um sie aus dem Steinbruche zu bringen, und 1400 Ochsen waren erforderlich, um diese Last an ihren Bestimmungsort zu schleppen. Ein Krieg des Königs von Golkonda mit dem Großmogul unterbrach den Bau, der vollendet das größte Wunder Asias seyn würde.

Der königliche Hof von Golkonda ist mit aller Pracht asischer Despoten umgeben, die Gewalt derselben ist unbeschränkt. Das Land zählt 66 Festungen, meist auf steilen Felsen erbaut, die keinem Fremden gezeigt wurden. Das Volk war in 44 Kasten abgetheilt, von denen die der Braminen die erste war; diese vereinigt in sich alle Gelehrsamkeit des Landes, Religion, Sternkunde, medizinische Kenntnisse und die Schreibekunst; ohne ihren Rath wird nichts unternommen. Die übrigen Stämme sind ihnen angereiht, bis zu den Paria herab, ein unglücklicher Stamm, dem nicht einmal gestattet wird, in die Nähe der übrigen zu kommen. Der Hof war muhamedisch. Der Götzendienst ist eben so abenteuerlich, wie in dem übrigen Indien, und zu Ehren der Götzen finden gräuliche Selbstpeinigungen Statt. Ihre Kleidung ist sehr einfach, wie im übrigen Indien; das Volk ist sanft, die Wohlhabenden sind weichlich, die Weiber halten es für eine Art Pflicht, sich mit den Leichen ihrer Männer zu verbrennen, übrigens werden viele Todte auch begraben, und es steht jedem frei, sich verbrennen oder begraben zu lassen.

Tavernier gibt eine Geschichte von Golkonda, und seine Beschreibung dehnt sich auch über Hinterindien und Pegu bis Siam aus; sie bleibt noch immer äußerst gehaltvoll.

11. Fernere Reisen nach Indien.

Je mehr sich die Europäer in Indien heimisch machten, desto tiefer drangen sie in diese Wunderländer ein. So war eine der verdienstvollsten Entdeckungsreisen die, welche Bernier, ein französischer Arzt, im Jahre 1664 nach Kaschemir unternahm. Franz Bernier war ein sehr berühmter Arzt, von philosophischem Geiste und großem Scharfsinne, der unter den Reisenden nach Kaschemir die erste, und als Reisender im Allgemeinen eine hohe Stelle einnimmt. Seine Begierde, die Welt zu sehen, führte ihn nach Palästina, von da nach Kairo, von wo er sich nach einjährigem Aufenthalte nach Suez begab, und sich hier nach Äthiopien einschiffte. Da jedoch eben dazumal die Verfolgung der abendländischen Christen Statt hatte, so wagte er nicht, Abyssinien zu betreten, sondern begab sich nach Surate. Damals saß Schah Jehan, der Enkel Akbars, auf dem Throne des Großmoguls. Bernier ging an den Hof von Ardra, und trat nach manchen Abenteuern in den Dienst des Großmoguls als Leibarzt. Er war hier Zeuge der gewaltigen Revolution, welche den furchtbaren Aureng-Zeb auf den Thron brachte. Bernier beschrieb sein Leben und seine Reisen in einem großen Werke, welches auch jetzt noch sowohl für Geographie als Geschichte von der größten Wichtigkeit ist, und seine Beschreibung von Asia und den innern Provinzen Indiens, vorzüglich von Kaschemir, enthält das Beste, was wir über dieses Land, welches Herder als die Wiege des Menschengeschlechts betrachtet, besitzen. Die frische, lebendige Darstellung erhöht den Werth dieses Werkes nicht wenig.

Ein anderer Franzose, der uns um diese Zeit Nachrichten aus Indien bringt, ist Rennefort, der 1665 eine Reise um Afrika nach den Molukken machte, ohne jedoch von großer Wichtigkeit zu seyn. Seine Verdienste um Madagaskar haben wir bereits im zweiten Bande erwähnt. Auch die Reisen des Franzosen Carré nach Indien bieten wenig Interesse dar.

Wichtiger dagegen sind die Reisen des Nikolaus Graaf, eines Holländers, dem man schon früher sehr gründliche Nachrich-

ten über Java und Batavia verdankte. Dieser außerordentliche Mann hatte als Schiffschirurg beinahe allen seefahrenden Nationen durch 60 Jahre gedient; er vermehrt die ehrenwerthe Anzahl seiner Gewerbsgenossen in der Entdeckungsgeschichte. Nachdem er fast alle Erdtheile besucht hatte, war er der Erste, welcher den so hochwichtigen Strom Indiens, den heiligen Ganga, befuhr. Er fiel in die Gefangenschaft der Eingebornen zu Monghér, wo ihm seine Kunst Achtung und Rettung verschaffte, so daß er seine Reise weiter fortsetzen und glücklich vollenden konnte. Ihm verdanken wir die ersten Nachrichten über das Innere des Gangeslandes, über Bengalen, dessen wunderbare Felsentempel, die Sitten und die Religion Indiens. Alle seine Reisen sind, unähnlich der heutigen Dickleibigkeit, in einem mäßigen Quartbande enthalten. Der Styl ist äußerst gediegen, und jede Zeile enthält einen Schatz praktischer Lebensansichten.

Die Reise des Franzosen de la Haye, auch wieder eines Arztes, der 1670 in Dellons Gesellschaft nach Ostindien reiste, ist ebenfalls nicht unwichtig, und seine Beiträge zur Erd- und Naturkunde sind von ausgezeichnetem Werthe; auch an ihm müssen wir die Gediegenheit der Darstellung, die Schönheit des Styls und die Genauigkeit der Beobachtungen rühmen.

Weniger ist dieses der Fall bei dem Engländer John Fryer, welcher 1672 vom Ganges aus über Tibet, Nepaul, Oude bis Beluschistan und in das Innere Persiens vordrang. Dagegen enthalten aber seine Nachrichten viele neue Thatsachen über Gegenden, die bis dahin gänzlich unbekannt waren.

Die Reisenachrichten des Christian Burkhard aus Halle, Christoph Schweizer aus Würtemberg, und noch einiger Deutscher, die in Militärdiensten der holländischen Kompagnie sich in Indien aufhielten, haben nur sehr wenig Interesse; wichtiger ist die Reise des Engländers John Ovington nach Ostindien vom Jahre 1690. Er besuchte Bombai, die indischen Tempel, besonders die Insel Elephanta, welche ihren Namen von dem in einen Felsen gehauenen Elephanten hat, den man bei der Landung erblickt. Der Tempel von Elephanta, welchen Oving-

ton sah, ist am Abhange eines großen Berges in den Felsen gehauen; er hat ungefähr 120 Quadratfuß auf 24 Fuß Höhe; das Gewölbe, welches der Fels selbst ist, wird durch 16 Pfeiler, die wieder 16 Fuß von einander entfernt sind, unterstützt; jeder dieser Pfeiler, die mit großer Geschicklichkeit gemeißelt sind, hat 3 Fuß Durchmesser. An beiden Seitenwänden des Tempels erblickt man 40 bis 50 kolossale Menschenfiguren, von denen mehre sechs Arme und drei Köpfe haben. Manche unter ihnen tragen schön gearbeitete Kronen auf dem Haupte und Scepter in den Händen, einige haben kleine Menschenfiguren in betender Stellung auf dem Haupte. Die ganzen Wände sind mit einer Fülle theils höchst abenteuerlicher, theils sehr schön gearbeiteter Figuren bedeckt. Ovington begab sich nun auch nach Surate, und bestätigte die gediegenen Nachrichten Thevenots von diesem Lande, der 1666 zu Surate war.

Für die Geschichte der europäischen Niederlassungen ist auch Buquoy's Fahrt nach Ostindien nachzusehen. Die kühne Wanderung des Franzosen L'Huillier brachte neue Nachrichten von Bengalen im Jahre 1722, worauf die Nachrichten von Ostindien ziemlich selten wurden, bis der Engländer Eduard Ives 1754 wieder höchst lehrreiche Beobachtungen aus jenen Ländern mittheilte. Moriz Thomann war lange als Missionär in Goa, und theilt um dieselbe Zeit seine Reisegeschichte mit. Zehn Jahre später, im Jahre 1767, erwarb sich der französische Abbé Rochon durch seine Reise nach Indien ein großes Verdienst um die Berichtigung der Seekarten. Für die Naturgeschichte Indiens sorgten die beiden Franzosen Petit Radel und Peter Sonnerat, welche 1774 eine höchst erfolgreiche Reise nach Ostindien unternahmen. Im Jahre 1778 zeichneten sich die Engländer Chapman und Makintosh durch ihre Reisen in Südasia, durch Hindostan und die Gangesländer nach Kochinchina aus.

Die größten Verdienste um die eigentliche Geographie jener Länder, so wie um alles, was die Geschichte und Kunde Asias betrifft, haben sich jedoch in neuerer Zeit die gelehrten Engländer

erworben, welche theils im Dienste, theils unter dem Schutze der in Indien allmächtig gewordenen englisch-ostindischen Kompagnie nach Indien gingen.

12. Nachrichten der Engländer über Indien.

Einen besonders guten Namen hat sich James Rennel, erster Ingenieur der ostindischen Kompagnie, erworben, welcher 1781 die Resultate seiner vieljährigen Arbeiten in Ostindien bekannt machte. Treffliche Karten begleiten seine Werke, und wetteifern mit denen des gleichzeitigen Mathematikers Alexander Dalrymple, der gegen 500 Karten zur Beleuchtung Indiens anfertigte. Weniger ergiebig ist die Reise des Engländers Howelt, der aus Indien durch Asia nach Europa zurückreiste; dagegen enthält das Werk des Joseph Tiefenthaler, eines aus Tyrol gebürtigen Jesuiten, der von 1743 bis 1785 in Ostindien als Missionär gelebt hatte, einen Schatz wichtiger Nachrichten. Dieser Mann, mit einem fühlenden Herzen und einer außerordentlichen Empfänglichkeit für die Schönheit und die Erscheinungen der Natur begabt, machte während seines langen Aufenthaltes daselbst die verschiedensten Reisen in mancherlei Gegenden, die früher gänzlich unbeachtet waren. Er lebte in inniger Vertraulichkeit mit dem Volke, und sammelte daher die mannigfaltigsten Nachrichten, deren Werth noch dadurch erhöht wird, daß er die Lage der Örter astronomisch bestimmte und eine Menge naturhistorischer Beobachtungen sammelte. Johann Bernoulli gab die Geschichte Tiefenthalers aus dessen Papieren auf eine Art heraus, die bedauern läßt, daß diese in keine geschickteren Hände fielen.

Im Jahre 1788 unternahm der mit dem Weltumsegler nicht zu verwechselnde Georg Forster, ein Britte, von Ostindien, wo er im Dienste der Kompagnie gestanden war, eine sehr verwegene Fußreise durch Nordindien und Persien nach Europa. Nordindien war vor ihm größtentheils unbekannt, und man ist seinem kühnen Unternehmen Bewunderung, seiner Ausdauer Dank schuldig. In morgenländische Kleidung gehüllt, ging er mit den

Karawanen über Kaschemir nach Kandahar, drang durch die wildesten Länder der Hochgebirge vor, und kam erst nach zwei Jahren in Europa an. Wir verdanken ihm ein schätzbares Werk über die Mythologie und Geschichte der Hinduvölker.

In dieser Epoche nahmen die kühnen Weltumseglungen und die glänzenden Entdeckungen der Britten in der Südsee, so wie die in Europa ausgebrochenen Revolutionen die Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch, als daß durch Reisen in das ziemlich bekannte Indien dieselbe sehr erregt worden wäre. Im Jahre 1793 kommen einige Nachrichten über die Molukken und Sundainseln von David Woodard vor, die jedoch wenig sagen wollen; dagegen wurde durch eine Gesandtschaftsreise nach Hinterindien die Neugierde Europas nicht wenig rege.

Eine Art Erschlaffung, welche um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die seefahrenden Nationen Europas drückte, hatten die übermüthig werdenden Engländer zur Ausbreitung ihrer Gewalt in Ostindien trefflich benutzt. Portugal und Spanien waren nach Art südlicher Völker, einmal ermattet, so schnell nicht wieder zu erwecken; Holland, durch die Eroberungsplane Ludwigs XIV. in Europa beschäftigt und in seiner Existenz gefährdet, vermochte in Indien nur wenig Kraft zu entwickeln; Frankreich, zu unbeharrlich, setzte keinen dauernden Widerstand entgegen, und so hatte England freie Hand, seine Gewalt den Ländern Indiens fühlen zu lassen. Das Beispiel der englisch-ostindischen Handelsgesellschaft steht ganz einzig in der Weltgeschichte da. Eine Gesellschaft von Kaufleuten, verbunden zum gewinnreichen Handel, ergreift das Schwert gegen Fürsten, die auf den ältesten Thronen der Erde sitzen, und bildet ein Reich, welches an Ausdehnung, Bevölkerung, imposanter Gewalt und Reichthum nur im himmlischen Reiche seines Gleichen hat. Asia sieht in seinem südlichen Theile eine Macht entstehen, welche nicht nur gebieterische Beachtung ihrer Interessen fordert, sondern auch zu einer Nachbarin bisher ganz unbekannter Reiche wird. Wir hören im Jahre 1795 zum ersten Male den Namen der Birmanen, deren Reich in Hinterindien die Begierde der englischen

Kaufleute reizt. Das seitherige Schicksal dieses Reiches, welches nichts verschuldet hat, als daß es unglücklich genug war, von den Europäern entdeckt zu werden, ist bekannt genug. Man fand in dem genannten Jahre nothwendig, eine Gesandtschaft dahin abzusenden; zu dem Ende wurde Major Michael Synes mit den nöthigen Vollmachten versehen; er reiste am 21. Februar 1795 von Kalkutta ab, und langte, nachdem er die Adamasinseln besucht hatte, am 18. März in der Mündung des Iravaddy an. Er segelte den Strom hinauf bis Ranguhn, wo er auf Erlaubniß, nach der Hauptstadt Birma zu kommen, wartete. Er benutzte diese Zwischenzeit zu einer Reise nach Pegu, der Hauptstadt eines ehemals unabhängigen Königreichs, welches jedoch von den Birmanen unterjocht wurde. Während dieser Zeit langte die Erlaubniß an, und am 10. Juli hielt er seinen feierlichen Einzug zu Umerapura, wo er sehr gut aufgenommen, aber bis zur Ankunft des gerade abwesenden Herrschers wie eine Art Gefangener behandelt wurde.

Nach der Rückkehr des kaiserlichen Eroberers, der von einem gemeinen Bauer sich bis zum Throne geschwungen hatte, bestimmten die Hofastrologen den glücklichen Tag zur Audienz. Es war am 30. August, als die Gesandten mit großer Pracht und Feierlichkeit nach dem kaiserlichen Pallaste geführt wurden; derselbe ließ sich jedoch nicht selbst sehen, sondern durch einen Minister vertreten. Man muß den Scharfsinn der Orientalen bewundern, wenn an einem Barbarenhofe der Grund, warum der Monarch die Gesandten nicht persönlich empfange, darin gesucht wird, weil er nur Gesandter des Generalgouverneurs, und nicht des Königs von England selbst sey, also auch nicht das Recht habe, das persönliche Anschauen des Monarchen zu fordern. Da jedoch Symes durchaus den Monarchen zu sehen verlangte, so wurde dazu ein zweiter Tag, der von den Astrologen als unter besonders günstiger Konstellation erscheinend angekündigt wurde, bestimmt. Die Gesandten wurden am 30. August mit der größten Feierlichkeit in den Thronsaal geführt; plötzlich rauschten zwei Flügelthüren auf, es erschien eine prachtvolle Nische, in welcher

einer Bildsäule gleich, die birmanische Majestät im Goldgewande mit Diamanten und blitzenden Steinen bedeckt war. Keine Bewegung des Körpers verrieth ein lebendes Wesen; nur durch ein gelindes Nicken und freundliches Lächeln gab die mit der Sonne wetteifernde strahlende Gestalt ihre Gnade gegen den brittischen Botschafter zu erkennen. Augenblicklich flogen die Flügelthüren wieder zu, und ohne ein Wort gesprochen zu haben, war der Kaiser verschwunden. Trotz aller Kabalen der Höflinge schloß Symes einen höchst vortheilhaften Handelstraktat ab, und kehrte auf demselben Wege, welchen er gekommen war, nach Kalkutta zurück.

Das folgende Jahr wurde Hiram Cox mit einer gleichen Sendung beauftragt; sie scheiterte jedoch an der Verschlagenheit der Birmanen. Symes wurde daher zum zweiten Male nach Birma geschickt, und war so glücklich wie das erste Mal. Ihn begleitete der Mathematiker Wood und der Philolog Buchanan, in deren Gesellschaft er nach Europa zurückkehrte, und ein reiches und vollständiges Gemälde von Arakan, Ava und Pegu, welche das Reich Birma bilden, herausgab. Es ist das beste, welches wir bis jetzt noch über jene Länder besitzen.

13. Fortsetzung des Vorigen.

Im Jahre 1797 erhalten wir von John Jakson, einem Engländer, die Geschichte seiner Reise von Ostindien aus durch Kabulistan, Persien und die Türkei. In demselben Jahre machte Hiram Cox seine schon erwähnte unglückliche Reise nach Birma. 1798 legte William White seine Reise durch Madras und Ceylon zurück. Eduard Scott Waring machte 1802 eine merkwürdige Reise über Kasrun, Firuzabad nach Schiras. Es folgen nun wie Schnee und Hagel die Reisen nach Ostindien auf einander, nur wenige darunter gewähren ein wahrhaft neues Interesse. Darunter gehören Elmore's, des Engländers, Beschreibung des indischen Meeres und seiner Küsten, dann die grandiös ausgeführte Reise des Lord Valentia nach Indien, und von da über Ceylon, das rothe Meer und

Egypten zurück nach Europa. Ihn begleitete der durch seine Doppelreise nach Abyssinien berühmt gewordene Salt. Diese Reise ist eine von denen, welche der Wissenschaft wahre Dienste leistet. Für die Insel Java ist die des Franzosen Tombe im Jahre 1802 unternommene Reise merkwürdig. Von 1803 bis 1807 dauerte die Reise des Franzosen Felix de St. Croix durch Indien und China nach den Philippinen. 1805 machte Georg Thomas, ein Irländer, eine Reise nach Vorderindien; gleichzeitig mit ihm machte Home Popham eine Reise nach der Straße von Malakka. Auch die Reise des Sir Harford Jones über Indien verdient erwähnt zu werden, und des englischen Obristlieutenants Forrest malerische Streifereien an den Ufern des Ganges und des Jumma bringen uns Indien selbst vor die Augen.

Von hohem wissenschaftlichen Werthe ist die Reise der Engländer Webb, Raper und Hearsay, welche 1808 von der Regierung zu Bengalen zur Aufsuchung der Quellen des Ganges abgesendet wurden. Wir verdanken Webb nichts geringeres als die erste Bekanntschaft mit der wahren Beschaffenheit des Himalaia; er maß die ersten Höhen des riesenhaftesten Gebirges der Erde, den gewaltigen Dhawalagiri und seine Nebenkuppen. Er brachte auch die Nachricht: daß die fixe Idee, alle Ströme, deren Quellen man nicht kennt, aus einem See entspringen zu lassen, auch beim Ganges, den Rennel aus dem See Mansarowar hervorgehen ließ, nicht anwendbar sey. Der Ganges bricht aus den Gletschern von Gongotri hervor, welche jedoch von Webb nicht erreicht werden konnten.

Die Reise des Holländers Haafner nach Vorderindien hat weniger Interesse; anziehender ist das von Malte Brun herausgegebene Gemälde der Insel Amboina und Banda des Britten Moreau, dann die 1811 erschienene Beschreibung von Hinterindien, welche der verdienstvolle Missionär de la Bissachere nach seiner Rückkunft nach Europa herausgab; sie enthält bei weitem die besten Nachrichten, welche wir bis jetzt über Tunkin, Kochinchina, Kambodscha, Laos und Laktho be-

sitzen, Diese Reise ist die Frucht eines achtzehnjährigen Aufenthaltes in jene Länder, und darf als eine wahre Entdeckungsreise betrachtet werden. Sie zeichnet sich durch reichen Inhalt und innere Wahrheit aus.

Weniger wichtig ist eine zweite Reise St. Croix's nach denselben Gegenden; aber als eine wahrhaft neue Entdeckung darf die 1811 vollendete Reise des Britten Stamfort Raffles nach Java und den umliegenden Inseln des östlichen Meeres betrachtet werden. Durch diese wichtige Reise werden wir zum ersten Male genau mit dieser Insel bekannt. Er schildert uns nicht nur die Lage und Gestalt der Insel, sondern auch ihre innere Beschaffenheit, besonders aber die merkwürdige Vulkanreihe, welche diese Insel zu einem schlottreichen Gewölbe eines furchtbaren Vulkanherdes macht.

Im Jahre 1813 erschien die Reise des Britten Thomas Broughton durch das Marattenland. Zwei Jahre darauf zieht endlich der Holländer Dandel den Schleier von den holländischen Besitzungen in Ostindien weg, und läßt einiges Licht auf diese bisher so geheim gehaltenen Länder fallen. Das an Reisen so reiche Jahr 1817 brachte Nachrichten von den Quellen des Ganges und den Quellländern dieses hochberühmten Flusses. Hogson erblickte endlich die Stelle, wo der heilige Strom zuerst aus seiner Eisgrotte hervor an das Tageslicht tritt, und die jungfräuliche Ganga mit so großer Mühe sich aus dem Haupthaare des gewaltigen Siwa oder Mahadewa loswindet. Diese Stelle liegt nach barometrischen Messungen 13800 Fuß über dem Meere, der Fluß rauscht aus einem Felsenbogen unter einem 300 Fuß hohen Gletscher hervor. Die Beschreibung des Hochlandes von Indien ist wahrhaft majestätisch. Ohne Interesse ist die Reise des Oberst Fitz Clarence durch Ostindien vom Jahre 1818. Dagegen hat die Reise der Gebrüder Gerard in die Thäler des Himalaja hohes geographisches Interesse. Philibert machte 1819 eine Reise nach Borneo und den Philippinen; über Borneo sind auch dürftige Nachrichten willkommen. Bells Reise nach Ostindien fällt in das Jahr 1822,

hat jedoch bei weitem jenes Interesse nicht, welches Heidenstam und Frazer durch ihre Reisen in das Himalajagebirge und durch Asia erregen. Frazers Reisen verwischen von mancher Gegend den romantischen Zauber, womit die Reisenden nicht selten ihre Gemälde ausstatten zu müssen meinen, ohne zu bedenken, wie sehr dadurch der Wahrheit Eintrag geschieht. Im Jahre 1824 will der englische Artillerielieutenant Powles Burlton die wahre Quelle des Burremputter unter 28° nördlicher Breite und 96° 10′ Länge östlich von Greenwich entdeckt haben. Es wurden jedoch gegen die Richtigkeit dieser Angabe von den scharfsinnigsten Geographen Europas nicht unerhebliche Einwendungen gemacht.

Wenn auch nicht reich an neuen Entdeckungen, so doch höchst wichtig durch den gebildeten Geist ihres ehrwürdigen Verfassers sind die trefflichen Nachrichten, welche einer der ausgezeichnetesten Bischöfe der Christenheit, der würdige Lordbischof von Indien, Reginald Heber, im Jahre 1825 bekannt gemacht hat. Wir werden dadurch mit der Natur des Landes und der Völker Indiens nicht nur bekannt, sondern auch innig vertraut. Besonders interessant sind seine Nachrichten über Nordindien und die daselbst wohnenden Gebirgsvölker, so wie über den kirchlichen Zustand jener Länder, wo dem Christenthume so große Hindernisse, nicht von Seite der Eingebornen, sondern der Engländer selbst, entgegen stehen.

Für die Inseln und die Küsten des östlichen Theiles des Golfes von Bengalen ist der englische Kapitän Roß im Jahre 1824 beschäftigt gewesen, so wie auch zu gleicher Zeit die Nordküste von Sumatra genauer aufgenommen wurde. Endlich treten auch die Holländer wieder auf den Schauplatz, und besonders hatte die Insel Java das Glück, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Doktor Blume vollendete eine botanische Reise dahin im Jahre 1824 bis 1827, und kehrte reich mit Schätzen beladen zurück. Seine eben erscheinende Flora von Java ist eines jener Werke, worüber sich jeder Gebildete freut. Zugleich mit ihm kehrte auch Reinwart aus dem ostindischen Archipel zurück.

Im Jahre 1827 machte der Engländer Gray eine Handelsreise von Malakka nach Pahang. Sein Weg führte ihn durch die Flüsse Suruting, Bragh und Pahang, durch eine Gegend, die von den Europäern selten oder nie besucht wurde, was seinem Tagebuche ein sehr bedeutendes Interesse verleiht. Eine andere Nachricht einer wichtigen Reise ist ebenfalls nach Europa gelangt. Ein niederländischer Officier, Namens Müller, unternahm eine Reise nach dem Innern von Borneo, welche, da dieser allgemein als ein kenntnißreicher Mann bekannt war, einen sehr erfreulichen Erfolg erwarten ließ. Er untersuchte den See Danao Malayo, und glaubte, daß die Flüsse Kote und Bassir wohl mit diesem See in Verbindung stehen könnten. Er reiste daher am Kote aufwärts, wurde aber von seinem Führer erschlagen.

Eben so ist auch die Nachricht von Elphinstone, Statthalters von Bombay, welche über Indien herausgegeben worden, des Verfassers ganz würdig.

Einen äußerst interessanten Beitrag zur Kenntniß Hinterindiens liefert die Reise Crawfurds, welche er als Gesandter nach Birma vollbracht hat. Sie fällt in das Jahr 1827 und 1828, und enthält eine sehr lebendige Beschreibung der Sitten und Gebräuche der Völker jenes Landes. Sie ist bekannt genug, daher keines Auszuges bedürftig, und kann als eine Vervollständigung von Symes Reise in dieselben Gegenden betrachtet werden. Als eine solche Ergänzung kann auch Alexanders Reise in das Birmanische Reich angesehen werden.

14. Reisen nach Ceylon.

Es war im Jahre 1500, als die Portugalen, unter Alvarez Cabral, ein Schiff von Ceylon kaperten. Durch dasselbe lernten sie den hohen Werth dieses Eilandes kennen, und es entspann sich später ein gewaltiger Streit der europäischen Seemächte um diese köstliche Besitzung. Besonders waren es die Holländer, welche die Portugalen aus dem köstlichen Besitze zu vertreiben suchten, und auch wirklich vertrieben. Die erste

ausführliche Nachricht über Ceylon verdanken wir dem Robert Knox, welcher am 20. Januar 1657, in Diensten der englisch-ostindischen Kompagnie, aus den Dünen abfuhr. Das Schiff bereitete sich eben zu Massulipatan auf die Rückkehr nach England vor, als sich ein entsetzlicher Sturm erhob, der es vom Anker riß und in das Meer hinaustrieb, wo Knox sich nur dadurch retten konnte, daß er selbst den größten Mast abhauen ließ, wodurch es ihm gelang, sich in die Bai von Kotiar auf die Insel Ceylon zu retten. Er wurde von den Eingebornen auf das liebreichste aufgenommen; man lieferte ihnen für ihr Geld Lebensmittel und alle Bedürfnisse. Indessen hatte Knox vernachläßigt, dem Könige von Ceylon seine Ankunft zu melden, woraus dieser Verdacht schöpfte. Man suchte den Kapitän an das Land zu locken, und verhaftete ihn mit zwanzig seiner Leute. Hierauf wollte man sich auch des Schiffes bemächtigen, allein dasselbe zog die Anker auf, und entging dadurch den Barbaren. Der Kapitän mit sechzehn seiner Leute, worunter auch sein Sohn, blieben in der Gefangenschaft auf Ceylon zurück, und hatten Gelegenheit genug, Beobachtungen zu machen. Sie wurden zuerst durch einen großen Wald geführt, durch welchen die Reise sechs Tage lang dauerte. In der Nähe von Kandi wurde der Kapitän und sein Sohn, nebst zwei seiner Gefährten, von den übrigen getrennt; sie wurden übrigens gut behandelt, nur wollte man sie nicht beisammen lassen. Von 1658 bis 1660, also volle zwei Jahre, blieben sie in dieser Lage, worauf der Kapitän und sein Sohn in eine nördlich von Kandi gelegene Stadt, Namens Bonder Konsowat, geführt wurde. Krankheit vermehrte ihre Leiden, und der Kapitän unterlag endlich dem Fieber; er starb am 9. Februar 1661. Sein Sohn genas nur langsam von dem Fieber; die übrigen Gefährten waren in einer andern Gegend der Insel, und wurden ebenfalls sehr gut behandelt, litten aber außerordentlich durch die Tropenfieber. Um sich Kleider zu verschaffen, mußten die Engländer zur Arbeit greifen, und auch der junge Knox mußte dasselbe thun. Sie fanden sich nach und nach in ihre Lage und bauten sich Häuser; auch

trafen sie noch mehre ihrer Landsleute in Gefangenschaft auf Ceylon, bis sich endlich 1664 der König entschloß, sie loskaufen zu lassen. Indessen dauerte dieses noch ziemlich lange, und die Engländer hatten Zeit genug, sich auf der Insel umzusehen, und in den verschiedenen Gegenden, wohin sie verschleppt wurden, Kenntnisse einzusammeln. Erst im Jahre 1680 erlangte Knox seine Freiheit wieder, und lieferte nach seiner Rückkehr nach England eine Beschreibung der Insel, die bis jetzt noch immer nicht übertroffen ist. Einzelne Nachrichten über Ceylon verdanken wir sowohl den Franzosen, als auch den Holländern; letztere waren jedoch niemals freigebig mit ihren Nachrichten über Indien, so daß Knox bis auf die neuere Zeit so ziemlich die einzige Quelle blieb. Erst im Jahre 1782 wurde Hugh Boyd vom Lord Macartney, Gouverneur von Madras, als Gesandter nach Ceylon an den König von Kandi geschickt, um denselben zu einem Schutz- und Trutzbündnisse mit England zu bewegen. Seine Bemühungen waren durchaus vergebens, und außer einer wohlbewachten Reise nach Kandi, hatten die Sachen keinen Erfolg. Glücklicher war freilich Robert Percival, der 1797 englische Truppen nach Ceylon führte, die, wie man sich denken kann, mehr als der Gesandte ausrichteten. Was sich seitdem begeben hat, ist bekannt. Die Insel ist nun ein Besitzthum Englands; 1802 besuchte sie Lord Valentia, und 1803 abermal Percival. Interessanter jedoch als die Nachrichten des Letztern sind die, welche der schon erwähnte Bischof Heber auf seiner Visitationsreise auf Ceylon einsammelte.

Schon im Jahre 1802 ließ sich England die Insel Ceylon durch die Holländer abtreten; die Eroberung von Kandi gelang den Engländern jedoch erst 1815, seitdem wird dieselbe von einem zu Kolombo residirenden Gouverneur beherrscht. Die Hauptmasse der Einwohner besteht noch immer aus den eingebornen Cingalesen, außerdem finden sich noch Portugalen, Holländer, Malaien, Muhameder und Inder auf der ganzen Insel zerstreut. Die Kandier, mitten in der Insel, sind ein schönerer

Menschenstamm als die Cingalesen. Die Religion ist der Buddhaismus; doch haben die Holländer für die Bekehrung der Cingalesen vieles gewirkt, und Bischof Heber sah sich von eingebornen Gemeinden mit brennenden Palmenzweigen jubelnd empfangen. Auf seiner Reise nach Kolombo erblickte er ringsum die üppigste Vegetation; das Klima fand er bedeutend gesünder, als zu Kalkutta; die Brotfrucht gedeiht nirgends zu so riesenhafter Größe, so wie auch der Brotfruchtbaum ungeheure Blätter treibt und kolossal wird. Die Ananas wächst wild zu einem phantastischen Strauche empor; mit ihr bilden die prächtigsten Liliengewächse, die Amaryllis, die Gloriosa superba mit ihren zarten Blüthen einen lieblichen Kontrast. Die Zimmtpflanzungen gedeihen üppig; die Kokospalme gedeiht nirgends auf Erden so wohl, und dient den ärmern Klassen zum alleinigen Unterhalt. Der Cingalese baut sich aus den Zweigen eine Hütte, genießt die fallenden Früchte und trinkt ihren Saft; er bedarf nicht mehr. Kolombo ist eine aufblühende englische Stadt, wo sich europäische Civilisation einheimisch macht. Von Kolombo nach Kandi fand Heber die Natur eben so schön; die christlichen Cingalesen schmückten die Überfahrten über die Flüsse dem Bischofe zu Ehren mit Blumen und Palmzweigen. Die Engländer wie die Holländer sind vernünftiger Weise überall auf Straßen und Brücken bedacht; so ist auch Kolombo und Kandi durch eine schöne Straße verbunden. Große Heerden wilder Elephanten weideten neben der Straße, und eine große Eidechsenart, fast einem Aligator ähnlich, sah man friedlich unter Büffeln weiden. Ceylon hat giftige Schlangen und 30 Fuß lange Boa; die Flüsse wimmeln von Krokodilen, und in den Sümpfen gibt es fliegende Blutegel im Überflusse. Die neue Straße führt den Adampick vorüber, der 8000 Fuß hoch emporschießt.

Kandi liegt an dem Malavigonga, dem größten Flusse der Insel, der es beinahe umfließt; waldige, bis 2000 Fuß hohe Berge umgeben die Stadt. Bären, Leoparden, Hyänen, Schakale, Tiegerkatzen, Eber, Büffel und eine Unzahl Affen bevölkern die Waldungen, und die Leoparden besuchen nicht selten

zur Nachtzeit die Stadt. Im Innern hat das Christenthum noch wenige Fortschritte gemacht; in vielen Gegenden ist es noch gebräuchlich, die neugebornen Mädchen umzubringen, woran die Vielmännerei schuld ist. Die Engländer scheinen es übrigens ernstlich darauf angelegt zu haben, diese Insel zu kolonisiren, was sie, als der schönste Theil des schönen Indien, gar wohl verdient.

Drittes Buch.

Reisen nach China.

---

1. Die Portugalen in China.

China wurde von den Europäern schon im dreizehnten Jahrhunderte entdeckt; Marco Polo brachte schätzbare Nachrichten aus dem himmlischen Reiche heim; indessen kamen doch die Portugalen erst 1517 durch Ferdinand Perez d'Andrada damit in Berührung. Dieser Entdecker Chinas zur See erweckte so große Hoffnungen auf vortheilhaften Verkehr mit diesem großen Reiche, daß Pater Thomas Perez als Gesandter nach China geschickt wurde, um daselbst einen Handelstraktat zu Stande zu bringen. Es vergingen jedoch drei Jahre, ohne daß man die Vortheile dieser Gesandtschaft geerntet hätte. Im Jahre 1521 erhielt Simon und Ferdinand d'Andrada die Erlaubniß, mit fünf Schiffen nach Kanton zu kommen. Er langte auf der, Kanton gegenüberliegenden Insel Ta-mu an, nicht wenig erstaunend Thomas Perez, der schon vor so langer Zeit als Gesandter abgegangen war, noch hier zu finden. Perez begab sich nun sogleich nach Nankin, und von da nach Pekin, um zur Audienz des Kaisers zugelassen zu werden. Die Reise dauerte durch volle vier Monate, während welcher Zeit Simon d'Andrada auf der Insel Ta-mu zurückblieb. Dieser Übermüthling fing sich hier ganz nach portugalischer Weise zu benehmen an, und vergessend, daß er sich hier unter den Flügeln des

Drachen von China befinde, fing er an, sich mit der rohesten Gewalt zu betragen; er wagte es, ein Fort zu bauen, und mit Gewalt die Eingebornen zu unterjochen. Er brauchte Gewalt gegen die Kaufleute, und verübte abscheuliche Gräuel.

Alles dieses wurde sogleich vor die Ohren des Kaisers gebracht, und die Folge davon war: daß Thomas Perez, anstatt als Gesandter aufgenommen zu werden, sammt seinem Gefolge in Fesseln gelegt, und als Spion zum Tode verurtheilt wurde. Die Exekution wurde indessen aufgeschoben, und die Gefangenen nach Kanton zurückgeführt. Die chinesische Regierung erbot sich, die Gefangenen frei zu geben, sobald man Malakka seinem Fürsten, der ein Vasall Chinas war, zurückgegeben haben würde; im entgegengesetzten Falle sollte das Urtheil Vollziehung erhalten, und die portugalische Nation für immer von China ausgeschlossen und feindlich behandelt werden. Anstatt nun, daß die portugalischen Abenteurer sich zu Entschuldigungen und freundlichen Maßregeln bequemt hätten, erbitterten sie den Gouverneur von Kanton durch neue Ungebührlichkeiten. Allein die Chinesen verstehen keinen Spaß; mehre Portugalen wurden von ihnen gefangen und ihre Schiffe förmlich blokirt; nur die Ankunft von Eduard Coelho mit zwei Kriegsschiffen befreite die Portugalen, und öffnete ihnen einen Weg durch die chinesische Flotte, deren Admiral sogleich zur Rache schritt. Die gefangenen Portugalen wurden sammt Perez zu Kanton hingerichtet; das Vermögen des Letztern wurde, sammt den Geschenken, die er für den Kaiser mitgebracht hatte, konfiszirt. Perez hatte sich in China als Arzt und Kaufmann sehr bereichert; man fand bei ihm 2000 Pfund Rhabarber, 1600 Stück Damast, 400 Stück Seidenzeuge, 100 Unzen Goldes, 2080 Unzen Silber und eine Menge anderer kostbarer Waaren. Die Portugalen selbst wurden für immer aus China verbannt, und nur mit Mühe gelang es ihnen, auf der Südspitze von Makao, in der Mündung des Kantonflusses, ein kleines Stückchen zu einer Handelsniederlassung zu erhalten. Hier wurden sie außerordentlich beschränkt, und an die Thore von Kanton wurde

mit großer chinesischer Schrift in Gold geschrieben: daß die Leute mit langen Bärten und großen Augen weder eingelassen, noch auf sonstige Weise im Hafen oder in der Stadt geduldet werden dürften.

Um dieselbe Zeit wurden von Ferdinand Perez die Lieukieuinseln zwischen Korea, Formosa und Japan entdeckt. Man bemerkte schon damals bei den Einwohnern dieser Inseln die Sitte, ihre Todten zu verbrennen, die Asche in Urnen zu thun und in natürlichen Felsenhöhlen längs der Küste aufzubewahren. Die Erbkönige dieser Inseln sind Vasallen von China.

Die entschlossene Handlung der chinesischen Regierung flößte den Portugalen Achtung gegen das ungeheure Reich ein, dessen Gewalt und Größe sie nicht geträumt hatten. Sie wagten keinen neuen Versuch, Gewalt gegen dasselbe zu üben, sondern begnügten sich, einen immer noch vortheilhaften Verkehr, in der Art, wie es den Chinesen beliebte, zu unterhalten.

Während dem fingen aber die Holländer an, sich in Indien einheimisch zu machen; auf die Trümmer Portugals gründeten sie ihre Macht. Die außerordentlichen Vortheile, welche der Verkehr mit China darbot, leuchteten zu sehr ein, um nicht die Begierde nach denselben zu reizen. Mehre Missionäre, welche durch Westasia nach der Tartarei zum Großkhan gewandert waren, unter andern der Pater Martini, brachten um das Jahr 1655 die Nachricht von der Eroberung Chinas durch die Mandschutartaren mit; zugleich setzte Martini hinzu, daß im Gegensatze mit der vorigen Regierung, die glücklichen Sieger zu Kanton proklamirt hätten, wie sie ihre neuen Eroberungen den Kaufleuten aller Nationen öffneten. Die Regierung von Batavia beschloß sogleich, die Wahrheit dieser frohen Kunde zu erforschen, und sandte ein Schiff nach der Insel Formoso. Eine Fregatte wurde unter Friedrich Schedel nach Kanton gesandt, der jedoch sehr übel aufgenommen, und besonders von den zu Makao anwesenden Portugalen mißhandelt wurde. Endlich nahmen die Gouverneure von Kanton doch seine Briefe an, warfen

sie jedoch bald darauf Schedel ins Gesicht, mit den bittern Anmerkungen: daß er nur gekommen sey, China zu verrathen.

Es ist natürlich, daß es die Portugalen waren, welche den Holländern diesen schlechten Dienst leisteten. Schedel kannte indessen die schwache Seite der Menschen; er nahm einige Flaschen köstlichen Weines, und bewog die Mandarine, denselben zu kosten, und da er ihnen mundete, kostete man so viel, daß man vertraulicher wurde. Die Kraft des guten Weins bewährte sich also sogar an den chinesischen Herzen. Die Mandarine gestanden nun, daß die Portugalen die Verleumder seyen, baten des schlechten Empfanges wegen um Verzeihung, und versicherten, daß er in Zukunft auf ihre Erkenntlichkeit rechnen könne. Am folgenden Morgen wurde Schedel zu dem ältesten Vicekönig, Pig-na-mong, eingeladen. Auf dem Wege dahin mußte er sich den Spott des Pöbels gefallen lassen. Der Vicekönig empfing ihn jedoch auf dem Throne sehr freundlich, nahm die Beglaubigungsschreiben und die Geschenke in Empfang, und wurde sammt seinen Gefährten köstlich bewirthet; die Speisen wurden auf Silber, die Getränke in Gold servirt. Auch der jüngere Vicekönig nahm die Holländer gefällig auf, so wie die übrigen Personen von Auszeichnung. Die Portugalen wandten indeß alles an, um die Holländer zu verkleinern; Schedel war aber so geschickt, sogar die Erlaubniß zu einem Comptoir in Kanton zu erlangen. Indessen wurde auf einen Befehl von Pekin aus diese Erlaubniß wieder zurückgenommen, und den Holländern gerathen, wenn ihnen so viel an dem Verkehr mit Indien gelegen sey, eine Gesandtschaft an den Sohn des Himmels selbst zu senden. Man sieht also, daß der Wein der Holländer über das Gift der Portugalen einen vollständigen Sieg davon trug. Da jedoch von diesem Weine nichts nach Pekin kam, so kamen von daher ganz andere Befehle; und als neue Schiffe von Batavia ankamen, so wurde den Holländern mit aller Höflichkeit, deren ein Chinese nur immer fähig ist (und er ist keines geringen Grades fähig), angedeutet, daß man sie zu Pekin mit portugalischen Augen betrachte, und für Abenteurer,

Betrüger, Seeräuber und dergleichen halte. Auf diese schmeichelhafte Empfehlung hin, beschloß der Gouverneur von Batavia, eine Gesandtschaft nach Pekin zu senden.

2. Goyer, Keyser und Nieuhof, als Gesandte am Hofe zu Pekin.

Die Gesandtschaft der Holländer nach Pekin wurde uns durch Johann Nieuhof, welcher als Haushofmeister dieselbe begleitete, beschrieben, sie erschien als das prächtigste Werk seiner Zeit, mit einer großen Anzahl prachtvoller Kupfer ausgestattet, und bringt die erste ausführliche Beschreibung des himmlischen Reiches. Nieuhof war einer der wenigen Reisenden, die das ausgezeichnete Talent besitzen, nicht nur ihre Zeit zu ergötzen, sondern auch die Nachwelt zu belehren. Nieuhofs Werk ist auch in der That noch immer, sowohl seines Inhalts, als der beigegebenen Abbildungen wegen, welche die Chinesen in ihrem Wesen und Seyn lebend darstellen, höchst merkwürdig.

Maatzuiker, Gouverneur von Batavia, hatte nicht sobald die Einwilligung der Kompagnie in Amsterdam erhalten, als er sogleich Peter de Goyer und Jakob de Keyser zu Gesandten ernannte. Zwei Faktoren, sechs Diener, ein Haushofmeister, zwei Dolmetscher, ein Trompeter und ein Tambour, wozu später noch zwei Faktoren kamen, bildeten das Gefolge. Köstliche Tücher, feine holländische Leinwanden, mehre Sorten Gewürze, Korallen, Fernröhren, Spiegel, Gewehre und dergleichen, bildeten die Geschenke nach China. Die Aufgabe war: zu versuchen, einen Vertrag mit dem Kaiser abzuschließen, und im ganzen Umfange seines Reiches Handelsfreiheit zu erhalten. Zwei Jachten fuhren am 14. Juni 1655 aus dem Hafen von Batavia ab, um die Gesandten nach Kanton zu bringen, von wo sie sich sogleich nach Pekin zu begeben den Befehl hatten. Sie kamen bei Makao, der Niederlassung der Portugalen, vorbei, und langten schon am 18. im Flusse Kanton an, wo sie im Hafen von Hey-da-men die Anker fallen ließen. Sogleich erschien eine bewaffnete Barke, die sie um ihre

Absicht befragte, und wie sie es wagten, nach China zurückzukommen, nachdem ihnen ihr Wiedererscheinen in Kanton verboten sey. Sechs Tage darauf erschienen zwei Mandarine, um ihre Beglaubigungsscheine zu untersuchen. Sie wurden am 29. abgeführt, und zwar in einen Tempel unweit Kanton, wo ihre Beglaubigungsschreiben untersucht wurden. Man that verschiedene Fragen an sie, und bezeugte sein Mißfallen, daß weder an den Tu-tang von Kanton ein Schreiben da sey, noch die Briefe an den Kaiser in einem goldenen Kästchen verwahrt würden. Am folgenden Tage wurde die Gesandtschaft sammt den Geschenken nach Kanton geführt; der chinesische Viceadmiral ließ sie, ohne ein Wort zu sagen, vor dem Thore stehen. Nachdem sie hier zwei Stunden gestanden waren, kam vom Vicekönig die Erlaubniß an, die Stadt zu betreten. Sie wurden in dasselbe Haus geführt, das Schedel bewohnt hatte, und sorgfältig bewacht. Folgenden Tags erschien der königliche Schatzmeister, und hielt ein genaues Verhör mit ihnen; unter vielen andern Fragen kamen auch die vor: warum der Brief an den Kaiser nicht auf schönerem Papier, als der an den Vicekönig von Kanton geschrieben sey? ob denn die holländische Regierung keine Siegel habe, um ihre Briefe zu versiegeln? Zuletzt deutete man ihnen an, daß sie nicht früher weiter reisen dürften, als bis dießfällige Befehle von Kanton angelangt seyen. Hierauf mußten sie wieder an Bord zurückkehren, wo sie durch Kriegsschiffe sorgfältig bewacht wurden. Nach drei Wochen war ihnen wieder erlaubt, ans Land zu gehen; sie wurden jedoch als Gefangene behandelt, und ihnen nicht erlaubt, sich in der Stadt zu ergehen.

Zwei Tage darauf eröffnete man ihnen, daß sie nur dann die Erlaubniß nach Pekin zu gehen erhalten würden, wenn sie 300 Taels in Silber an den kaiserlichen Rath daselbst bezahlten. Die Gesandten erklärten, daß sie nicht gekommen seyen, um zu bestechen, und im Falle man darauf bestünde, abreisen würden. Nach vielem Hin- und Herreden begnügte man sich endlich mit 136 Taels; hierauf wurde ihnen am 19. September ein prächtiges Fest gegeben; zehn schöne Zelte waren zu ihrer Wohnung

aufgeschlagen, worunter das mittlere dem Vicekönige bestimmt war; zur Linken war das des Gesandten, wohin derselbe mit vielen Komplimenten durch zwei der vornehmsten Mandarine geführt wurde. Die Speisen waren köstlich, und der Vicekönig trank im Thee die Gesundheit des Gesandten. Dieser schlug dann vor, die Gesundheit des Vicekönigs im spanischen Weine zu trinken, was eine treffliche Wirkung auf die wortkargen Chinesen machte. Nieuhof rühmt bei dieser Gelegenheit die Wohlgezogenheit der vicekoniglichen Kinder.

Nach fünf Monaten seit ihrer Ankunft erschienen endlich die Depeschen der Regierung von Pekin. Durch eine derselben wurde den Holländern die Erlaubniß ertheilt, mit einem Gefolge und vier Dollmetschern nach Pekin zu kommen; eine zweite ertheilte ihnen die Erlaubniß, welche sie wünschten, um in China Handel zu treiben, mit dem Bedeuten, daß man ihre Danksagung für diese Gnade zu Pekin erwarte. Die Gesandten wurden nun von dem Vicekönige von Kanton mit der größten Höflichkeit behandelt; man gab ihnen eine Menge Feste; die Glorie der kaiserlichen Gnade, welche sie umgab, hatte alles um sie her verwandelt. Der vicekönigliche Pallast war mit Gemälden und köstlichen Seidenstoffen ausgeschmückt, und man behandelte sie mit dem größten Zutrauen. Es wurden ihnen nun Pässe nach Pekin ausgefertigt, und fünfzig Barken, auf kaiserliche Kosten ausgerüstet, waren bereit, um sie nach Pekin zu führen. Boten wurden ausgeschickt, um überall alles zu ihrem Empfange vorzubereiten, und so traten sie die Reise auf eine sehr bequeme Art an.

3. Reise der Gesandten von Kanton nach Pekin.

Am 17. März 1656 verließ die Gesandtschaft Kanton und segelte den schönen Fluß Tay hinauf. Alle Städte, deren bis Pekin eine große Menge sind, begrüßten die Gesandten mit Kanonenschüssen. Die erste Nacht brachte man in Sa-hu zu, eine Fabrikstadt sechs Meilen oberhalb Kanton. Die Sekretäre des Vicekönigs von Kanton begleiteten die Gesandtschaft drei

Tagreisen weit. Die Gondeln ruderten zwischen pittoresken Gebirgen aufwärts. Welch eine große Rolle in China der Stock spielt, hatten die Gesandten zu bemerken vielfältige Gelegenheit. Die Ruderer wurden bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte angetrieben; wenn jedoch einer bewußtlos hinsank, so war sogleich ein Soldat hinter ihm, der ihn so lange prügelte, bis er das Ruder wieder ergriff oder starb. Am 21. gegen Mitternacht langten sie vor San-iwin an; die Magistrate warteten bereits auf sie. Aus den benachbarten Gebirgen stürzen eine Menge reißender Waldbäche herab, und machen den Fluß hier sehr reißend; diese Berge sollen die höchsten in China seyn, und ihre Gipfel hüllen sich beständig in Wolken, wodurch die Schluchten düster werden. Von einem dieser Berge schaut ein Tempel in den Fluß hinab, zu dem man auf Treppen hinansteigt. Man brauchte drei Tage, um durch diese Gebirge zu kommen, an deren Ausgange sich das Städtchen Inta befand. Am 4. April befanden sie sich vor Nam-hung, an der Grenze der Provinz Kanton. Der Fluß trennt die Stadt in zwei Hälften; sie ist groß, stark bevölkert, voll Tempel und prächtiger Gebäude, mit einer prachtvollen, pittoresken Umgebung. Auch wird hier das schönste Porzellan in China gearbeitet. Wie überall, so auch hier, wurden die Holländer von den Magistraten der Stadt auf eine höchst ausgezeichnete Weise empfangen und prachtvoll bewirthet. Sie saßen mit den Magistraten an demselben Tische, und die Gerichte wurden paarweise aufgetragen, was gegen die gewöhnliche Sitte in diesem Reiche ist. Sechzehn Paar Gerichte wurden nach und nach vorgesetzt, und Tafelmusik nebst allen nur möglichen Bequemlichkeiten begleiteten das Mahl. Von hier bis Nan-gan-fu mußten sich die Gesandten zu einer Landreise bequemen; sie kamen durch einen furchtbaren Bergpaß, welchen der Gouverneur der Provinz Kyang-si auf seine eigenen Kosten gangbar gemacht hatte; das dankbare Volk baute ihm dafür einen Tempel.

Von Nan-gan-fu bis Kiang-nan oder Nan-king wurde der Weg wieder zu Wasser gemacht, und die europäischen Chinesen freuten sich nicht wenig über die Pünktlichkeit, womit

die asischen die Barken lieferten, und in allem die größte Genauigkeit an den Tag legten. Ein Beamter hatte etwas versehen, was ihm einen strengen Verweis zuzog; derselbe kränkte ihn so sehr, daß er sich sogleich erdolcht hätte, wofern nicht glücklicher Weise der Diener eines Mandarins ihm in die Arme gefallen wäre.

Der ganze Weg bis Nan-king führte durch ein sehr schönes fruchtbares, und auf das sorgfältigste benutztes Land. Die Holländer fühlten sich wie in ihrem Vaterlande; reinliche Dörfer, prächtige Städte, wohlangebaute Fluren, von Kanälen durchschnitten, bedeckten das Land; leider war auch die Zahl der Götzentempel und Bonzenzwinger außerordentlich groß. Am 29. April gelangten sie in die Provinz Nan-king, oder eigentlich Kiang-nan. Die natürliche und industrielle Schönheit des Landes nahm vielmehr zu, als ab; eine Stromenge, das Thor des Himmels genannt, öffnete ihnen den Weg nach Nan-king, wo sie am 4. Mai anlangten. Der erste Gouverneur der Stadt empfing die Gesandten im Prunksaale, und ließ sie neben sich niedersitzen; der zweite Gouverneur war nicht minder höflich, aber beide wiesen alle Geschenke zurück; der dritte Gouverneur, welcher im alten Kaiserpallaste wohnte, und ein schöner junger Tartar war, sprach nur wenig chinesisch, empfing sie in seinem Schlafkabinett inmitten seiner Familie; seine Söhne dienten als Dollmetscher, und seine schöne Frau mischte sich ins Gespräch. Es war ein großer Zirkel tartarischer Damen gegenwärtig, und man servirte Thee mit Milch und Salz.

Die Stadt Nan-king ist ohne Widerspruch die schönste in China, die Lage ist prächtig, und der Boden von wundersamer Fruchtbarkeit. Der Fluß theilt die Stadt der ganzen Länge nach, die außerdem noch mit einer Menge von mit Brücken überspannter Kanäle durchschnitten ist, deren manche sogar mit größeren Barken befahren werden können. Der kaiserliche Hof wurde erst 1368 unter Hong-wa nach Pekin übersiedelt, um vor den Tartaren sicherer zu seyn. Heut zu Tage ist Nan-king die Hauptstadt von Südchina und Residenz des Statthalters. Man

begibt sich auf einem breiten und tiefen Kanal nach der Stadt, und gelangt über eine Schiffbrücke innerhalb der Mauern. Die Stadt ist rund, gut verwahrt und schön gebaut; die Mauern halten sechs holländische Meilen, ohne die Vorstädte einzuschließen; sie sind 30 Fuß hoch, mit Thürmen und Parapets flankirt; man zählt 13 Thore, die sehr fest gebaut sind; das Gedränge durch dieselben ist beständig außerordentlich; die Hauptstraßen der Stadt haben 28 Schritt Breite, und sind gut gepflastert. Die Häuser der Armen sind klein, und bieten nur wenig Bequemlichkeit, aber viele Reinlichkeit; sie bestehen indessen nur aus einem einzigen Gemache, und gehören meist Kleinkrämern; die Häuser der wohlhabenden Kaufleute dagegen sind so elegant als bequem. Vor jedem Gewölbe befindet sich eine Tafel, wo der Name des Kaufmanns und seiner Waaren mit großen goldenen Buchstaben verzeichnet ist; zugleich erhebt sich eine hohe Standarte, die das Haus überragt, von welchem die Schilde und Fahnen herabhängen.

Außer den 40,000 Tartaren, welche als Besatzung in der Stadt liegen, hat sie über eine Million Einwohner; dennoch herrscht eine bewundernswerthe Polizei; die Lebensmittel sind wohlfeil und im Überflusse vorhanden, und während der Nacht herrscht eine Ruhe und Stille, welche genugsam zeigt, wie wenig der Chinese zu Ausschweifungen geneigt ist. Die Stadt wurde von den Tartaren mit außerordentlicher Schonung behandelt, und hatte bei der Eroberung nichts gelitten. Sie besitzt die prachtvollsten Gebäude; den alten Kaiserpallast, welches der einzige Theil der Stadt ist, der gelitten hat, vergleichen die Holländer an Umfang mit der Stadt Harlem; vier große Höfe folgen sich auf einander, von denen der erste vierthalbtausend Schritte lang ist. Alle drei Monate gehen von Nan-king fünf mit kostbaren Waaren befrachtete Schiffe als Geschenke für den kaiserlichen Hof nach Pekin; die Holländer versichern, nie etwas Prächtigeres als diese Schiffe gesehen zu haben, die Malereien und Vergoldungen blendeten das Auge. Eines Tags besuchten die Holländer denjenigen Theil der Stadt, wo die pracht-

vollsten Gebäude liegen; hier fanden sie eines, welches alle anderen sowohl durch Schönheit, als Kostbarkeit und Kunst übertraf; sie sahen darin über 6000 Pagoden aus Gyps, von 6 bis 1 Fuß Höhe, in den Mauernischen in schönster Ordnung aufgestellt. Die Priester nahmen die Holländer mit der größten Humanität auf, und öffneten ihnen die Thore aller ihrer Tempel. In der Mitte des großen Hofes erhebt sich das wunderbarste Gebäude der Erde, der berühmte Thurm oder vielmehr das Kloster aus Porzellan; es enthält neun Stockwerke, durch welche man mittelst 884 Stufen auf den Gipfel gelangt; jedes Stockwerk ist mit einer Gallerie voll Gemälde und Pagoden geschmückt; die Öffnungen sind auf eine treffliche Beleuchtung berechnet, die ganze Außenseite aber mit herrlichem, rothem, grünem und gelbem Lack bedeckt. Das Baumaterial dieses kostbaren Gebäudes ist mit solcher Geschicklichkeit gefügt, daß es aus einem einzigen Stück bestehend erscheint. Von den acht Ecken eines jeden Stockwerks reicht ein Drachenhaupt weit in die Lüfte hinaus, von welchem Glocken herabhängen, die, durch die Luft bewegt, eine wunderbar schöne Musik hervorbringen. Die Spitze des Klosters besteht aus einem kolossalen Pinienapfel von massivem Golde. Von dem Gipfel dieses Klosters überblickt man die ganze Stadt und das umliegende Land. Dieser Thurm wurde von den Chinesen auf Befehl der Tartaren erbaut, welche 700 Jahre früher China ebenfalls erobert hatten; ein Pinienwald umgibt diesen Wunderbau, und dieser Hain diente den gartenliebenden Chinesen vormals zur Begräbnißstätte ihrer Kaiser. Die Tartaren hatten indessen alle Mausoleen vernichtet. Die Bewohner von Nan-king sind, nach dem Urtheile der Holländer, das civilisirteste, gebildetste, redlichste, scharfsinnigste, und, was in China viel sagen will, das höflichste Volk im ganzen Lande.

4. Die Holländer in Pekin.

Nach einer langen Reise, welche ihnen durch die Höflichkeit der Chinesen möglichst erleichtert wurde, langten die Holländer endlich am 17. Juli in Pekin an. Das Land, welches sie

von Nanking her durchzogen, entsprach sowohl in Bezug auf Bildung, wie auf Wohlhabenheit und Anbau, ganz dem was sie bis dahin gesehen hatten. Nachdem sie einige Erfrischungen in einem Tempel zu sich genommen hatten, hielten sie ihren Einzug in die Stadt durch zwei prachtvolle Pforten, und stiegen vor einem Tempel ab, wo ihre Führer sie einluden, bis zur Ankunft des Gepäckes auszuruhen. Kaum waren sie eingetreten, so wurde ihnen gemeldet, daß der kaiserliche Haushofmeister Kappad, nebst den Agenten des Vicekönigs von Kanton und mehren Hofherren gekommen seyen, um sie zu beglückwünschen. Der Kappad trug einen Falken auf seiner Faust, zählte alle Wagen ab, und forschte genau, ob alles in guter Ordnung sey. Es wurden Erfrischungen gereicht, worauf dann die Gesandtschaft mit großer Pracht nach der Wohnung geleitet wurde, die der Kaiser ihr hatte zurichten lassen.

Am folgenden Tage erschienen einige Hofherren, von Mandarinsekretären begleitet, um sich im Auftrage Sr. Majestät nach dem Befinden der Gesandten zu erkundigen; zugleich erkundigte man sich auch nach dem Personal der Gesandtschaft, der Beschaffenheit der Geschenke, dem Lande woher sie kämen, so wie nach den Sitten und Gebräuchen ihres Landes, ihrer Regierung u. s. w. Endlich verlangten sie auch eine Karte von Holland, welche sie sich zur Einsicht des Monarchen ausbaten. Nichts war ihnen schwerer begreiflich zu machen, als die republikanische Regierungsform der Westchinesen; es ergab sich sogar eine Schwierigkeit daraus, indem die chinesischen Höflinge lange und breit demonstrirten, daß Se. himmlische Majestät keine Gesandten an den Stufen ihres erhabenen Thrones empfangen könnten, welche nicht Verwandte des Fürsten wären, der sie gesandt habe. Die Hofherren erkundigten sich nun mit der skrupulösesten Genauigkeit nach allen, auch den kleinsten Umständen, welche Holland betrafen, und da sie wohl merkten, wie unbequem sie durch ihre Fragen den Gesandten wurden, so entschuldigten sie sich mit dem gemessensten Befehle Sr. himmlischen Majestät.

Am nächsten Tage wurden sie in den hohen Rath des Reichs

geführt, wohin sie die Geschenke mitnehmen mußten; der Präsident saß mit gekreuzten Füßen auf einer großen Bank im Hintergrunde, zu seiner Rechten zwei tartarische Große in derselben Stellung, zur Linken saß Pater Adam Skaliger, ein aus Kölln gebürtiger Jesuit, der seit 30 Jahren am Hofe zu Pekin im großen Ansehen stand. Es war ein schöner Greis, ganz in einen Tartaren verwandelt. Die Räthe saßen ohne Unterschied des Ranges durch einander, alle mit nackten Füßen und nur leicht bekleidet. Man ließ die Gesandten sogleich niedersitzen, und Pater Skaliger bewillkommte sie in deutscher Sprache. Man brachte nun auch die Kisten in den Rath, worin die Geschenke enthalten waren; der Kanzler untersuchte sie selbst, und Skaliger diente als Dollmetsch. Dieser mußte das Protokoll führen, und hatte die Bosheit, in demselben die Holländer als Rebellen gegen die Spanier darzustellen, was ihm jedoch vom Kanzler verwiesen wurde, indem er ihm befahl, solches auszustreichen.

Der Kanzler wurde indessen hungerig, und ließ sich ohne weiters ein Stück von einem Ferkel in den Rath bringen, das er mit Begierde verzehrte, und dadurch Nieuhof durch chinesische Politik und tartarische Rohheit nicht wenig in Verwunderung setzte. Bald darauf befahl der Kanzler aufzutragen, und nun wurden die Gesandten bewirthet, woran der ganze kaiserliche Rath Theil nahm; man nöthigte sogar die Holländer, die Überreste mit nach Hause zu nehmen, was sie sich jedoch in höflichen Ausdrücken verbaten. Von Skaliger erfuhren sie nun, daß vier Monate vor ihnen eine moskovitische Gesandtschaft mit einem Gefolge von 100 Personen da gewesen sey, um die Erlaubniß, jährlich einmal die Märkte von China zu besuchen, zu erlangen, wozu sich jedoch der Kaiser nicht geneigt gezeigt habe. Mit großer Pracht begleitete man nun die Gesandten in ihre Wohnung zurück, von Pater Skaliger geleitet; dieser, als hoher Mandarin, wurde von vier Männern in einem Palankin getragen, und mehre hohe Officiere begleiteten ihn zu Pferde. Am folgenden Tage wurde ihnen angezeigt, daß die Geschenke Sr. Majestät sehr wohl ge-

fielen, dieselbe aber noch 50 Stück weiße Leinwand wünschten; indessen konnten die Gesandten nur 36 hergeben. Endlich erschien folgende Ordre Sr. Majestät an den hohen Rath:

»Große, würdige Li-pus! Es sind aus Holland Gesandte zu uns gekommen, um den Herrscher zu beglückwünschen, und ihm ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen, was bis jetzt noch nicht geschehen war. Da dieses nun das erste Mal ist, so halte ich es für genehm, ihnen die Erlaubniß zu ertheilen, vor mir zu erscheinen, und mir ihre Ehrerbietung zu bezeugen, wenn ich mich in meinem neuen Pallaste auf meinem Throne befinden werde, um ihnen eine günstige Antwort zu ertheilen, und sie vergnügt zurückzusenden. Da überdieß die Hoffnung, das Glück zu haben mich zu sehen, sie vergessen lassen wird alle Mühseligkeiten, die sie zu Land und Wasser erduldet haben; da sie sich ferner stark genug fühlen, den Glanz der himmlischen Sonne zu ertragen, ohne die Augen zu schließen, wie könnten wir der Gnade ermangeln, ihr Gesuch zu genehmigen?«

Dieser Befehl wurde noch einmal wiederholt, nachdem die Kreditbriefe der Gesandten in einer Übersetzung von Skaliger dem Kaiser vorgelegt worden waren. Man fragte nun die Gesandten, ob sie wohl jährlich eine Gesandtschaft nach Pekin schicken könnten, oder alle zwei Jahre, was sie verneinten, und um die Erlaubniß baten, jährlich vier Schiffe nach Kanton schicken zu dürfen, dafür wollten sie alle fünf Jahre eine Gesandtschaft nach Pekin schicken, um Se. himmlische Majestät zu begrüßen. Indessen waren an Skaliger und die andern Jesuiten zu Kanton Briefe aus Makao angelangt, wodurch die Unterhandlungen sich zum Nachtheile der Holländer wandten. Der gütige Kaiser war jedoch gegen die Holländer sehr gut gesinnt, und ertheilte ihnen mehr als sie erwartet hatten; dagegen verstanden sich die Holländer zu der Ceremonie, welche die russischen Gesandten verschmäht hatten, nämlich vor dem kaiserlichen Throne im alten Pallaste, drei Tage vor der Audienz beim Kaiser, ihre Verehrung zu bezeigen. Diese Ehrerbietung wurde durch dreimaliges Niederwerfen zur Erde vollbracht, und an ihr sind

eine Menge Gesandtschaften der europäischen Mächte lächerlicher Weise gescheitert. Endlich erlangten die Holländer Audienz.

Am 1. Oktober um zwei Uhr Nachmittag kamen die Mandarins von Kanton, nebst einem großen Gefolge und prächtig gekleidet, nach der Wohnung der Gesandten, um sie mit sechs Personen ihres Gefolges, worunter auch Nieuhof, nach dem kaiserlichen Pallaste zu führen; hier ließ man sie im ersten Hofe niedersitzen; bald darauf erschien auch eine, aus fünf Personen bestehende Gesandtschaft des Großmoguls, welche sich den Holländern gegenüber setzte. Hier mußten sie nun unter freiem Himmel, und auf dem nackten Gesteine, die Nacht zubringen, um seine himmlische Majestät, welche am folgenden Morgen auf dem Throne erscheinen durfte, zu erwarten. An der Pforte desselben Hofes sah man drei schwarze Elephanten, welche vergoldete Thürme auf dem Rücken trugen und als Schildwachen dienten; der Zusammenlauf des Volks war unglaublich, und sowohl die Menge der Garden, als ihre prachtvolle Kleidung bewundernswerth. Mit Anbruch des Tages nahten sich die Großen des Landes, um die Gesandten, wiewohl mit aller Höflichkeit, zu beobachten. Eine Stunde darauf wurde ihnen ein Zeichen gegeben, sich schnell zu erheben; zwei tartarische Kammerherren erschienen, um sie durch eine andere Pforte in einen zweiten Hof zu führen, der mit Höflingen und tartarischen Soldaten spalirt war; von hier wurden sie in einen dritten Hof, der den Thronsaal einschloß, geführt. Der Umfang dieses Hofes betrug etwa 400 Schritte, und war mit einer großen Anzahl Garden, in reiche Karmesinkleider gekleidet, umgeben. Zu beiden Seiten des Thrones standen 224 Soldaten, wovon jeder eine verschiedene Fahne trug, deren Farbe mit ihrem Anzuge übereinstimmte; schwarze Hüte mit gelben Federn bedeckten ihr Haupt. Unmittelbar am Throne standen 22 Officiere, welche gelbe Sonnenschirme, deren Form die Sonne selbst vorstellten, trugen; zehn andere mit goldenen Reifen, von derselben Form, standen hinter ihnen; sechs andere trugen Scheiben von der Form des Vollmondes. Man sah hinter ihnen sechzehn Garden, mit Gold und Seide be-

deckt; dann erschienen sechs und dreißig andere, deren jeder eine Standarte, mit dem Bilde des Drachen oder eines andern Ungeheuers, trug; hinter allen diesen fand sich eine unermeßliche Menge von Höflingen, welche alle gleichförmig in kostbare und glänzende Seidengewänder gekleidet waren. An den Stufen des Thrones standen zu beiden Seiten sechs weiße Pferde, mit kostbaren Schabracken bekleidet, deren Geschirre mit Perlen und Edelsteinen bedeckt waren.

Während die Gesandten die Pracht und den Glanz des Hofes bewunderten, hörte man ein Glockenspiel; auf ein gegebenes Zeichen erschien der Tu-tang von Kanton inmitten von 30 der vornehmsten Höflinge, und auf ein abermal gegebenes Zeichen des Heroldes warfen sie sich vor dem Throne zur Erde, und berührten neunmal mit der Stirne den Boden; eine köstliche Musik füllte die Zwischenräume aus. Hierauf folgten sämmtliche Hofherren dem Beispiele; nachdem der ganze Hof auf solche Art seine Ehrerbietung vor dem Throne bewiesen hatte, nahte sich der Kanzler den Holländern, und fragte sie, welcher Rang ihnen zukäme, worauf sie erklärten, daß sie den Vicekönig vorstellten; alsdann sagte der Tu-tang, daß ihnen nach der Rangordnung, die auf dem Pflaster bezeichnet sey, die zehnte Stelle, dem Throne gegenüber, zukomme; die Steine sind nämlich mit Kupferplatten belegt, auf denen der Rang der Personen bemerkt ist, welche daselbst entweder knieend, oder aufrecht stehend, zu verweilen haben. Hierauf rief ein Herold mit lauter Stimme: »Erscheint vor dem Throne; geht auf euern Platz; berührt dreimal mit dem Haupte die Erde; erhebt euch; geht auf euern Platz zurück.«

Man führte sie nun mit den Gesandten des Großmoguls auf eine Bühne, welche zur Unterlage des kaiserlichen Thrones diente; er war etwa 20 Fuß hoch, und mit mehren Gallerien von Alabaster eingefaßt; hier mußten sie sich auf die Knie niederlassen, und mit dem Haupte die Erde berühren. Es wurde nun Milchthee servirt, worauf sich das Glockenspiel hören ließ, und die ganze Versammlung auf die Knie fiel, der Kaiser aber den Thron bestieg. Da die Gesandten zur Erde sehen mußten, so konnten

sie den Kaiser kaum schauen, und ihr Gefolge hinter ihnen sah noch weniger. Dieser mächtige Monarch saß etwa dreißig Schritte von den Gesandten entfernt. Das Gold, die kostbaren Steine, womit der Thron bedeckt war, warf einen so außerordentlichen Glanz, daß er die Augen blendete. Zu beiden Seiten des Thrones saßen die Prinzen vom Geblüt, die Vicekönige und die Großofficiere der Krone; man servirte ihnen Thee. Alle Großen waren in blaue Seide gekleidet, worauf Figuren von Schlangen und Drachen prangten. Ihre Mützen bestanden aus Goldbrokad mit Diamanten und kostbaren Steinen, deren Zahl und Anordnung ihren Rang bezeichnete, besetzt; zu jeder Seite des Thrones standen zwanzig mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Garden.

Der Kaiser verweilte ungefähr eine Viertelstunde in dieser Stellung; zuletzt erhob er sich mit seinem ganzen Hofe, und Keyser bemerkte, daß er im Weggehen einen Blick auf die Gesandten warf. So viel die Holländer beobachten konnten, war der Fürst jung, weißen Angesichts, mittleren, aber wohlproportionirten Wuchses und in Goldbrokad gekleidet. Die Gesandten wunderten sich, daß er auch nicht ein Wort auf sie sprach; dieß ist jedoch Sitte bei allen asischen Höfen. Nun verließ alles den Pallast, und so gut die Holländer auch eskortirt waren, so hatten sie doch Mühe, sich durch die Menschenmasse hindurch zu winden.

Der Kaiser wünschte nun einen vollständigen holländischen Anzug zu sehen, womit ihm sogleich willfahrt wurde; er bewunderte ihn als höchst kostbar; besonders fiel ihm der Kastorhut auf, und er meinte: wenn sich schon die Unterthanen so kostbar kleideten, was müssen denn erst die Fürsten thun. Es wurden nun mehre Feste gegeben, wobei kaiserliche Pracht herrschte; ein sonderbarer Gebrauch fiel jedoch den Holländern auf, der übrigens in ganz Asia, und sogar am russischen Hofe, üblich ist: die Reste des Gastmahls wurden nämlich allezeit von den Gästen eingepackt und nach Hause geschleppt. Am Ende aller dieser Feste wurde endlich Anstalt zur Rückreise gemacht. Se. himmlische Majestät gaben ein sehr gefälliges Schreiben an den General-Gouverneur von Batavia mit, worin den Holländern die Er-

laubniß ertheilt wurde, alle zwanzig Jahre ihre Aufwartung zu machen, wogegen ihnen gestattet werden sollte, unter bestimmten Einschränkungen zu Kanton Handel zu treiben. Kaum hatten sie das kaiserliche Schreiben erhalten, als man sie auch drängte, die Stadt zu verlassen, da es nicht Sitte sey, daß die Gesandten, nach Empfang desselben, noch länger als zwei Stunden in der Stadt blieben. Sie wurden auf ihrer Rückreise mit eben der Höflichkeit wie auf der Hinreise behandelt, gelangten am 31. Oktober von Pekin nach Lin-tsing, und hatten unterwegs viel von der Kälte und den rauhen Winden auszustehen. Auch die chinesischen Officiere erlaubten sich nun zu Kanton Erpressungen hinter dem Rücken ihres Kaisers, und die Holländer waren froh, als sie am 31. März, nach einem Zeitraume von zwanzig Monaten und sechs Tagen, wieder in Batavia eintrafen. Die Gesandtschaft war äußerst kostspielig; die Geschenke an die Chinesen betrugen 5525 Pf. Sterling, und die Reisekosten 4327 Pfund. Der größte Gewinn dieser Gesandtschaftsreise ist Nieuhofs vortreffliches Werk, das uns mit dem Innern des himmlischen Reiches zum ersten Male, und auf eine genügende Weise bekannt macht.

6. Reisen nach China v. Montanus, van Hooren, Navarette u. s. w.

Die Holländer hatten von dieser ersten Reise nur sehr wenig Früchte aufzuweisen; man hatte indessen doch China gesehen, und war mit der Art und Weise dieses Volkes bekannt geworden. Nieuhof gab daher dem holländischen Gouverneur den Rath, in dem Kriege, in welchen China gegen den Seeräuber Koxinga verwickelt wurde, dem erstern, gegen Handelsfreiheit, die Schiffe der Kompagnie anzubieten. Der Gouverneur ergriff diesen Rath mit Freuden, und nachdem 1661 Koringa sich der Insel Tay-wan bemächtigt hatte, so fing man an, den gefaßten Entschluß in Ausübung zu bringen. Zwei Gesandtschaftsreisen, die eine an Fo-kien, den Vicekönig, im Jahre 1662, die andere an den Kaiser selbst, im Jahre 1664, folgten nun. Arnold

Montanus bearbeitete die Tagebücher dieser zwei Reisen, und ließ die Geschichte derselben im Jahre 1670 zu Amsterdam in holländischer Sprache erscheinen; sechs und dreißig schöne Kupfer dienten derselben zur Zierde und Erklärung. Da der Weg, welchen die Gesandtschaft nach Pekin nahm, von dem, welchen Nieuhof befolgte, gänzlich verschieden war, so wurde auch diese Reise eine wahre Entdeckungsreise, welche sehr reiche Materialien für die Geographie Chinas liefert. Auch waren die Holländer in dieser Zeit unstreitig das gebildetste Volk Europas, und haben daher sehr unterrichtete Gesandte gewählt, die auf die Wissenschaft selbst eine höchst dankenswerthe Rücksicht nahmen. An der Spitze der Gesandtschaft stand van Hooren; sie kam am 15. September 1665 nach Kanton, und suchte um die Erlaubniß an, nach Pekin zu reisen. Im Anfange machte man ihnen viele Schwierigkeiten, vorzüglich waren es aber portugalische Missionäre, welche so viel als möglich die Absichten der Holländer zu hintertreiben suchten. Einer der Missionäre hatte das Glück, eine Unterredung mit dem Kaiser von China zu erlangen, und schwärzte die Holländer so arg als möglich an; er sagte dem Kaiser, daß die Holländer nur ein kleines Ländchen besäßen, gegen ihren König sich empört hätten, und Seeräuber geworden wären. Es war derselbe Pater Adam Skaliger, der ihnen diesen Dienst leistete.

Im Jahre 1658 trat Ferdinand Navarette, ein geborner Kastilianer, aus dem Predigerorden, seine Reise nach den Ostländern an. Sein Superior sandte ihn nach den Philippinen im Jahre 1646; da er jedoch hier nur einen schlechten Fortgang seiner Mission sah, so wandte er sich nach China, wo er während mehrer Jahre als Missionär verweilte. Er erlernte die Landessprache, las die chinesischen Geschichtschreiber, und studierte die Sitten und Gebräuche des Landes. Nachdem er zwanzig Jahre lang auf seinen Reisen in Asia, Afrika und Amerika zugebracht hatte, kehrte er 1673 nach Europa zurück, und begab sich, in Folge der Zwistigkeiten, die sich zwischen den Missionären erhoben hatten, nach Rom, wo er mit vieler Rücksicht, seinen Ver-

diensten gemäß, behandelt wurde. Er wurde späterhin in seinem Vaterlande zum Erzbischofe von Hispaniola erhoben.

Er brachte nach seiner Rückkehr seine Muße damit zu, sein klassisches Werk über China zu schreiben; es trägt überall den Stempel der Wahrheit an sich; er würdigt auf eine billige Weise die Nation, welche er beschreibt, schildert mit grellen Farben das Betragen der Portugalen, und die Anmaßungen der Missionäre, welche den Fortgang des Christenthums so sehr verhindern, und überhaupt spricht sich in dem ganzen Werke des Navarette ein eben so frommer als heller und nüchterner Geist aus. Das Christenthum ist ihm, als wahre Humanität, über alles theuer.

Sein Werk über China erschien zu Madrid 1676; es ist in sieben Bücher getheilt, wovon das erste die Geschichte Chinas, seine Regierung, die innere Organisation, Hofhaltung und vornehmsten Produkte des Landes schildert, und mit einem Worte, die Geographie des Landes gibt. Das zweite Buch verbreitet sich über die Kasten, die Sitten, Gebräuche, Heirathen, Leichen, religiöse Sekten, Tempel, Gottesdienst u. s. w. Das dritte Buch handelt von Confucius, seinen Lehren, Leben und Schriften; das vierte Buch enthält die Philosophie der Chinesen, ihre Moral, die sich bis auf das Kleinste des häuslichen Lebens erstreckt; das fünfte Buch enthält die Theologie der Chinesen, ihre Dialektik, Mystik, Atheistik u. s. w.; das sechste Buch enthält die Reisen des Verfassers, welche wirklich äußerst interessant sind, da sie drei Erdtheile umfassen; das siebente Buch ist von keinem Interesse für uns. Außer Navarettes Werk besitzen wir noch mehre Missionsreisen nach China, und verdanken dieser glänzenden Epoche der Missionen in Indien überhaupt das meiste und beste, was wir von China wissen.

Einen nicht geringen Ruhm hat sich unter andern der Pater Ferdinand Verbiest erworben; er schrieb an den Ordensgeneral der Jesuiten, man müsse nothwendig mehre Brüder nach China senden, da die meisten, welche dahin gekommen seyen, vom Klima, den Krankheiten und andern Unglücksfällen dahin

gerafft worden wären. Von 600 aus Europa dahin gereisten Missionären hätte er kaum hundert in China angetroffen. Diese Winke wurden nicht vergebens gegeben, und es gingen eine Menge Missionäre dahin ab, welche in China zu großem Ansehen gelangten; unter andern wurde Verbiest geadelt, seine Voraltern, selbst sein Vater, seine Mutter schon im Grabe, mit den höchsten Ehren und Titeln überhäuft, und er dadurch zu den höchsten Würden des Reichs fähig gemacht.

Eine der merkwürdigsten Reisen nach dem Osten Asias ist wohl diejenige, wodurch Ludwig XIV. von Frankreich sich mit Siam in Verbindung setzte. Seine Hauptabsicht war, die katholische Religion zu verbreiten. An der Spitze der Gesandtschaft stand der Chevalier Chaumond, den Ritter Forbin als Gesandtschaftskavalier begleitete. Dieß geschah im Jahre 1685; die Reise ging sehr glücklich von statten. In Siam ließ man sie jedoch ein ganzes Jahr warten, bis sich eine Gelegenheit, die Unterhandlungen anzuknüpfen, zeigte. Im Gefolge der Gesandtschaft befanden sich auch sechs Jesuiten, nämlich die Pater Tachard, Le Comte, Fontenen, Gerbillon, Visdelou und Bouvet. Der König von Siam ließ die Gesandtschaft durch seinen vornehmsten Mandarin folgender Weise bewillkommen: »Es ist der sonnenklaren Weisheit meines Gebieters nicht unbekannt, daß du, vortrefflicher Bote, wegen deiner Weisheit schon vor tausend Jahren zum Gesandten in dieses Reich des Lichts gebraucht worden bist, um Friede und Freundschaft mit dem damaligen Herrscher zu schließen.« Es wurde also ein Freundschaftsvertrag mit dem König von Siam geschlossen; dieser bekam eine außerordentliche Hochachtung vor den Europäern, als diese[illegible] eine Mondfinsterniß so genau voraussagten. Jesuiten waren sehr feine Menschenkenner, und wußten überall dasjenige anzuwenden, was zur Erreichung ihres Zweckes dienlich war. In den Wildnissen Amerikas waren sie väterliche Bändiger wilder Menschen, in Ostasia wußten sie die Gesinnung der verständigen Völker durch ihre astronomischen und mathematischen Kenntnisse zu ihrem Besten zu lenken. Tachard wurde

in Siam zurückgehalten, nach Frankreich geschickt, um von da noch mehre seiner Brüder zu holen, und besonders solche, die in der Astronomie wohlerfahren wären, mitzubringen. Tachard kehrte 1687 mit vierzehn Jesuiten nach Hinterindien zurück; er war einer der gelehrtesten Männer seines Ordens, dabei ein außerordentlich guter Kopf, und bei einem redlichen Herzen auch voll Eifer für das Gute. Er predigte das Evangelium, und verbreitete Kenntnisse unter den Heiden mit gleich hohem Muthe und redlichem Streben. Sein Tod war ein Verlust um die Menschheit, und seine Reisen, von denen uns Du Halde das Beste aufbewahrt hat, zeigen überall den edlen, wahrheitliebenden Menschen und Christen an. Man kann unmöglich ohne Hochachtung auf diesen ausgezeichneten Mann blicken.

Auch Gerbillon verdient durch seine acht verschiedene Reisen nach China und der Tartarei mit hoher Achtung genannt zu werden. Der treffliche Kaiser von China, Kang-hi, überhäufte Gerbillon mit Ehren und Auszeichnung; ihm und seinen beiden Gefährten, Fontana und Bouvet, wurde von dem Kaiser die Bearbeitung einer chinesischen Reichsgeographie aufgetragen; dadurch gewann die Erdkunde einen ungeheuren Zuwachs, und man kann sagen, daß dieß der erste Augenblick war, in welchem das ungeheure China in seiner ganzen Vollendung in die Erdkunde eintrat. Die Arbeiten, welche Gerbillon und Bouvet lieferten, sind von unschätzbarem Werthe.

Dafür wußte aber auch der Kaiser von China das Verdienst zu ehren; Gerbillon und seine Gefährten wurden mit den größten Ehrenbezeugungen überhäuft, und die Liebe des Kaisers zu diesen Männern erreichte einen so hohen Grad, daß, als er durch ihre Kunst von einem Fieber geheilt worden war, er den Jesuiten, nebst Geld und Materialien, die Erlaubniß zum Baue einer Kirche und eines Kollegiums gab. Ja es wurde ihnen sogar die Verfassung mehrer Schulbücher aufgetragen, und endlich ließ sich der Kaiser selbst herab, ihr Schüler in der Sternkunde zu werden. Eben so wurden die Paters mit verschiedenen Sendungen und Gesandtschaften beauftragt, und Gerbillon

starb als Vorsteher der sämmtlichen Jesuiten in China hochgeehrt, im Jahre 1707.

Alles was die Jesuiten während dieser günstigen Zeitumstände in China und den angrenzenden Ostländern sammelten, bereisten und beschrieben, hat uns Pater Du Halde in seinem vortrefflichen Werke über China gesammelt. Dieses Werk kam 1735 zu Paris heraus; es besteht ganz aus den verschiedenen Berichten der von Frankreich aus nach China geschickten Missionäre. Außer den Nachrichten über China enthält dieses Werk vortreffliche Angaben über die bis dahin beinahe unbekannten Länder der Tartarei und Korea. Es läßt sich durchaus nicht läugnen, daß die Jesuiten sich um die Geographie Ostasias unsterbliche Verdienste erworben haben. Ihre Karten und Pläne, so wie ihre astronomischen Beobachtungen, die Längen- und Breitentabellen, sind von hohem Werthe. Die Karten sind die neunjährige Arbeit, welche die Missionäre auf Kosten des Kaisers, der ungeheure Summen darauf verwendete, unternahmen und vollendeten. Sie bereisten alle Provinzen des großen Reiches, beobachteten die Längen und Breiten der vornehmsten Städte, und verfertigten so ein Werk, wie man in jener Zeit kaum von einem europäischen, geschweige denn von einem außereuropäischen Lande besaß. Das Werk du Haldes liefert zuerst eine allgemeine Übersicht von China, dann die Beschreibung der chinesischen Mauer, das Volk Si-fan oder Tu-fan genannt, die Tartaren von Koko-Nor, Lo-lo, Mian-tse. Ferner die Reisen mehrer Missionäre durch China, die Reise des Pater Fontenev von Pekin bis Kiang-keu und Nan-king. Die Reise des Pater Bouvet von Pekin nach Kanton, im J. 1693. Die Beschreibung der Straße von Siam nach China; ferner jene der einzelnen Provinzen; die Annalen der chinesischen Monarchen; die Gewalt des Kaisers; die Civil- und Militärverwaltung. Die Beschreibung der Fruchtbarkeit des Bodens folgt der der chinesischen Sitten, ihres Adels und ihrer Höflichkeit; ihr Charakter und ihre geistige Fähigkeit wird geprüft; das Talent für Mechanik und Industrie wird hervorgehoben. In

ihren Unternehmungen ist eine ausdauernde Großartigkeit sichtbar; ihre Straßen und öffentlichen Bauten zeugen davon. Die Beschreibung ihrer Zeremonien, Gastereien, Hochzeit- und Leichengebräuche machen ein artiges Kapitel; jede Einzelheit wird aufgefaßt; die Künste, die verschiedenen Handwerke, ihre Schulen, Lehranstalten, Unterrichtsmethoden, Literaturzweige und öffentlichen Anstalten werden gewürdigt, ihre Sprache wird zergliedert, ihr öffentliches und Privatleben vor Augen gestellt; mit einem Worte, es ist nichts so groß oder so klein, was in diesem trefflichen Werke nicht berücksichtigt wäre; selbst heute noch ist es so ziemlich die vorzüglichste und reichhaltigste Quelle unserer Kenntnisse von China.

6. Ysbrand Ides Gesandtschaftsreise von Rußland nach China.

Die Reise Gemellis Careris, der von seinem Sterne durch die Welt gejagt, auch nach China kam, und von Kanton nach Pekin und wieder zurück, eine mehre Jahre dauernde Reise vollbrachte, hat bei weitem jenes Interesse nicht, welches die Gesandtschaftsreise Eberhard Ysbrand Ides darbietet. Er war ein Deutscher, aus Glückstadt gebürtig, und vollbrachte im Auftrage des Großfürsten von Rußland im Jahre 1692 bis 1695 mit einem zahlreichen Gefolge eine Gesandtschaftsreise nach China. Nach seiner Rückkehr beschrieb er dieselbe; sie wurde aber auch von seinem Begleiter Adam Brand, wiewohl auf eine sehr ungeschickte Weise, beschrieben. Der Bericht des Erstern ist es, in dem wir neue Thatsachen zu finden glauben, und wodurch die Kenntniß von China gefördert wurde.

Die Gesandtschaft reiste durch das Land der Mongolen, und der tüchtige Ides, ein Schüler des berühmten Geographen Nikolaus Witsen, versäumte nichts, was die Kenntniß des nordöstlichen Theiles unseres Planeten aufhellen konnte. Er verglich dabei sorgfältig dasjenige, was der Jesuit Avril ausgekundschaftet hatte; er kam zu den Ostjaken am Obi, wo ihn

der Fürst derselben in einem elenden, aus Baumzweigen erbauten, Pallaste zur Tafel lud. Die Fürstinnen bewirtheten ihn mit getrockneten Fischen und goldgelbem Thran von Stöhren. Er beschenkte dagegen die fürstliche Familie mit Brantwein und Tabak, was sehr große Freude erregte. Der Tabak wurde in ein steinernes Gefäß gethan, worein man ein Rohr steckte, Wasser in den Mund nahm, und den Rauch in großen Zügen einsaugte und verschluckte, so lange, bis man betäubt zu Boden sank. Durch eine Menge Mongolen- und Tartarenlager ging nun die Reise vorwärts, bis man an die chinesische Mauer gelangte, welche Zagan-krim genannt wird. Sie kann für ein wahres Wunder der Welt gelten. Der Weg zu dem Eingange führt durch ein enges Thal, das von Batterien aus gehauenen Steinen vertheidigt wird. Nachdem man durch diesen Paß gekommen, gelangt man zum Eingange der großen Mauer; das Thor ist in einem Thurme von acht Toisen Höhe gewölbt; eine starke Pforte, mit Eisenblech beschlagen, verschließt es. Die Mauer läuft gegen Ost und West durch das Thal, steigt über Berge und Felsen empor, und enthält von Zeit zu Zeit einen Thurm. Das Fundament der Mauer, bis auf einen Fuß über dem Boden, besteht aus großen gehauenen Steinblöcken, und es scheint, daß vor Alters die ganze Mauer daraus bestanden habe, wiewohl heut zu Tage der obere Theil aus Ziegeln, mit Mörtel verkittet, besteht. Durch das erste Thor kam man in einen ummauerten Hof von ungefähr 100 Toisen Breite zu einem zweiten Thore, von wo abermal eine Umfangsmauer zu beiden Seiten auslief, die sich mit der großen vereinigte; beide Thore wurden durch 50 Mann bewacht. An der großen Mauer steht ein Tempel, von dessen Gipfel die Fahne des Kaisers weht; die Höhe der Mauer beträgt volle sechs, und ihre Dicke vier Toisen; sechs Reiter können bequem neben einander auf ihr reiten; die Mauer selbst befand sich in so gutem Zustande, als ob sie erst vor 20 oder 30 Jahren erbaut worden wäre. Das erste, was man jenseits der Mauer erblickte, war ein prachtvoller Tempel zwischen ungeheuren Weidenbäumen, und weiterhin die von einer viereckigen

Mauer umgebene Stadt Galkan. Sie wurden hier außerordentlich gut empfangen, und der Mandarin lud sie ein, im kaiserlichen Pallaste ein Abendessen einzunehmen. Musik ertönte in der ganzen Stadt. Die Tafel war sehr gut; die Moskoviten saßen auf Schemmeln zu zwei und zwei an kleinen, sehr schön gefirnißten Tischen. Die Chinesen bedienen sich weder der Tischtücher, noch der Servietten, Messer, Gabeln oder Teller. Zwei kleine Stäbchen, aus Ebenholz oder Elfenbein, mußten die Stelle des Eßzeuges vertreten; sie bedienen sich aber derselben mit einer Geschicklichkeit, die zu bewundern ist. Ihre Speisen sind kräftig und mitunter außerordentlich gewählt; ihre Getränke bestehen aus Arak, und einer Art Reißwasser, das aus nicht ganz reifem Reiß gebräut wird; man läßt es gewöhnlich ein oder zwei Jahre liegen, wodurch es die Farbe und den Geschmack des besten Rheinweins erhalten soll. Während der Tafel nahte sich ein Schauspieler dem Mandarin auf den Knien, und reichte ihm auf einem rothen Papiere die Liste der Stücke, welche er aufzuführen bereit sey. Der Mandarin traf die Wahl, und sogleich begann die Vorstellung.

Zuerst erschien ein sehr schönes Weib in Goldstoff gekleidet, und mit einer Menge Locken, worauf eine goldene Krone, geschmückt; sie vollendete ihre Rolle auf eine sehr angenehme Weise; ihre Bewegungen und Geberden waren sehr anständig, sie hielt einen Fächer in der Hand; ihre Aufgabe war, eine Art Prolog zu deklamiren, was sie sehr gut vollbrachte. Auf diesen Prolog folgte sogleich das Stück selbst; es drehte sich um die Geschichte eines alten chinesischen Kaisers, dessen Wohlthaten vom Volke geschätzt wurden, und der es auch verdient hatte, bei demselben im guten Andenken zu stehen. Der Monarch erschien mehre Male mit seinem ganzen Hofstaate. Als Zwischenspiel wurden kleine Lustspiele eingeschoben, welche von der Dienerschaft der eigentlichen Schauspieler gespielt wurden. Ihr Kostüm war so glänzend, die Masken so gefällig, wie sie der Verfasser niemals in Europa gesehen hatte. Das Sujet des Zwischenspiels stellte einen durch sein Weib betrogenen Ehemann vor, der felsenfest

an ihre Treue glaubte, obwohl sie in seiner Gegenwart einen andern liebkoste. Chinesische Tänze begleiteten das Schauspiel, welches bis Mitternacht dauerte.

Ides rühmt auch die Sorgfalt, welche für die Reisenden getroffen ist, was wir uns auch jetzt noch nicht überall rühmen dürfen. Über Moräste und Flüsse führen feste und vortreffliche Brücken; Städte und Dörfer reihen sich in großer Anzahl an einander, und überall ist für Reisende am trefflichsten vorgesorgt. Eine große Menge Gasthäuser und Theeschenken sind zur Aufnahme und Bewirthung der Reisenden bereit, und gegen Prellereien schützen die stets wachsamen Stöcke der Mandarine. Köstliche Früchte gab es überall im Überflusse. Es begegneten dem Gesandten auch große Züge von Pilgern, welche zu den Lamatempeln wallfahrteten. Er kam durch eine Stadt, welche zum Aufenthalte der kaiserlichen Beischläferinnen bestimmt ist, und ganz allein von diesen und ihrem Gefolge bewohnt wird. Die ganze nicht sehr große Stadt besteht aus Pallästen, und der Kaiser pflegt hier während der Jagdzeit mehre Tage zuzubringen. In einiger Entfernung von dieser Stadt befinden sich warme Bäder, die fleißig besucht werden. So wie die übrigen europäischen Gesandten, die von Kanton her nach Pekin reisten, hatte sich auch Ides überall der besten und zuvorkommendsten Aufnahme zu erfreuen. Als eine Besonderheit von China rühmt er auch die Erscheinung, daß der chinesische Adel durch seine gute Erziehung und feinen Sitten überall seiner Geburt Ehre mache. Das Klima fand er sehr angenehm, was wir ihm, wenn er das deutsche und moskovitische damit verglich, herzlich gerne glauben. Die Bauart der chinesischen Jonken findet er ebenfalls sehr vortrefflich; sie sind zwar nicht groß, aber äußerst solid. Die Fugen werden mit einem Lehmkitte kalfatert, der im Wasser unauflösbar, besser als Pech ist. Die Maste werden aus Bambus, von der Dicke eines Mannes, gefertigt, die Segel aus Bast geflochten; das Vordertheil der Schiffe ist sehr flach, nach unten aber sind sie bauchig und bilden einen vollkommenen Halbkreis. Sie sind gute Segler, und man versicherte dem Verfasser, daß

man bei gutem Winde innerhalb neun Tagen nach Japan übersetze. In der Nähe von Pekin fand man eine ungeheure Menge von Lusthäusern und prächtigen Schlössern, den Großen der Hauptstadt gehörend; prächtige Gärten lagen nach allen Seiten hin, und waren mit einer Fülle niedlicher Lusthäuser versehen. Zu Ehren der Gesandtschaft waren alle geöffnet, und boten äußerst liebliche und geschmückte Gemächer dar. Zu beiden Seiten der Straße befanden sich breite Kanäle, und zierliche Brücken führten zu den Häusern. Prachtvolle Alleen aus Zedern und Cypressen leiteten bis zur Stadt. Von der großer Mauer bis Pekin begegnet man auf jeder halben Mille einem Wachtthurme, von fünf bis sechs Soldaten besetzt, von denen Tag und Nacht die kaiserliche Fahne weht. Sie dienen dazu, um Feuerzeichen, und dadurch innerhalb des kürzesten Zeitraumes von der Annäherung des Feindes oder sonstigen Ereignissen, der Hauptstadt Nachricht zu geben. Die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes ist dem sorgfältigen Anbaue desselben gleich. Die Bewässerung ist erstaunlich, und dennoch verrichtet der Chinese alle diese Arbeiten ohne Lärm, so daß man nur in den volkreichsten Städten von eigentlichem Getöse reden kann. Der feierliche Einzug, so wie die Menge Feste, welche gegeben wurden, waren so ziemlich denen gleich, womit wir die Holländer aufgenommen sahen; nur die Audienz war anders und weniger demüthigend.

Diese wurde nämlich den Gesandten Tags vorher angesagt, und am folgenden Morgen erschienen Punkt acht Uhr drei vornehme Mandarine, um sie in die Residenz zu gleiten. Sie hatten 60 geschmückte Pferde für die Gesandten und ihr Gefolge bei sich. Die drei Mandarine waren in Goldbrokad gekleidet, und der Kaftan des einen war mit Löwen, der des andern mit Tigern, und der des dritten mit Drachen geziert. Angelangt an der äußersten Pforte des Pallastes, wurde den Gesandten bedeutet, abzusteigen; man ging nun zu Fuß durch fünf äußere Höfe, bis zum Schlosse selbst, wo eine große Menge prachtvoll gekleideter Mandarine versammelt war. Man machte sich gegenseitige Komplimente, und bald darauf erschien der Kaiser auf seinem

Throne, dem der Gesandte sein Beglaubigungsschreiben mit einer sehr kurzen Anrede übergeben durfte; er ward hierauf nach einigen Ceremonien in sein Quartier zurückgeführt. Wir zweifeln indessen, wie billig, ob auch in der That alles so ohne erniedrigende Ceremonie abgemacht worden sey. Daß übrigens die moskowitischen Gesandten mit mehr Humanität als die holländischen behandelt worden seyen, erhellt auch daraus, daß ihnen vier Tage darauf im Thronsaale ein prächtiges Fest gegeben wurde, dem der Kaiser persönlich beiwohnte, wobei derselbe sich nicht nur herabließ, durch einen Dolmetsch nach der Gesundheit des Czaars zu fragen, sondern ihnen sogar von seiner eigenen Tafel Speisen sandte. In diesem Bezuge ist daher der Reisebericht Ysbrand Ides äußerst merkwürdig, da er zeigt, daß die Chinesen, nach Zeit und Umständen sich bequemend, gar wohl wissen, wie und auf welche Art mit dem Stolze hauszuhalten sey. Interessant ist auch die Beschreibung von Pekin, so wie alles dessen, was Ides daselbst erfuhr, der so glücklich war, sich viel freier als die bisherigen Gesandten bewegen zu dürfen.

In dieselbe Zeit, nämlich in das Jahr 1696, fällt auch die Reise des Jesuiten Louis le Comte, der für Naturgeschichte und Erdkunde gleich schätzbare Beobachtungen sammelte. Er kehrte nach Frankreich zurück, und erreichte in seiner Vaterstadt Bordeaux ein sehr hohes Alter. Seine Reise ist eine der trefflichsten und inhaltreichsten, und beweist nicht wenig für den Scharfsinn des Verfassers. Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß le Comte vielleicht derjenige war, welcher das unbefangenste, klarste und nüchternste Urtheil über die Ostasiaten fällte; dennoch hatte diese Reise ein ganz besonderes Schicksal. Le Comte hatte nämlich Unbefangenheit genug, um das Bessere in der chinesischen Denkweise zu erkennen; er zeigte daher, wie schon vor 2000 Jahren die Chinesen den wahren Gott erkannt und verehrt hätten, und wie sie, während noch alle andern Völker in der Finsterniß des Heidenthums befangen gewesen, geläuterte und der Gottheit würdigere Grundsätze gelehrt hätten. Hierüber klagte ihn, komisch genug, der Abbé Boileau, der Bru-

der des eben nicht frommen Satyrikers, vor dem Parlamente der Gotteslästerung an. Das Buch wurde förmlich in den Bann gethan und zum Scheiterhaufen verdammt. Wahrscheinlich war le Comte noch so ziemlich damit zufrieden, daß man diese Ehre nur seinem Buche, nicht aber ihm selbst widerfahren ließ.

Wir erwähnen hier auch noch der Reise des Engländers John Bowyear nach Kochinchina, übrigens nicht von großer Bedeutung.

7. Fernere Reisen nach Ostasia.

Nur unbedeutend in Bezug auf China ist die Reise eines französischen Kapitäns Frondad. Auch die russische Gesandtschaftsreise des Lorenz Lang gibt unserer Kenntniß von China nur geringe Erweiterung. Schon interessanter ist die Reise des Pater Gaubil von Kanton nach Pekin im Jahre 1722. Pater Gaubil war ein feuriger Kopf, der alles sammelte, was ihm nur irgend erreichbar war, und mit scharfsinniger Laune das sich Darbietende aufzufassen wußte.

Eine der letzten Früchte der Missionsreisen nach China ist unstreitig das Tagebuch, welches uns Karl Ambrosius Mezza-barba, Patriarch von Alexandrien und päpstlicher Legat am Hofe zu China, hinterlassen hat. Diese Gesandtschaft ging in den Jahren 1720 bis 1723 vor sich, und geschah kurz vor der Vertreibung der Jesuiten und Zerstörung der christlichen Religion in China. Das Tagebuch wurde von dem Beichtvater des päpstlichen Legaten, Pater Viani, geschrieben, der im Jahre 1690 in Piemont geboren, eine gute Erziehung genossen, und sich durch seine Beredsamkeit und vielseitigen Kenntnisse ausgezeichnet hat. Viami starb zu Neapel, und hinterließ den Ruf eines sanften, weisen, und jeden Betruges, jeder Lüge unfähigen Mannes. Um so wichtiger ist daher die Relation von Mezza-barbas Sendung nach China; sie ist nicht sowohl merkwürdig in rein-geographischer Hinsicht, da sie dasjenige, was die Geographie allenfalls erläutern könnte, nur nebenbei behandelt; desto wichtiger aber ist sie als historisches Aktenstück, in-

dem es auf eine der gewaltigsten Reaktionen in der Menschengeschichte ein erklärendes Licht wirft; es ist dieses die Vertreibung der Jesuiten aus China und die schreckliche Vertilgung des Christenthums in diesem Reiche. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn keine andern Missionäre als Jesuiten nach China gekommen wären, der christliche Name allmählich triumphirt haben würde; da jedoch auch andere Orden, besonders Dominikaner, dahin kamen, so entspann sich Eifersucht, Zwist, Religionsstreit. Die Jesuiten hatten die möglichste Konnivenz, Schonung der Sitten und Vorurtheile sich zum Gesetze gemacht, und es läßt sich nicht läugnen, daß sie darin weiter gingen, als sich mit dem Geiste des, jedem Götzendienste durchaus widerwärtigen Christenthums verträgt. Die Dominikaner nahmen dieses zum Vorwande, und beschuldigten die Jesuiten einer sträflichen Vermischung des chinesischen Heidenthums mit dem Christenthume. Die Sache kam vor den Papst und den römischen Stuhl, und gedieh so weit, daß sich Clemens IX. bewogen fand, den Legaten Mezza-barba mit gemessenen Befehlen, was den bekehrten Chinesen von ihren alten Gebräuchen zu gestatten sey und was nicht, nach China zu senden. Unglücklicher Weise mischten die Jesuiten den Kaiser mit in das Spiel, dieser aber erblickte in den Anordnungen und Entscheidungen des Papstes eine sträfliche Anmaßung, die Sitten seines Volkes und die heiligen Gebräuche des Landes zu verändern. Nach Viani's Bericht kann man die Jesuiten nicht ganz von der Beschuldigung freisprechen, heimlicher Weise selbst dem Legaten entgegen gearbeitet zu haben. Zwar unterwarfen sie sich scheinbar den Befehlen des römischen Stuhles, dem ungeachtet waren sie geneigt, um ihren Einfluß bei den Neubekehrten zu sichern, denselben in Bezug auf die bisherigen Gebräuche und Sitten bei weitem mehr zuzugestehen, als das Christenthum erlaubt.

Die Unterhandlung des Legaten war daher äußerst schwierig; einerseits hatte er die Schlingen zu vermeiden, welche ihm der chinesische Hof und der Kaiser legte; anderseits stand er zwischen zwei feindlichen Parteien seines eigenen Glaubens. Es kam

so weit, daß mehre Jesuiten in Gegenwart Sr. Majestät Bastonaden bekamen, wobei sich die höchsten Mandarinen selbst mit der Exekution beluden. Ja der Kaiser ließ sogar die Drohung fallen, daß er zur Ruhe seines Reiches für nöthig finde, das Christenthum auszurotten. Indessen wußte sich Mezza-barba selbst in dieser schwierigen Lage mit so viel Sicherheit zu benehmen, daß der Kaiser eine persönliche Zuneigung zu ihm faßte und ihn mit den schmeichelhaftesten Gunstbezeugungen überhäufte. Er entließ ihn mit allen Zeichen seiner Gunst, trug ihm auf, wieder nach China zu kommen, Landkarten, Bücher, neue Entdeckungen, gute astronomische Instrumente u. dergl. mitzubringen, ja zuletzt entließ er ihn sogar mit einem Händedruck, was schwerlich vor- oder nachher von Seiner himmlischen Majestät einem Europäer widerfahren ist.

Der Legat kehrte im Jahre 1722 nach Europa zurück. Der Kaiser Kang-hi starb am 20. December desselben Jahres. Sein Nachfolger hatte kaum den Thron bestiegen, als die Mandarinen ihn mit Klagen überhäuften; besonders kamen aus Fo-kyen, wo die meisten Christen waren, furchtbare Klagen. »Die Missionäre, hieß es, suchten die Unwissenden und Einfältigen beiderlei Geschlechts an sich zu ziehen, bauten auf ihre Unkosten Kirchen, zerstörten die Fundamentalgesetze des Reiches, und störten die allgemeine Ruhe des Landes.« Am 10. Februar 1723 erschien daher ein Edikt, welches alle Missionäre, mit Ausnahme einiger weniger, die zur Berichtigung des Kalenders am Hofe zurück behalten wurden, aus dem Reiche verbannte. Ihre Kirchen, 300 an der Zahl, wurden zerstört oder zu andern Zwecken verwendet, ohne die geringste Hoffnung der Wiederherstellung; die christlichen Chinesen wurden schrecklich verfolgt und größtentheils vertilgt. So wurde das Christenthum, wie schon früher aus Japan, Tongking, Kochinchina und Siam, nun auch aus China selbst vertrieben. China ist seitdem den Christen sowohl als dem Christenthume beinahe ganz unzugänglich geworden. Zwar sollen, nach den neuesten Nachrichten, noch Christen da seyn; es ist jedoch keine Hoffnung vorhanden, daß sich jemals bei der eisernen Be-

ständigkeit dieses Volkes das Christenthum den Weg dahin bahnen dürfte.

8. Neuere Reisen nach China.

Eine geraume Zeit hindurch fehlen uns durchaus alle Nachrichten aus diesem höchst merkwürdigen Lande; was auch daher kam, beschränkte sich theils auf Kanton, theils auf russische Gesandtschaften, die nicht über Kiachta kamen. Einige chinesische Inseln wurden zwar dann und wann besucht, aber jede andere Annäherung, jeder Versuch einzudringen wurde mit eiserner Beharrlichkeit zurückgewiesen. Sonnerat brachte zuerst im Jahre 1771 wieder ein paar Pflanzen aus China mit, Chapman und Makintosh, zwei Engländer, besuchten auf ihren Reisen in Südasia einen Theil von Kochinchina; erst im Jahre 1792 kommt uns wieder eine Nachricht von einer englischen Gesandtschaftsreise nach China zu Ohren.

Die englische Regierung, so übermächtig in Asia, meinte, daß es wohl an der Zeit seyn dürfte, sich allmählich mit China bekannter zu machen. Troß aller Nachtheile, aller Schikanen und Demüthigungen, denen die Europäer in China unterworfen sind, gewähren die Chinafahrten doch so unendliche Vortheile, daß England nicht umhin konnte, danach lüstern zu werden, und zu versuchen, China geschmeidiger zu machen, koste es auch was es wolle. Man beschloß daher, eine Gesandtschaft dahin zu senden, dem Kaiser eine hohe Idee von der brittischen Macht beizubringen, und den [redacted] wo möglich zu einem Handelstraktat zu vermögen. Es wurde zu diesem Ende ein Mann auserschen, der durch Mut[redacted] und Talent ausgezeichnet, schon mehre Gesandtschaften an orientalische Höfe mit Glück ausgeführt hatte; es war Lord Macartney. Er wählte sich Georg Staunton zum Sekretär; im Gefolge dieser feierlichen Gesandtschaft war auch der berühmte Kosmograph John Barrow, dann der ausgezeichnete witzig-geniale Aeneas Anderson, Samuel Holmes und der Maler Alexander. Da die Deutschen nirgends fehlen dürfen, so ging auch der Hofmeister des jungen

Staunton, Namens Hüttner mit. Nach ihrer Zurückkunft gab jeder seine Reisebemerkungen heraus, die natürlich von sehr verschiedenem Werthe sind.

Es war am 21. August 1792, als sich diese äußerst prachtvoll ausgerüstete Gesandtschaft auf einem sehr schönen Schiffe, Namens Lion, in England einschiffte, und nach einer ziemlich glücklichen Fahrt landete dieselbe am 5. August 1793 in der Mündung des Pei-ho. Sogleich umringten chinesische Barken das Schiff, und führten die brittische Gesandtschaft so ziemlich gefangen nach Pekin. Der Hof von Pekin war gerade in der Tartarei jenseit der großen Mauer abwesend. Der Einzug wurde ziemlich prachtvoll gehalten; indessen unterließen die schlauen Chinesen nicht, eine Fahne vorzutragen, auf der die sehr erbaulichen Worte zu lesen waren: »England bringt dem Kaiser von China seinen Tribut.« Auf solche Weise wurde nun die Gesandtschaft bis Ji-ho, wo der Hof war, geführt, und am 14. September hatte Lord Macartney das Glück, mit Tagesanbruch vor Sr. himmlischen Majestät zu erscheinen. Es ist am chinesischen Hofe Sitte, daß jeder, der vor dem Kaiser erscheint, die orientalische Anbetung, welche bei den Chinesen Ko-tu heißt, verrichte; sie besteht darin, daß man sich zur Erde niederwirft und mit der Stirn den Boden berührt. Diese Sitte scheint bei allen orientalischen Höfen seit den urältesten Zeiten üblich zu seyn. Im alten Testamente finden wir sie oft genug erwähnt, und daselbst heißt es: er fiel auf sein Angesicht und betete an. Die Griechen nennen diese Sitte προσκυνειν, und Themistokles selbst mußte sich dieses gefallen lassen. Lord Macartney versichert zwar, daß er sich dieser Sitte nicht unterworfen habe, und erzählt: daß er den Chinesen den Vorschlag gemacht, er würde nur dann sich dem Ko-tu unterziehen, wenn auch sie sich entschließen wollten, dasselbe vor dem Bildnisse des Königs von England zu thun. Da nun die Chinesen Menschenverstand genug haben, um das Lächerliche der brittischen Forderung einzusehen, so behauptet Lord Macartney, daß er den Kaiser Khiang-lung jedesmal nach englischer Sitte gegrüßt habe, nämlich mit der Beugung des rech-

ten Knies. Wir haben gerechte Ursache zu glauben, daß Seine Lordschaft sich dennoch zu der chinesischen Sitte bequemt habe; denn bei der spätern Gesandtschaftsreise wurde von Lord Amherst dieselbe Ceremonie unter Berufung auf Lord Macartney so streng gefordert, daß die ganze Gesandtschaft daran scheiterte. Macartney wurde daher auch am chinesischen Hofe sehr gut aufgenommen, außerordentlich freundschaftlich behandelt, zu allen Hoffesten geladen, und endlich mit den gnädigsten Versicherungen des Wohlwollens und der Freundschaft für den König von England entlassen. Eine nähere Verbindung mit dem Löwen wußte jedoch der Drache auf eine äußerst feine Art abzulehnen. Die Engländer forderten nämlich nichts geringeres, als Handelsfreiheit nach verschiedenen Städten des Reichs, Bestätigung früherer Privilegien, und die Erlaubniß, jährlich eine Gesandtschaft an den Hof von Pekin schicken zu dürfen.

Alle Forderungen dieser Art wurden rund abgeschlagen, und als der brittische Botschafter sich anschickte, den Winter in Pekin zuzubringen, um vielleicht von der Zeit etwas zu erlangen, so wagten es sogar die Chinesen, zu zeigen, daß sie Herren im Hause seyen, und ertheilten am 5. Oktober dem englischen Lord den Befehl, binnen zwei Mal 24 Stunden die Hauptstadt zu verlassen. Weder Unterhandlungen noch Bitten vermochten den eisernen Entschluß zu ändern; die stolzen Westinsulaner mußten am Ende troz dem, daß sie den König von Großbritannien repräsentirten, in aller Eile die Stadt verlassen, und das wizigste Mitglied der Gesandtschaft, Anderson, gesteht ganz unumwunden und naiv: wir kamen nach Pekin wie Bettler, verweilten wie Gefangene, und wurden fortgejagt wie Schelme. Schon am 19. Dezember waren sie wieder am Bord ihres Prachtschiffes verladen, und kamen am 3. September 1794 unverrichteter Sache nach England zurück. Unter so bewandten Umständen konnte die Kenntniß von China durch diese Gesandtschaft nur wenig gewinnen; zwar haben alle Theilnehmer darüber jeder sein Buch geschrieben, außer einigen statistischen und topographischen Umständen liefern sie indessen wenig. Barrow's Beschreibung ist in

so fern höchst werthvoll, weil wir durch dieselben sehr schätzbare Nachrichten über Kochinchina erhalten; denn er war so klug gewesen, anstatt in der Mandschurei Ko-tu zu machen, nach Kochinchina zu gehen, um daselbst Erfahrungen zu sammeln.

Schätzbarer für die Erkunde als diese Gesandtschaftsreisen sind die Nachrichten, welche William Georg Broughton im Jahre 1793 über die Lieu-kieu-Inseln, über Formosa, die Halbinsel Korea und mehre andere Inseln des chinesischen Meeres ertheilte. Bis 1811 hören wir nichts mehr aus dem Osten, aber in diesem Jahre erschien des Missionär de la Bissachere Beschreibung von Tunkin, Kochinchina, Kambodscha, Laos und Laktho. Ihr Verfasser hatte volle 18 Jahre in diesen Ländern der Predigt des Evangeliums obgelegen; für den Himmel waren seine Bemühungen von sehr geringem Erfolge, denn es bestehen ganz eigene Ursachen im Osten, welche dem Evangelium noch lange wehren werden. Desto größer war aber der Gewinn für die Erde, denn seine Beschreibung ist ohne Widerrede die beste unter allen, die uns von jenen Ländern berichten; wir werden durch dieselbe mit den Völkern innig vertraut, und das Land selbst, von dem tüchtigen Manne vielfach durchwandert, liegt aufgeschlossen vor uns; mit China scheint es indessen nicht so leicht zu gehen, denn Golownin hatte im Jahre 1811 sich keiner sehr gütigen Aufnahme zu erfreuen.

Im Jahre 1816 glaubte die englische Regierung, daß es Zeit seyn dürfte, einen glücklichern Versuch zur einstweiligen Eröffnung von China zu wagen. Lord Amherst ward auf der englischen Fregatte Alceste zur Belebung der Handelsverhältnisse und wo möglich zur Anknüpfung eines unmittelbaren Verkehrs mit der Hauptstadt nach China gesandt. Er wurde eben nicht so empfangen, wie englische Lords empfangen zu werden gewohnt sind; man brachte ihn mit chinesischem Ceremoniel nach Pekin; hier aber zeigten sich gleich im Anfange die Unterhandlungen so ungünstig, daß nichts zu erwarten stand. Von Seiten China's wurde unwiderruflich auf dem Ko-tu bestanden; man berief sich auf die vorige Gesandtschaft, wodurch das da-

mals Geschehene an den Tag kam. Von Seiten der Engländer wurden alle unnatürlichen Vorschläge, die nur immer möglich waren, gemacht, und nur die vernünftigsten unterlassen. Amherst erklärte sich bereit, den Ko-tu zu vollbringen, wenn ein Mandarin, der mit ihm von gleichem Range wäre, dieselbe Ceremonie vor dem Bildnisse der brittischen Majestät verrichtete; wie natürlich fanden dieß die Chinesen sehr lächerlich. Ferner schlug Lord Amherst vor, er wolle den Ko-tu verrichten, wenn der Kaiser in einem Edikte erklären wolle, daß jeder Mandarin, der künftig etwa als Gesandter am brittischen Hofe erscheinen dürfte, dieselbe Ceremonie nach tartarischer Sitte vor Sr. brittischen Majestät zu verrichten habe. Wie natürlich, fanden die Chinesen gegen diese Zumuthung noch bei weitem mehr einzuwenden, als gegen die vorige. Der vernünftigste Vorschlag, daß der brittische Gesandte dem chinesischen Kaiser nach chinesischer Sitte, ein künftiger chinesischer Gesandter aber dem Könige von England nach brittischer Sitte seine Verehrung bezeugen solle, fiel leider keinem dieser Herren ein. Indessen zerschlug sich glücklich die ganze Gesandtschaft; Lord Amherst kehrte zurück, ohne den Kaiser gesehen zu haben, und die Chinesen waren Barbaren genug, sich nicht im geringsten darüber zu grämen, sondern meinten wohl gar, daß sie des Britten leichter entbehren könnten, als er sie. Um doch etwas mitzubringen, so guckten die Britten so viel es ihnen möglich war nach allen Seiten hin, um irgend eine Bewegung der Chinesen zu erlauschen und damit einige Reisebeschreibungen zu schmücken, die jedoch, außer einigen geographischen Details, so viel wie nichts zur Kenntniß von China beitragen. Im Jahre 1817 beschrieb der nachmals berühmt gewordene Roß die Insel Hainau nebst noch einigen andern im chinesischen Meere.

Mehr als alle diese seit Vertreibung der Jesuiten aus China unternommenen, mitunter sehr kostspieligen Gesandtschaftsreisen leistete der mit Recht berühmt gewordene Franzose de Guignes; dieser treffliche Gelehrte, ausgerüstet mit den gründlichsten Kenntnissen der orientalischen Sprachen, unternahm 1784 eine Reise

nach dem Oriente. Er durchwanderte China nach den verschiedensten Richtungen, verweilte mehrere Jahre in Pekin, und wußte mit der seiner Nation eigenen Schmiegsamkeit sich mit der Sprache, den Sitten, Gebräuchen und dem politischen Leben der Chinesen auf das innigste vertraut zu machen; er besuchte auch noch die Philippinen und die Maskarenen, und kehrte nach achtzehn Jahren mit einem ungeheuren Schatze orientalischer Gelehrsamkeit sowohl, als auch Kenntniß des Orients nach Europa zurück. Hier gab er sein chinesisches Wörterbuch, ein wahres Denkmal menschlichen Fleißes und typographischer Pracht, heraus. Es bildete sich zu Paris eine Art chinesischer Schule, welche seitdem zur Kunde Chinas und des ganzen Orientes unermeßliche Arbeiten geliefert hat. Durch die Bemühungen de Guigne's haben erst alle bis dahin bekannt gewordenen Nachrichten über Ostasia einen wahren wissenschaftlichen Werth erhalten.

Nicht wenig hat auch zu diesem Erfolge Julius v. Klaproth beigetragen, der, berühmt durch seine Reise, die er im Gefolge einer russischen Gesandtschaft bis an die Grenze Chinas vollbracht hatte, noch berühmter geworden ist durch seine erschöpfende Kenntniß des Orients. Dieser Gelehrte war so glücklich, an seinem Schreibtische zu Paris mehre Inseln im chinesischen Meere zu entdecken; er hatte nämlich chinesische Karten erhalten, und auf diesen Inseln verzeichnet gefunden, die bisher noch kein Europäer geahnt hatte. Spätere deßhalb ausgesandte Seefahrer haben sie indessen wirklich aufgefunden. 1819 machte der Engländer White eine Reise nach Kochinchina. In demselben Jahre scheiterte ein englisches Schiff in den östlichen Gewässern; dieses geschah in der Nacht von 11. auf den 12. November 1819. Das Schiff ging verloren, und nur ein Theil der Mannschaft, darunter der Süperkargo Rey, retteten sich auf die Insel Heinau. Sie hatten Gelegenheit, diese genau kennen zu lernen, indem sie von den Chinesen sehr freundlich aufgenommen wurden. Sie bereisten später einen Theil der Südküste Chinas, um nach Kanton und von da wieder nach Europa zu gelangen. Diese Reise

gibt manche schätzbare Aufschlüsse, und trägt allerdings zur Kenntniß des räthselhaften Osten etwas bei.

9. Timkowski's Reise nach Pekin.

Unter den neuern Reisen nach Ostasia behauptet diejenige des Russen Timkowski eine ehrenvolle Stelle. Die Veranlassung dazu gab der Traktat, welcher schon seit längerer Zeit zwischen Rußland und China besteht, und dem gemäß es die Russen theils durch Unterhandlung, theils durch Gewalt dahin brachten, daß ihnen erlaubt wurde, zu Pekin selbst ein Kloster zu bauen, und daselbst eine Mission russischer Geistlichen zu unterhalten, die jedoch von 10 zu 10 Jahren durch andere Geistliche wieder ersetzt werden sollten.

Dieser Traktat ist vom 14. Juni 1728 datirt, er wurde von dem russischen Gesandten, Grafen Ladislawitsch, mit den chinesischen Ministern unter dem Namen eines ewigen Friedens abgeschlossen. Diesem gemäß darf ein Geistlicher mit noch drei untergebenen Geistlichen, die im Traktate Lamas genannt werden, im Kloster zu Pekin wohnen und Gottesdienst halten. Sie dürfen außerdem noch vier Zöglinge zur Erlernung der Chinasprache bei sich haben, was, wie natürlich, für die russische Regierung vom größten Vortheile ist. Die Ausführung dieses Traktats führt indessen immer eine Menge Schreibereien und Verhandlungen herbei, wodurch die Zeit des Aufenthalts der Russen in Pekin bedeutend verlängert wird.

Im Jahre 1819 wurde eine neue Mission organisirt, um diejenige, welche sich seit 1808 in Pekin befand, abzulösen. Im Juli 1820 befand sich das ganze Personal zu Kiachta, zur Begleitung derselben und zur Heimführung der alten Mission wurde der Kollegien-Assessor Georg Fedorowitsch Timkowski ausersehen. Eine chinesische Botschaft erwartete sie bereits, um sie nach Pekin zu führen; die Reise ging durch die Mongolei nach Urga, wo man am 23. September anlangte. Timkowski traf dort die chalchassischen Khane, die gerade anwesend waren. Das Klima um Urga ist sehr rauh, feucht und

ungesund; die Stadt selbst hat 7000 Einwohner, worunter der fünfte Theil aus Lama's besteht. An der Stadt fließt die Thola vorbei. Urga ist ein sehr verehrter Wallfahrtsort der Mongolen, und daher sehr lebendig. Acht Tagereisen westlich von Urga befinden sich warme Schwefelquellen, wohin die Lama's viele Kranke senden; es ist aber kein Gebäude daselbst errichtet, sondern in den steinernen Boden sind Gruben gehauen, worin die Kranken baden. Man mußte längere Zeit in Urga verweilen, bis der Jamun oder Senat von Urga, das einen mongolischen Fürsten hat, die Erlaubniß zur Weiterreise ertheilte. Die Chinesen fühlten dadurch ihren Stolz außerordentlich gekränkt, denn auch sie haben die löbliche Gewohnheit, von andern sehr viel zu fordern, sich aber keine Gegenforderungen gefallen lassen zu wollen. Die Reise ging nun durch das asische Hochland, die Wüste Gobi und die mongolisch-tartarischen Lager bis nach der in der chinesischen Grenzmauer liegenden Festung Chalgan, wo man am 18. November anlangte. Die Russen schildern die chinesische Mauer nicht mehr in so gutem Zustande, wie die ältern Reisenden solches thun; auch die Straße, welche durch dieselbe führt, soll nicht mehr so gut, sondern im Verfall begriffen seyn. Der alte Stolz ist indessen geblieben, denn die Russen mußten sich gefallen lassen, von ihren Pferden zu steigen, um zu Fuße durch das Thor in das himmlische Reich einzutreten; die alte Höflichkeit fand aber noch Statt, die Mission wurde überall zuvorkommend empfangen, die Mandarinen der Stadt kamen ihr überall entgegen; aber die Prellereien der Beamten haben auf eine furchtbare Weise überhand genommen, und diese zahlreiche Kaste in China ist so verderbt, daß troß der Freigebigkeit des Kaisers und der Zuvorkommenheit der Regierung die Reisenden endlosen Plackereien und Prellereien ausgesetzt waren. Sowohl die Lebensmittel als die Fuhrwerke sind außerordentlich theuer.

Von der chinesischen Mauer sagt Timkowski: »Endlich sahen wir am Fuße hoher Berge einige verfallene Thürme, und dort auf dem Gipfel des von Wolken umlagerten Gebirges windet sich gleich einem furchtbaren Drachen ein gezackter Streifen

eines gewaltigen Baues. Das ist die große, berühmte chinesische Mauer, sowohl durch die Arbeit, die sie kostete, als durch ihre Bestimmung merkwürdig. Dieses ewige Denkmal, stolz sich auf unersteiglichen Bergen erhebend, trifft mächtig die Blicke des Ausländers, hemmt seine Schritte, und versetzt ihn unwillkürlich in Nachdenken über das Außerordentliche, hervorgebracht von einem ungewöhnlichen Volke.«

Die Mauer ist ungefähr 300 deutsche Meilen lang. Ungeachtet sie 213 Jahre vor Christi Geburt unter der Dynastie Zin erbaut wurde (denn schon Ammian Marzellin spricht von ihr), so ist das ganze Gebäude doch noch immer in so fern erhalten, als daß es einem steinernen Walle gleicht, um die Civilisation gegen die Barbarei zu schützen. Der Grund derselben besteht aus viereckigen Quadern, worauf zwei dünne Mauern aus Backsteinen aufgeführt und mit Erde und Schotter ausgefüllt sind. Sie hält auf 26 Fuß Höhe 14 Fuß Dicke. Von hundert zu hundert Schritten sind Thürme, in denen einige hundert Kanonen aus Gußeisen liegen; der Hauptthurm ist jedoch eingestürzt, und das Thor sehr schadhaft; auch die Mauer ist an mehren Orten bedeutend beschädigt. Ausbesserungen finden jetzt nicht mehr Statt. Für Hirtenvölker der Steppe bleibt sie indessen auch jetzt noch ein unübersteigliches Hinderniß.

Von der großen Mauer an wurde das Land freundlicher, man kam an Felsentempeln vorbei, durch Städte und Festungen; schöne Gegenden und angenehme Landschaften wechseln mit malerischen Scenen und großartigen Panoramen freundlich ab; das Klima wurde milder, die Civilisation der Chinesen trat überall in schönen Bildern hervor, und endlich langten sie am 13. Dezember in der Hauptstadt des chinesischen Reiches an.

Noch immer ist Pekin die volkreichste Stadt der Erde, und wenn man auch in früherer Zeit die Größe und Bevölkerung dieser Stadt übertrieben haben mag, so gesteht doch auch Timkowski ihr zwei Millionen Einwohner zu. Er gibt eine sehr ausführliche und recht gute Beschreibung von ihr, welche so ziemlich das bestätigt, was schon früher Andere über dieselbe ver-

öffentlicht haben. Die ostasischen Städte haben ein eigenthümliches Gepräge; von Lungensucht erregendem Treppensteigen sind die Asiaten keine Freunde, die Häuser sind daher nur stockhoch, dabei aber ziemlich niedlich, obwohl weder geräumig noch bequem. Pracht der Gebäude erblickt man nur an öffentlichen Bauten, der Hofburg des Kaisers, den Pallästen und Gerichtshöfen, und an den Tempeln der Götter. Die Polizei soll sehr streng, aber höchst wohlthätig seyn. Die Gesetze, sehr alt und durchaus organisch, so daß das ganze Leben des Menschen durch heilige unverbrüchliche Sitten geregelt ist, werden stets und genau gehandhabt. Die Folge davon ist, daß unter einer außerordentlich zahlreich und eng beisammen wohnenden Bevölkerung die öffentliche Ruhe und Ordnung nie gestört wird, woraus eine um so größere Sicherheit entsteht, als überhaupt auch die Kasteneintheilung dazu mitwirkt. Eine sehr üble Folge dieser Einrichtungen ist aber der Egoismus, welchen selbst unsere heutige Entartung nicht bis zu dieser Höhe zu treiben vermag. Daher soll die Genußsucht und der Hang zu wollüstigen Ausschweifungen auch jede Vorstellung übersteigen. Die Altchinesen behaupten vollständige Oberhand über die Mandschu-Tartaren, welche sich zwar die Herren Chinas nennen, aber weit entfernt, die Chinesen zu Tartaren zu machen, entartet sind und am Rande der Unterjochung stehen. Unerschöpflich ist Timkowski in dem Lobe chinesischer Polizei, die hier, streng in ihren Wirkungskreis eingeschlossen, ihre eigentliche Bestimmung vollkommen erfüllen soll. Die Mandschu-Tartaren sind keineswegs beliebt, sondern vielmehr gehaßt, und es scheint eine Zeit zu nahen, welche die eigentlichen Chinesen wieder in den Besitz und Macht ihres Landes setzt. Das Charakteristische der asischen Steppenvölker bewährt sich demnach im Osten so sehr, wie im Westen. Sie waren wohl im Stande, so lange das Kriegführen auf roher, verstandloser Massenkraft beruhte, Erdtheile zu erobern und zu plündern; es fehlt ihnen jedoch durchaus die Kunst und das Talent, sich in denselben heimisch zu machen und zu behaupten.

Timkowski's Reise gehört zwar nicht zu den ausgezeich-

neten Produkten dieses Faches, an welche uns neuere, höchst talentvolle Männer gewöhnt haben, es fehlt ihr durchaus an Geist und Schärfe, an Auffassungs- und Darstellungsgabe; sie hat erst ihren Werth durch die Bearbeitung anderer Gelehrten erlangt, indessen enthält sie aber eine große Anzahl von Nachrichten, welche, verbunden mit der ältern Kenntniß von China, für den gegenwärtigen Zustand dieses höchst merkwürdigen Landes von hohem Werthe sind.

Wir können die Nachrichten von China nicht schließen, ohne der Verdienste zu gedenken, welche sich mehre französische Gelehrte, besonders Klaproth, der freilich eigentlich Deutschland angehört, und Abel Remusat erworben haben. Man hat endlich gelernt, daß die Behauptung, nach welcher man, um chinesisch lesen zu lernen, eines hundertjährigen Alters bedürfe, unter die Mährchen gehöre, und dem europäischen Fleiße ist es gelungen, sogar die chinesische Literatur vom Osten nach dem Westen zu verpflanzen.

10. Nachrichten von Korea.

Das Königreich Korea ist gewisser Maßen an China tributbar, und bildet eine sehr schöne, merkwürdige Halbinsel, etwas nordöstlich, oder eigentlich südlich vom nordöstlichen China. Die Nachrichten, welche wir darüber besitzen, sind äußerst mangelhaft, und die ältesten gehören Missionären an, welche dieselben in China gesammelt haben. Bei den Chinesen heißt Korea Kau-li, die Tartaren nennen es Solho; in Westen grenzt es an die chinesische Provinz Quan-tong, von der Tartarei trennt es eine Verpalisadirung, die bei den Chinesen die hölzerne Mauer heißt; von drei Seiten umgibt es das Meer. Die Missionäre wurden mit Korea durch eine Karte bekannt, welche sie im Pallaste des Kaisers von China aufgehängt fanden. Dieser hatte nämlich einen Mandarin mit Mathematikern dahin gesandt, um das Land aufzunehmen, und nach dieser verfertigten auch die Jesuiten ihre Karte von Korea. Diesen Nachrichten gemäß, ist es von mehren bedeutenden Flüssen wohl bewässert und von gro-

ßen Bergketten durchzogen, ja die Chinesen versetzen die höchsten Berge der Erde dahin, und die Benennung Chan-alia, d. h. immer weiß, deutet auf Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt hin. Vor Alters soll das Land in mehre Herrschaften getrennt gewesen seyn, die sich jedoch zuletzt zu einem Königreiche vereinigten, das in acht Provinzen getheilt wird. Die Hauptstadt heißt King-ky-tau, der Herrscher Tyen-tse, also auch ein Himmelssohn. Die Bauart der Häuser ist jedoch schlechter als in China, auf dem Lande sind sie aus gestampfter Erde, in den Städten aus Ziegeln erbaut. Auch die Mauer, welche gegen die Tartaren gerichtet ist, ist weniger solid, als die chinesische. Die Koreer stehen daher in jeder Rücksicht um ein paar Stufen niedriger, als die Chinesen. Übrigens sind sie ein wohlgebautes, sanftes Volk, das viel Geschmack an den Wissenschaften hat, und von den Chinesen sich durch einen gewissen Grad von Fröhlichkeit und Liebe zu Musik und Tanz auszeichnet. Der nördliche Theil des Landes bringt außerordentlich lebhafte Menschen hervor, die auch sehr gute Soldaten sind. Ihre Gesetze sollen vor denen in China große Vorzüge besitzen, Diebstahl und Ehebruch unter ihnen unerhört seyn, so daß man des Nachts die Häuser nicht zu verschließen pflegt. Die Kleidung ist der chinesischen ähnlich; Seidenstoffe von Purpurfarbe tragen die Vornehmen, und an Festtagen wie bei besondern Feierlichkeiten wird auch Gold und Silber nicht gespart. Sie haben einen Abscheu gegen Arznei, und nehmen niemals dergleichen. Die Hochzeiten gehen ohne besondere Feierlichkeit vorüber, die Vornehmen heirathen gewöhnlich aus ihren eigenen Familien; die Sitte fordert aber, den Todten vor dem Begräbniß noch drei Jahre bei sich aufzubewahren, und wird er endlich begraben, so begleitet ihn sein ganzer Hausrath, sein Vieh und alles, was ihm in seinem Leben gedient hat. Die Sprache unterscheidet sich in vielen Stücken von der chinesischen, aber die Schriftzeichen sind dieselben. Confucius wird bei ihnen außerordentlich hoch geehrt, und der Götzendienst verabscheut, welches sie jedoch nicht verhindert, höchst abergläubisch zu seyn. Sie tödten kein Thier, sind sehr mäßig, und lieben die Reinlichkeit.

So oft der König von Korea stirbt oder abdankt, sendet der Kaiser von China zwei seiner vornehmsten Mandarine, um dem Thronerben seinen Titel zu überbringen. Entsteht über die Thronfolge ein Streit, so entscheidet ihn ebenfalls die himmlische Majestät. Der König empfängt allzeit knieend seine Belehnung; auch die Königin erhält auf gleiche Weise ihren Titel, und eine jährliche Gesandtschaft bringt den Tribut nach Pekin. Die Strafgesetze sind außerordentlich gelinde, und mehr auf Demüthigung als physischen Schmerz berechnet. Das Land ist sehr fruchtbar und bringt einen Überfluß alles dessen hervor, was zum Leben gehört; dabei fehlt es weder an edlen noch nützlichen Metallen, wie denn überhaupt Korea zu den reichsten Provinzen des Orients gehört.

Wir haben Nachrichten aus dem Jahre 1653, daß Holländer an der Insel Quelpárt strandeten; Hamel, der Sekretär des holländischen Schiffes, der mit acht andern Personen nach Europa zurückkam, hat die Abenteuer dieser Schiffbrüchigen beschrieben. Indessen wurden gegen die Wahrheit dieser Nachrichten mehre Zweifel erhoben, da besonders die Städtenamen nicht recht mit den wirklichen Namen derselben passen; doch ist dieses mit den Eigennamen in der Geographie nur zu oft der Fall, als daß man deßwegen die ganze Nachricht, welche von acht Männern beschworen wurde, bezweifeln dürfte. Der Aufenthalt Hamels dauerte volle 13 Jahre, wodurch seine Nachrichten natürlicher Weise nicht wenig gewannen. Zuerst wird der Schiffbruch sehr umständlich beschrieben; sie glaubten sich Anfangs auf ein wüstes Land geworfen, und erstaunten daher nicht wenig, als sie am folgenden Tage 2000 Mann sowohl zu Pferde als zu Fuß gegen sich anrücken sahen. Sie wurden gefangen und mit Ketten am Halse zum Gouverneur geführt. Man rettete nun von Seite der Insulaner die Trümmer des Schiffes, und fing an, die Gefangenen sehr gut zu behandeln, nicht das Geringste wurde von ihrer Habe entwendet, und als einige Insulaner sich etwas angeeignet hatten, wurden sie sogleich mit einer tüchtigen Bastonade begabt.

Nachdem alles gerettet war, was man retten konnte, wur-

den die Holländer wieder zum Gouverneur geführt und äußerst gut behandelt; zu ihrem nicht geringen Erstaunen fanden sie hier einen Landsmann, der durch ein gleiches Schicksal vor 25 Jahren hieher verschlagen wurde, er hieß Johann Wettevri, und war von Riip in Holland gebürtig. Im folgenden Jahre wurde der Gouverneur abgelöst, sein Nachfolger war keineswegs so human. Die Holländer wurden nun auf der Insel sehr hart behandelt, sie faßten daher den Entschluß, zu entfliehen. Der Versuch mißlang indessen, sie wurden eingefangen, und eine Bastonade nebst Arrest war die Folge davon.

Die Insel Quelpärt liegt 12 bis 13 Lieues im Süden von Korea, und hat 15 Lieues Umfang. Sie besitzt an der Nordseite einen Hafen, von welchem aus eine beständige Verbindung mit dem Kontinente unterhalten wird. Die Fahrt ist indessen immer sehr gefährlich, und die Schiffe werden nicht selten nach Japan verschlagen. Quelpärt ist mit Klippen umgeben, außerordentlich reich an Vieh, besonders Pferden; die Berge sind mit Waldung, die Thäler mit Reißpflanzungen bedeckt.

Mit Ende Mai 1654 wurden die Schiffbrüchigen an den Füßen gefesselt und mit der rechten Hand an die Barke geschmiedet, und nach dem Festlande abgeführt; man fürchtete nämlich, sie möchten ins Wasser springen. Nach fünf Tagen landeten sie in Korea, wo sie dann ihre Reise nach der Hofhaltung des Königs antraten. Dieser erklärte ihnen zwar, daß sie die Erlaubniß, aus Korea abzureisen, niemals erlangen würden, er behandelte sie aber liebreich, und beschenkte sie. Sie mußten dafür in seiner Gegenwart ihre Talente in der Musik zeigen, und sogar tanzen, worauf sie den Garden einverleibt wurden. Sie hatten nun durch mehre Jahre viel auszustehen, mitunter fielen auch Bastonaden vor, und mehr als einmal waren sie in Lebensgefahr. Zum Unglück für sie kam auch noch eine Hungersnoth über das Land, wodurch sie ungemein litten. Alle diese Mühseligkeiten erweckten in ihnen den Entschluß, zu entfliehen, es koste was es wolle. Endlich gelang es acht von den fünfzehn Gestrandeten, nach mancher Gefahr auf einer Barke nach Japan zu entkom-

men. Von hier wurden sie nach Nangasaki, und dann zu ihren Landsleuten gebracht, wodurch sie denn endlich nach Europa zurückkamen. Die Nachrichten, welche sie bekannt machten, sind freilich ziemlich theuer erkauft, aber doch sehr gut, und zwar um so schätzbarer, je geringer und dürftiger die Nachrichten über dieses interessante Land sind. Einige Nachrichten erhalten wir durch die Begleiter des Lord Amherst auf seiner mißlungenen Gesandtschaftsreise nach China. Ellis, Leod und Basil Hall haben jeder in ihrer Beschreibung dieses Landes Erwähnung gethan. So weit reicht unsere Kenntniß von den so äußerst interessanten Reichen des Osten. So viel auch darüber bekannt ist, so wird doch durch jede Nachricht, die wir von da erhalten, das Interesse an diese so ganz auf eigene Weise entwickelten Staatsgesellschaften gesteigert. Es ist diese eine der unsrigen so wesentlich entgegengesetzte Kultur, und die Ideen, welche sich die Völker des Westen von der Bestimmung und Entwicklungsart der Menschen machen, ist in jeder Hinsicht der entgegengesetzte Pol von dem, was im Osten als das Höchste betrachtet wird; so viel müssen wir indessen gestehen, daß behagliches Leben, physisches Wohlseyn und möglichst leidenschaftloser Genuß Ostasia vor Westeuropa auszeichnet; dagegen ist das geistige Leben, welches bei uns der Menschheit einen so hohen Aufschwung gibt, im Osten offenbar untergeordnet.

Viertes Buch.

Entdeckungsreisen in Japan.

---

1. Erste Entdeckung von Japan.

Wir haben bereits im ersten Buche gesehen, wie der Enthüller Asias, Marco Polo, bis nach den japanischen Inseln gelangte, und so die ersten Nachrichten von diesem so äußerst interessanten Lande nach Europa brachte. Indessen war es aber auch

nicht mehr als die Kunde von dem bloßen Vorhandenseyn, was man von dieser neuen, so überaus wichtigen Entdeckung erfuhr. Auch die Fahrt des Portugalen Mendez Pinto nach Japan konnte um so weniger die Kunde davon erweitern, als die Nachrichten dieses Reisenden aus verschiedenen Gründen der innern Wahrheit ermangeln. Seine Fahrt fällt in das Jahr 1537.

Im Jahre 1542 wurden zwei Portugalen, Antonio de Mota und Francesco Peyxoto, auf einer Reise nach China mittelst eines Sturmes nach der Insel Nipon verschlagen. Diese Insel wird von den Chinesen Je-pucen genannt, und hieraus bildeten die Europäer den Namen Japan. Es ist dieses die letzte Entdeckung, welche die Portugalen gegen Osten machten, und das erste Anlangen europäischer Schiffe in Japan. Von einer größeren Bedeutung sind die folgenden Versuche der Holländer, nach Japan zu gelangen und sich daselbst festzusetzen. Man kann sagen, daß es mehr Zufall als eigentliche Absicht gewesen sey, was die holländischen Schiffe mehrmals nach Japan führte, wo sie eine sehr hohe Meinung von der Bildung und dem Reichthume des Landes faßten. Dieses bewog denn die Holländer, zu versuchen, ob es ihnen nicht gelingen würde, einen Handelsverkehr mit jenen Gegenden einzuleiten. Zwei Schiffe wurden daher von der Flotte des Admirals Verhofen im Jahre 1609 von Indien aus abgesandt. Sie langten glücklich daselbst am 1. Juli an, und warfen bei Nangasaki Anker. Eine Menge Einwohner kam sogleich ans Ufer, wo sie von den Japanesen sehr freundlich empfangen wurden. Die Gouverneure von Nangasaki und der Insel Firando besuchten die Schiffe, und die holländischen Kommissäre, welche mit einem Dolmetsch an den Hof gesandt waren, erlangten sogar die Erlaubniß, daß sich die Holländer im Namen des Prinzen Moritz und der Kompagnie auf der Insel Firando niederlassen durften. Sogleich kehrten die Schiffe mit dieser frohen Neuigkeit nach Holland zurück, und die Kompagnie fühlte zu sehr die Wichtigkeit dieser Nachricht, um nicht sogleich mehre Schiffe nach Japan zu schicken und daselbst den Handel einzuleiten und zu befestigen. Eine Yacht war das

erste Schiff, welches von Holland aus im Juli 1611 auf der Insel Firando vor Anker ging.

Die Gouverneure der Japaner freuten sich außerordentlich über die Rückkehr der Holländer, nur meinten sie, daß die Ladungen derselben zu klein seyen, und wünschten, daß man ihnen mehr Waaren zuführen möchte. Die Holländer wußten von diesem Umstande Nutzen zu ziehen, und meinten, daß besonders die Höhe des Zolles Ursache davon sey, und es daher nothwendig wäre, vor allen Dingen sich über die Zölle zu verständigen. Einige Schwierigkeiten erhoben sich in Bezug auf den Handel, es fand sich jedoch auf Japan ein Abenteurer, Namens Adams, der ihnen mit seinem Rathe beistand.

Dieser Adams war aus England gebürtig, und im Jahre 1598 als Pilot in holländische Dienste getreten. Er gerieth nach Japan, wo er sich die Gunst des Kaisers in einem so hohen Grade zu erwerben wußte, daß dieser ihm eine Pension versprach, und später ihm so viel Land schenkte, als zum Unterhalte eines vornehmen Mannes nöthig war. Diese glücklichen Umstände konnten ihn jedoch sein in London zurückgelassenes Weib und zwei Kinder nicht vergessen lassen, und er schrieb am 22. Oktober 1611 einen Brief an einige englische Kaufleute in Java. Dieser Brief war wahrscheinlich die Ursache, daß die Engländer späterhin alles versuchten, um an dem Handel mit Japan Theil zu nehmen. Aus ihm erfahren wir zugleich seine Schicksale, wodurch er nach einer Reise durch das Südmeer mit einem holländischen Schiffe nach Japan gerieth. Die Japaner führten das Schiff in einen sichern Hafen, berichteten an den Kaiser, und erlaubten ihnen, ihre Kranken an das Land zu bringen. Sie wurden mit großer Redlichkeit behandelt, und einige Japaner, die sich Übereilungen erlaubt hatten, hart bestraft. Von den Kranken, die zusammen aus 18 Personen bestanden, starben sechs, die übrigen wurden wieder gesund. Aus den Nachrichten Adams erfahren wir auch, daß um diese Zeit sich bereits Jesuiten-Missionäre mit großem Erfolge auf Japan niedergelassen hatten. Es war ihnen gelungen, sehr viele Japanesen zum Christenthume zu

bekehren, und durch ihre Gewandtheit sich im Lande selbst beliebt zu machen und Vertrauen zu erwerben. Für die Holländer war dieses ein sehr übler Umstand, denn aus ganz natürlichen Ursachen gaben sich die Jesuiten alle Mühe, die Holländer als Rebellen und Seeräuber darzustellen, wodurch eine solche Erbitterung gegen dieselben entstand, daß sie alle Augenblicke erwarten mußten, gekreuzigt zu werden; um ihr Unglück zu vergrößern, desertirten auch noch zwei Matrosen zu den Portugalen. Nach neun Tagen erschien endlich der Befehl, daß die Holländer nach Osaka, wo der Hof sich aufhielt, eine Gesandtschaft schicken sollten, und der Kapitän, von der Gewandtheit Adams überzeugt, ernannte diesen zu diesem Geschäfte und gab ihm zwei Matrosen als Bedeckung mit. Angelangt am Hofe, wurde er dem Kaiser vorgestellt; dieser unterhielt sich Anfangs mit ihm durch Zeichen, später durch einen eingebornen Dolmetsch, der hinreichend portugalisch sprach. Der Kaiser that nun eine Menge Fragen an Adams über die Reise der Holländer, über ihr Land, die politischen Verhältnisse Europas u. s. w. Adams gab über alles hinreichende Auskunft und unterrichtete den Kaiser über den Krieg seines Vaterlandes mit Spanien und Portugal, und die Ursachen desselben. Er zog auch eine Weltkarte hervor, um dem Kaiser den Verlauf der Reise und die damalige Geographie zu erklären. Alle diese Dinge waren für den Kaiser von Japan so neu, daß er geneigt war, sie für Fabeln zu halten. Nach einer langen Unterhaltung erbat Adams für seine Landsleute dieselben Handelsvortheile, welche den Spaniern und Portugalen bewilligt waren. Als Antwort ließ der Kaiser die Holländer einsperren, aber gut behandeln. Nach zwei Tagen ließ er sie abermals vor sich bringen und fragte sie, was sie bewegen konnte, nach einem so entfernten Lande zu kommen? Adams antwortete: daß der Handel der einzige Zweck sey, und daß seine Nation nichts sehnlicher wünsche, als mit allen Völkern der Erde im friedlichen Verkehre zu stehen. Der Kaiser fragte ferner, was die Ursache des Krieges der Engländer gegen Spanien und Portugal sey, und Adams wußte darüber so guten Bescheid zu geben, und die

Verhältnisse in Europa so auseinander zu setzen, daß der Kaiser auf das lebhafteste ergriffen wurde, was jedoch nicht verhinderte, die Holländer aufs neue einzusperren. Sie kamen indessen in ein besseres Gefängniß, und wurden außerordentlich gut behandelt. Diese Gefangenschaft dauerte 39 Tage, während welcher Zeit Adams nicht die geringste Nachricht vom Schiffe erhielt, und voll Angst jeden Augenblick seine Hinrichtung erwartete.

Die Portugalen waren ohne Aufhören bemüht, den Kaiser gegen die Holländer einzunehmen, so wie auch die Engländer auf alle Art und Weise zu verleumden. Sie nannten sie Räuber und Diebe, und ein aus allen Nationen zusammengerafftes Gesindel, deren Leben der Kaiser nicht schonen könne, ohne sein Reich der größten Gefahr auszusetzen. Dieses Beispiel der Strenge sey nothwendig, um für die Zukunft alle Seeräuber abzuhalten, die selige Ruhe von Japan zu stören. Diese Bemühungen wurden durch die zahlreichen Freunde der Portugalen unterstützt, aber der biedere Kaiser antwortete endlich, daß, so lange die Fremden, die man ihm mit so gehässigen Farben male, in seinem Lande kein Verbrechen begangen hätten, er ihnen auch, ohne die ewige Gerechtigkeit zu beleidigen, kein Leid zufügen könne, und wenn die Engländer mit den Portugalen in Krieg begriffen wären, so sehe er darin gar keine Ursache, warum Japan sich darein mischen, noch viel weniger Unschuldige schlachten sollte.

Auch das Schiff wurde während der Zeit sehr gut behandelt. Adams wurde sogar erlaubt, zu seinen Landsleuten zurück zu kehren, diesen wurde alles, was man ihnen geraubt hatte, zurück gestellt, und was bereits abhanden gekommen war, reichlich bezahlt, auch auf das strengste verboten, die Fremden zu beschädigen. Auf kaiserlichen Befehl begab sich nun das Schiff nach Jeddo, wo sich Adams so sehr in die Gunst des Kaisers setzte, daß dieser ihm auftrug, ein Schiff nach europäischer Art für ihn zu bauen. Dieses Auftrags entledigte sich der Pilote so gut er konnte, indem er die geschicktesten Zimmerleute seines Schiffes dazu verwandte. Der Kaiser besuchte die Arbeiter sehr fleißig, und war entzückt über das wohlgelungene Werk. Adams stieg

von Tag zu Tag in seiner Gunst, er wurde nach Hofe geladen, erhielt ansehnliche Geschenke, und wurde in vielen Dingen um Rath gefragt. Seine Kenntnisse, so wie seine gesellschaftliche Gewandtheit hoben seinen Kredit immer mehr; er brachte sogar dem Kaiser Geschmack an Mathematik bei, und bald sah man die Portugalen und Missionäre, die ihn früher so übel bedient hatten, sich um seine Gunst bewerben. Indessen waren zwei Jahre vergangen, ohne daß die Holländer Erlaubniß erhalten konnten, nach ihrer Heimath zurück zu kehren. Der Kaiser überhäufte sie mit Gnaden, und Adams sammt dem Kapitän lebten als Hofherren in recht angenehmen Verhältnissen. Als nach fünf Jahren Adams seine Bitte erneuerte, so nahm dieses der Kaiser sehr übel, und bezeugte sein Erstaunen, daß sie nach so vielen Beweisen seiner Huld sich noch immer von Japan wegsehnen könnten.

Adams bat nun um die Erlaubniß, es dahin bringen zu dürfen, daß die Engländer und Holländer ihren Handel auch auf Japan berechneten, und der Kaiser erklärte, daß er es selbst wünsche, daß diese beiden Nationen sein Reich besuchen möchten; indessen, meinte er, sey es hinreichend, wenn eine solche Veranstaltung durch Briefe getroffen würde, indem er Adams zu sehr liebe, als daß er ihn jemals entlassen würde. Endlich gelang es Adams doch, für den Kapitän die Freiheit zu erlangen; dieser segelte auf einer Jonke mit Briefen von ihm ab, und gelangte nach Jor, wo er eine holländische Flotte von neun Schiffen vorfand; er kam später in einer Seeschlacht bei Malakka um. Adams erhielt den Auftrag, ein neues größeres Schiff für den Kaiser zu bauen, auch dieses gelang vollkommen, und ein Schiff von 120 Tonnen lief vom Stapel, welches später dem spanischen Gouverneur von Manila zu einer Reise nach Akapulko diente. In demselben Jahre 1609 erhielt Adams den japanischen Adel mit einer Auszeichnung, die nie an einem Ausländer gesehen wurde. Er schreibt daher auch an seine Familie, er habe Land und Leute, Geld und Gut, und ein so großes Ansehen bei Hofe, daß selbst die Japaner um seine Gunst buhlten. Von diesem Ansehen verlor er selbst unter dem Nachfolger des Kaisers nichts.

Es ist sehr Schade, daß uns dieser ausgezeichnete Kopf über Japan, das er doch genau kennen mußte, nicht mehr und gründlichere Nachrichten aufbewahrt hat, er spricht von der Größe der Insel, ihrer Lage und beinahe viereckigen Gestalt, schildert das Volk von Japan als von vortrefflicher Gemüthsbeschaffenheit, großmüthig, gebildet und tapfer. Die Gerechtigkeit werde mit eben so großer Strenge als Schnelligkeit geübt, die Politik sey außerordentlich klug und redlich, und kein Land der Erde werde so vortrefflich regiert, als Japan. Indessen sey der Aberglaube über alle Beschreibung, und das einzige, aber große Übel des Landes; in Folge desselben gebe es eine ungeheure Menge Priester, die in mehre Sekten getheilt, eine wahre Landplage seyen. Sie seyen sehr boshaft und verursachen nicht selten Unruhen.

Nach Adams kamen die ersten holländischen Schiffe im Jahre 1609 nach der Insel Firando; er verschaffte ihnen die Erlaubniß, jährlich wieder zu kommen, indessen konnte er selbst durchaus die Bewilligung, nach Hause zurück zu kehren und die Seinigen wieder zu sehen, nicht erlangen.

2. Fortsetzung.

Eben dieser Adams war es, der auch den Holländern, die, wie oben bemerkt, 1611 nach Firando kamen, sehr gute Dienste leistete; er gab ihnen den Rath, auch den Hof zu Jeddo, so wie mehre Prinzen von Geblüt zu besuchen, was sie denn auch thaten, und Gelegenheit genug hatten, sowohl die Schönheit, als auch die hohe Kulturstufe des Landes zu bewundern. Sie kamen von Firando nach Miako, nachdem sie vorher zu Osaka den Prinzen Federisamma besucht hatten. Miako war schon damals eine sehr große Stadt, hatte blühende Fabriken und Handel, und so klug sind die Japaner, daß selbst bei ihren bürgerlichen Kriegen, die mitunter ausbrechen, die reiche Handelsstadt stets von beiden Seiten geschont wird, um der Industrie nicht zu schaden. In Miako hatten die Holländer auch Gelegenheit, die seltene Uneigennützigkeit der japanischen Beamten zu bewundern. Tags vorher war nämlich eine äußerst glänzende portugie-

lische Gesandtschaft mit kostbaren Geschenken für den Kaiser durchgereist, und hatte den Gouverneur von Miako ebenfalls reichlich bedacht; demungeachtet behandelte er die holländische Gesandtschaft mit derselben Güte und Aufmerksamkeit, obwohl sie nicht im Stande war, ähnliche Geschenke zu machen; überhaupt soll bei aller Ähnlichkeit zwischen Chinesen und Japanesen die Redlichkeit der japanesischen Beamten eben so groß, als die Schelmerei und Bestechlichkeit der chinesischen seyn. Durch die Vermittlung Adams gelang es, alle Bemühungen der portugalischen Gesandtschaft zu vereiteln; auch am Hofe wurden von dem Großofficier die Geschenke der Holländer nicht angenommen, und nur um dieselben nicht zu kränken, entschloß er sich endlich, einige geringe Geschenke anzunehmen, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß dieses gegen seine Grundsätze sey, ein Ehrgefühl, das man sonst in ganz Asia nicht kennt. Bei der Audienz that der Kaiser eine Menge Fragen an sie, die alle sehr verständig waren, und erklärte später Adams: er sehe wohl, daß die Holländer ein gebildetes Volk, und Meister in Manufakturen sowohl als den Waffen seyen. Nach mehrern Reisen an verschiedene Hofhaltungen der Prinzen vom Geblüt und der Großen des Reichs, erhielten die Holländer die Erlaubniß, sowohl nach Japan zu handeln, als auch Befreiung von der lästigen Visitation ihrer Schiffe durch japanische Beamte. Ein Komptoir wurde nun auf Firando errichtet, die japanische Regierung bewies sich außerordentlich großmüthig gegen die Holländer, und diese reisten mit den erhaltenen Privilegien und der frohen Neuigkeit, in Japan festen Fuß gefaßt zu haben, in ihr Vaterland zurück.

Diese ersten Reisen sind um so wichtiger, als sich bald darauf größten Theils durch die Schuld der Europäer die Verhältnisse mit Japan gewaltig änderten. Die Japanesen gaben sich Anfangs mit vollem Vertrauen den Fremden hin, und behandelten sie mit einer Höflichkeit und Biederkeit, die man schwerlich irgendwo auf Erden in einem höhern Grade antreffen dürfte. Indessen ahnete dieses hochgebildete Volk (denn als solches müssen wir es trotz seiner Unähnlichkeit mit uns gelten las-

sen) das Unheil, welches eine zu offene Hingebung an Fremde ihnen drohte, und schloß sein Land gegen den Einfluß des Abendlandes ab. Die einzigen Holländer waren so glücklich, unter gewissen Einschränkungen ihre Verbindung mit Japan bis heute zu erhalten. In jeder Hinsicht besteht zwischen den Chinesen und Japanern eine außerordentliche Unähnlichkeit. Die Japaner scheinen die Chinesen moralisch in Allem zu übertreffen. Sie sind ein reines Originalvolk, durch keine Einflüsse von außen verunreinigt. Unter die Chinesen haben sich Tartaren und Mongolen gemischt, und die Untugenden dieser Völker sind ihnen keineswegs fremd geblieben. Ein lächerlicher Nationalstolz, ein kleinlicher Wuchergeiz, nebst allen Untugenden einer überfeinerten Halbbildung, Schlaffheit und Verweichlichung leuchtet aus allem hervor, was wir von den Chinesen wissen. Der Japaner dagegen besitzt Genie und Gemüthlichkeit genug, um auf Tugenden einen Werth zu legen, welche man sonst im Oriente nicht einmal affektirt. Er ist großmüthig, bescheiden, lernbegierig, höflich, und weiß Humanität nicht nur zu schätzen, sondern auch zu erwerben. Die neuere Zeit, welche Japan weniger kennt, nimmt von der Vorsicht, womit es das Fremde entfernt hält, einen Grund her, um es zu verleumden; allein alle Nachrichten der ältern Reisenden, die das Innere dieses sonderbaren Landes kennen gelernt haben, stimmen darin überein, das Volk von Japan auf eine sehr hohe Stufe der Civilisation zu stellen. Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, der ehrenvolle Ackerbau habe in Japan die höchste Stufe seiner Ausbildung erreicht. Die Gesetze werden mit chinesischer Skrupulosität genau und treu befolgt, sie sind durchaus organisch, regeln alle Verhältnisse des Lebens, ohne jene barbarische Schwulsthülle, welche China umgibt. Somit wäre das Gute des Ost und West in Japan vereinigt.

3. Die Reisen der Kapitäne John Saris.

Der Engländer John Saris vollführte die erste Reise seiner Nation nach Japan. Einen Auszug seiner Reise, die er nie selbst veröffentlichte, hat uns Purchas aufbewahrt. Sa-

ris hatte drei Schiffe unter seinem Befehle, und war mit denselben am 18. April 1611 aus den Dünen abgereist; er langte glücklich auf den Molukken an, nachdem er eine Reise im rothen Meere und bei den Arabern mit Glück und Talent vollbracht hatte. Von den Molukken aus eine Reise nach Japan zu unternehmen, war ein damals ziemlich kühner Entschluß, und Saris führte ihn mit Entschlossenheit und Glück aus. Er langte glücklich vor Nangasaki an, wo er einen vortrefflichen Ankerplatz fand; hier miethete er Piloten, um nach der Insel Firando zu gelangen. Die zwei japanesischen Piloten führten die Schiffe des Saris sehr glücklich an ihren Bestimmungsort; man hatte jedoch nicht lange Anker geworfen, als das alte Oberhaupt der Insel mit seinem Neffen in Begleitung von 40 Barken zum Besuch kam. Als sie sich den englischen Schiffen näherten, befahl der alte König seinem Gefolge, in einiger Entfernung zu bleiben, und bestieg nur von seinem Neffen begleitet das Schiff des Saris, den er nach Landessitte begrüßte. Diese Begrüßung besteht darin, daß man seine Sandalen ablegt, dann die Hände zusammenschlägt, sich bis zu den Knieen neigt, sodann die Sandalen wieder anzieht, und sich mit den Worten: ogh ogh! in kleinen Schritten nähert. Beide Prinzen waren in seidene Gewänder gekleidet, unter denen sie Hemden trugen, die den unsrigen ähnlich waren; sie hatten keine Strümpfe an; sie trugen an den Seiten zwei Säbel, welche Katan heißen, außerordentlich krumm und nicht sehr lang sind. Der Hals ist nackt, und der Vorderkopf bis auf den Wirbel, wo eine lange, in einen Knopf gewundene Locke steht, rasirt; sie hatten weder eine Mütze noch einen Turban. Jeder hatte einen Officier bei sich, der der Befehlshaber ihrer Sklaven war. Saris führte sie in die Kajüte, und suchte ihnen die festlichste Bewirthung, die ihm möglich war, zu bereiten. Er übergab ihnen die Briefe des Königs von England, die von den Fürsten mit der größten Hochachtung empfangen wurden; indessen sollte die Eröffnung bis zur Rückkehr Adams, der sich noch in Japan befand, aufgeschoben bleiben. Der König hieß Foyne Sama, und der Neffe Tone Sama; er-

sterer war ungefähr 72 Jahre alt, letzterer 24. Nachdem die hohen Personen beiläufig eine Stunde auf dem Schiffe verweilt hatten, kehrten sie an das Land zurück. Sogleich wollten nun alle Japanesen sämmtlich nach einander ihre Visiten machen, was zuletzt Saris so ermüdete, daß er zum Könige sandte, und ihn bitten ließ, er möchte ihn von den Besuchen befreien. Sogleich erschienen Officiere, um die Engländer vor jeder Beleidigung zu schützen. Die Schiffe wurden in der Folge mit allen möglichen Erfrischungen versehen, und endlich erschienen bei 60 Barken, um die Schiffe in den Hafen zu bugsiren. Die Visiten nahmen nun noch mehr überhand, und auch Damen nahmen an diesen Besuchen Antheil; sogar vier königliche Frauen erschienen: diese waren von einem großen Gefolge mit japanischer Musik begleitet. Man räumte nun den Engländern gegen Bezahlung ein paar Häuser in der Stadt ein. Der König veranstaltete ihnen zu Ehren ein Fest, und berief zu dem Ende eine Truppe von Schauspielern, die von Stadt zu Stadt zu ziehen pflegen, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Sie waren mit Kleidern und Dekorationen, die ihren Stücken gemäß sind, versehen, und ihre Stücke behandelten Kriegs- und Liebesabenteuer. Es ist ihnen bei Todesstrafe verboten, einen höhern, als den durch die Gesetze festgesetzten Preis zu fordern. Die Truppe besteht aus Weibern, die einem Aufseher wie Sklavinnen unterworfen sind; ihr Beruf, obwohl einträglich genug, um ihnen ein unabhängiges Leben zu bereiten, gilt doch für unehrlich. Sie dienen auch den vornehmen Japanesen als Beischläferinnen, welche sie oft den Ehefrauen vorziehen; demungeachtet werden sie nach ihrem Tode an einem Stricke durch die Straßen geschleift, und auf den Schindanger geworfen.

Der Aufenthalt der Engländer auf der Insel gab ihnen Gelegenheit, einer Hinrichtung beizuwohnen. Ein Weib hatte in Abwesenheit ihres Mannes, der auf einer weiten Reise entfernt war, zwei Liebhabern zu verschiedenen Stunden eine Zusammenkunft bewilligt. Unglücklicher Weise konnte einer derselben die bestimmte Stunde nicht erwarten, sondern stellte sich früh genug

ein, um mit seinem Nebenbuhler zusammen zu treffen. Im Zorne, sich betrogen zu sehen, führte er einen Säbelhieb nach seinem Nebenbuhler; der dadurch verursachte Lärm zog die Nachbarn herbei, und der König verurtheilte die drei Schuldigen zum Tode. Sie wurden feierlich zum Richtplatze geführt; voran ging ein Mann mit dem Beile, hinter ihm ein anderer mit einer Haue, um das Grab zu graben, wenn dem Verurtheilten ein Begräbniß zugestanden wird; ein dritter trug eine Tafel, auf welcher das Verbrechen und das Urtheil geschrieben war. Hierauf kamen die Verbrecher, deren Hände mit seidenen Schnüren auf den Rücken gebunden waren, an welchen sie von den Scharfrichtern geführt wurden; zwei Soldaten mit Spießen gingen zur Seite. Auf dem Haupte der Verurtheilten war ein Blatt Papier befestigt, worauf das Verbrechen mit großen Buchstaben geschrieben stand. Sie gingen mit großer Entschlossenheit ihrem Schicksale entgegen. Die Exekution war äußerst barbarisch; die Henker hieben ihnen die Köpfe ab, worauf alle Umstehenden ihre Schwerter zogen, und die Leichname in Stücke hieben, die sodann auf den Anger geworfen wurden, um eine Beute der Geier zu werden. Auch der Diebstahl wird in Japan noch strenger als in England bestraft, ohne darum weniger gemein zu seyn. Eben so sah Saris einen Gouverneur hinrichten, der mit seiner eigenen Mutter im vertrauten Umgange gelebt hatte, was auf die Sittengeschichte dieses Volks ein grelles Licht wirft.

Die Engländer wünschten sich an den Hof des Kaisers zu begeben, was ihnen denn auch auf Vermittelung des oft erwähnten Adams gestattet wurde. Sie versahen sich daher mit Geschenken, und der König von Firando rüstete eine schöne vierzigruderige, und mit 60 Japanesen bemannte Galeere aus, um Saris mit einem Gefolge von Engländern nach Hof zu bringen. Die Gesandtschaft ging am 2. August von Firando ab; man fuhr zwischen mehren Inseln hin, von denen der größte Theil außerordentlich stark bevölkert, sehr gut angebaut, und mit schönen Dörfern besetzt war. Die Insel Fukkate wird durch ein Schloß vertheidigt, das sehr fest gebaut ist, und unter welchem

die Engländer durch die Winde zu landen gezwungen wurden. Die Stadt erschien Saris so groß als London innerhalb der Ringmauern, dabei außerordentlich bevölkert. Das Volk schien ziemlich gebildet, aber der Pöbel insultirte die Engländer, was sich diese auch gefallen lassen mußten; es widerfuhr ihnen dieses an mehren Örtern bis Osaka, und mitunter kam wohl noch ein Steinhagel dazu. An der ganzen Küste fand Saris eine Menge auf Schiffen wohnender Menschen, d. h. Weiber und Kinder wohnten auf dem Wasser, und beschäftigten sich mit dem Fischfange, während die Männer täglich nach dem Lande gingen, um sich als Arbeiter zu vermiethen; diese Weiber sind im Fischfange sehr gewandt, und tauchen 6 bis 7 Klafter tief unter. Das Meerwasser bewirkt jedoch bei ihnen eine Augenröthe, an welcher diese Amphibien zu erkennen sind. In der Meerenge von Xemina bemerkten sie eine Jonke von 900 bis 1000 Tonnen Gehalt, mit Eisenblech beschlagen; das Schiff war außerordentlich gut gebaut, und hatte die Gestalt, unter welcher man uns die Arche Noäh vorstellt. Die Japanesen bemerkten, daß dieses Schiff zum Transport des Militärs nach verschiedenen Inseln bestimmt sey.

Man gelangte am 27. August in die Nähe von Osaka. Die Galeere konnte sich der Küste nicht nahen; in einer leichten Barke kam daher der Herr des Hauses, in welchem die Engländer abtreten sollten; er brachte Erfrischungen mit, und das Fahrzeug wurde von den Matrosen in den Fluß gezogen. Osaka hat dieselbe Größe wie Fukkate; mehre hölzerne Brücken führen über den Fluß, welcher die Größe der Themse in London hat. Die Häuser sind zwar nicht alle gleich schön, doch gibt es mehre darunter von außerordentlicher Pracht, da Osaka eine der schönsten Städte von Japan ist. Das Schloß ist von bedeutender Größe, befestigt, und mit weiten und tiefen Gräben umgeben, über welche an jedem Thore eine Zugbrücke führt; die Mauern sind 12 bis 15 Fuß dick, mit Zwischenräumen, durch welche man Pfeile, Spieße und Steine schleudern kann; sie sind aus gehauenen Steinen erbaut; die Steine sind so genau ge-

hauen, daß ein wenig Erde hinreicht, um sie an einander zu kitten.

Osaka gegenüber, auf dem andern Ufer des Flusses, liegt eine Stadt, Sakay genannt; diese ist zwar kleiner, führt aber bedeutenden Handel mit den benachbarten Inseln. Saris hinterließ hier einige Proben von seinen Waaren, und schiffte auf einer Barke nach Fuchimi, wo er am 29. August anlangte; auch diese Stadt war nach der Weise des Landes stark befestigt, und hatte eine Besatzung von 3000 Mann. Eben bei der Ankunft der Engländer wurde die Garnison gewechselt, und Saris hatte die Gelegenheit, die Ordnung und Disciplin, so wie den guten Zustand des japanischen Militärs zu bewundern. Eben so rühmt Saris den Überfluß an Lebensmitteln, welcher sich überall in Japan, besonders an den Hauptstraßen, vorfindet. Das gemeinste Nahrungsmittel des Landes ist Reiß verschiedener Art, worunter der weiße der geschätzteste ist; ferner Fische, sowohl frisch als gesalzen; verschiedene Gemüse und Wurzelgattungen; dann Geflügel der verschiedensten Art. Vieh gibt es in Japan im Überfluß; es werden auch verschiedene Käsearten bereitet, aber keine Butter, und eben so wenig genießen sie Milch, weil sie selbe für Blut halten. Die Lebensmittel waren weit wohlfeiler als in England. Für gewöhnlich trinkt der Japanese Wasser, und nur sehr selten Reißbranntwein.

Zu Fuchimi erhielten die Engländer 19 Pferde auf Unkosten des Kaisers, um sie und ihr Gefolge weiter zu bringen; für Saris war noch ein von sechs Männern getragener Palankin beigefügt, damit er nach Belieben reiten oder sich tragen lassen könne. Man reiste täglich 15 bis 16 engl. Meilen weit; Saris findet keinen Ausdruck, um die Pracht der Straßen nach Würden zu rühmen; die Hauptstraße, auf welcher er reiste, war nicht nur sehr gerade, breit und gut, sondern auch äußerst bequem; man hatte Berge durchbrochen, und mit einem unendlichen Kraftaufwande jedes Hinderniß beseitigt. Die Straße war in Meilen abgetheilt, und zu jeder Seite eines solchen Abschnittes standen zwei kleine Pyramiden, um sowohl die Länge des Wegs, als

auch den Preis der Lastthiere genau zu bestimmen; die Straße war beständig mit einer Menge von Reisenden bedeckt; eine ungeheure Anzahl von Landhäusern sind über diese Gegend zerstreut; die Menge der Dörfer und großen Städte übertrifft die der bevölkertsten Gegend Europas. Man sieht auch eine Menge Klostertempel, mit Hainen umgeben; sie befinden sich stets auf den schönsten Punkten eines jeden Bezirks erbaut, und die Priester genießen alle möglichen Bequemlichkeiten, welche das Land darbietet. Saris berichtet, daß man um jede Stadt eine Anzahl Kreuze erblicke, an welchen Verbrecher sehr häufig einen schmählichen Tod erleiden, und nicht mit Unrecht hält er diesen Umstand für eines der größten Hindernisse, welche dem Christenthume in Japan entgegenstehen.

Saris langte in Suronga, der damaligen Residenz des Kaisers, an; er berichtet von dieser Stadt, daß sie dem damaligen London mit allen seinen Vorstädten an Größe gleichkomme; man duldet in derselben keine Handwerker, damit ihr Geräusch nicht etwa den Kaiser oder die Großen in ihrer Ruhe störe; der Pallast befindet sich im Mittelpunkte der Stadt; alles athmet Ruhe, Pracht und Feierlichkeit.

Sogleich nach seiner Ankunft sandte er Adams nach Hof, um seine Ankunft zu melden, und um schnelle Beendigung der Geschäfte zu bitten. Es wurde ihm versichert, daß er, sobald er ein oder zwei Tage ausgeruht haben würde, zur Audienz zugelassen werden soll. Am 8. September wurde denn auch Saris in seinem Palankin, dem die Faktoren die Geschenke für den Kaiser voraustrugen, nach dem Schlosse von Suronga gebracht; er ging über mehre Brücken, deren jede ihre Wache hatte; sodann betrat man eine prächtige steinerne Treppe, auf deren Gipfel der Sekretär des Kaisers und der Admiral zum Empfang der Gesandtschaft bereit standen; sie führten den Gesandten in ein tapeziertes Gemach, wo man ein wenig ruhte; nach einigen Minuten begab man sich in ein anderes Gemach, das in der Landessprache der Saal der Gegenwart heißt. Man sah hier den Thron des Kaisers auf einer Unterlage von 5 Fuß Höhe, nach

orientalischer Sitte, strahlend und prächtig. Man erinnerte die Engländer, daß sie vor demselben ihre Ehrfurcht zu bezeugen hätten, worauf man sie in das erste Gemach zurückführte. Nach einer Stunde ungefähr berichteten einige Kammerherren, daß Se. Majestät erschienen sey; sogleich ergriffen der Sekretär und der Admiral Saris bei den Armen, und führten ihn an die Thüre des Saales der Gegenwart, wo sie ihm das Zeichen einzutreten gaben, ohne es zu wagen, auch nur einen Blick in denselben zu werfen. Der Gesandte nahte sich nun ehrfurchtsvoll dem Throne, bloß von Adams, der ihm als Dollmetsch diente, begleitet. Bei weitem würdevoller, als der chinesische Monarch, empfing der Kaiser von Japan eigenhändig das Schreiben des Königs von England, und nachdem er es der Stirne genähert, befahl er seinem Dollmetsch, zu sagen: daß er sich freue, die Engländer in seinem Lande zu sehen, und daß er ihnen, so bald sie nach einer so langen Reise einige Tage geruht haben würden, seinen Bescheid nicht verzögern wolle. Endlich ließ er sie auch fragen, ob sie seinen Sohn zu Jeddo nicht besuchen wollten, und nachdem sie dieses bejahten, so gab er Befehl, für die Reise Pferde und Begleitung zu liefern. Er entließ sie mit einer Neigung des Hauptes. An der Thüre des Audienzsaales empfing sie der Sekretär und Admiral, um sie bis an die Treppe zu führen. Auch bei dieser Gelegenheit zeigten sich die Beamten des Hofes gegen alle Bestechung und Geschenke unempfindlich.

Nachdem der Traktat ziemlich günstig für die Engländer geschlossen war, begab sich Saris auf seine Reise nach Jeddo. Er reiste am 12. Sept. von Suronga ab, und fand auch hier zu seinem großen Erstaunen das Land überaus bevölkert. Tempel bedeckten die schönsten Punkte desselben; einer dieser war besonders berühmt durch ein Götzenbild, Namens Dabis, es war aus Kupfer, inwendig hohl, und obwohl hockend, dennoch 22 Fuß hoch. Die sehr reiche Kleidung desselben sollte die Verehrung des Volkes erhöhen. Die Engländer durften ohne Schwierigkeit eintreten, und sogar ihre Namen auf das kupferne Bild

kritzeln. Man erzählte den Engländern, daß jeden Monat eine der schönsten Jungfrauen des Landes in ein prachtvolles Gemach des Tempels gebracht würde, wo sie jede Nacht zärtliche Besuche von dem Götzen empfange. So oft sie am Ende des Monats einer andern Platz mache, finde sie sich mit Fischschuppen bedeckt, und man wisse nicht, was aus ihr werde. Nicht mit Unrecht ist Saris überzeugt, daß der Teufel hier im Spiele sey, und die Leichtgläubigkeit der Japaner mißbrauche.

Von Jeddo, wo Saris am 14. September anlangte, berichtet er, daß diese Stadt nicht nur bei weitem größer, sondern auch unendlich schöner und prachtvoller als Suronga sey. Der größte Theil der Häuser ist aus sehr schönen Steinen erbaut, und der meiste Theil derselben hat vergoldete Fassaden; die Fenster sind groß, und mit vergoldeten und bemalten Vorhängen bedeckt. Die Hauptstraße der Stadt wird durch einen Damm gebildet, der sogar durch den Fluß setzt, wo er auf gewaltigen Bögen ruht. Wenige Städte Europas besitzen eine so breite und prachtvolle Straße.

Nachdem Saris seine Geschäfte vollendet, und für den Handel sehr günstige Bedingungen erlangt hatte, kehrte er nach Batavia zurück; er besuchte auf seinem Wege auch noch Tonkin und Kochinchina, und langte 1613 wieder in seinem Vaterlande an.

4. Fernere Reisen in Japan.

Die bisherigen Versuche zur Enthüllung des Wunderreiches im äußersten Osten der Erde hatte die Neugierde um so mehr gereizt, als eine Wolke der wunderbarsten Mährchen auf jenen Ländern ruhte. Dieselbe zu zerstreuen, trugen auch hier wieder die Missionsreisen der Jesuiten sehr viel bei. Besonders merkwürdig ist die gefahrvolle Reise, welche Hieronymus de Angelis und Jakob Caravalho, zwei portugalische Jesuiten, im Jahre 1620 unternahmen. Sie sind die ersten Europäer, welche, von Nipon oder Niphon aus, die von Kurilen bewohnte und nur durch einen schmalen Kanal von Japan ge-

trennte Insel Jesso oder Jeddo betraten. Die Kurilen nennen sich Ainos; sie sind ein außerordentlich kunstfertiges Volk, und besonders in der Verfertigung des Porzellans Meister; man verdankt diesen Vätern die ersten nützlichen Nachrichten über die Bereitung der kostbaren Porzellangefäße, welche damals in Europa dem Golde gleichgeschätzt wurden.

Eine andere sehr merkwürdige Reise nach Japan war im Jahre 1635 von dem Holländer Franz Caron vollbracht. Dieser Mann hat sich um die Erdkunde sehr verdient gemacht, indem er einen eben so ausführlichen als trefflichen Bericht über dieses östliche Eiland hinterließ. Caron kam schon als Knabe nach Japan, indem er als Schiffjunge auf einem holländischen Schiffe diente. Die barbarische Behandlung, welcher, zur Schande der Civilisation, auch heut zu Tage noch die Lehrjungen in den meisten Ländern ausgesetzt sind, empörte auch unsern Caron so sehr, daß er lieber das Äußerste wagen, als länger die Mißhandlungen erdulden wollte; als daher das holländische Schiff von Japan abzusegeln im Begriffe war, verbarg er sich in einer Schleuße am Hafen. Die holländischen Kolonisten nahmen sich ihres kleinen Landsmannes, dessen Entschlossenheit sie gerührt hatte, liebreich an, ließen ihn im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten, und der wohlorganisirte Knabe machte solche Fortschritte, daß er in Kurzem nicht nur dieser unentbehrlichen Kenntnisse, sondern auch einer früher von keinem Ausländer erworbenen Fertigkeit der japanischen Sprache sich rühmen konnte. Seine Talente, sein Fleiß, seine ungemeinen Kenntnisse und seine Redlichkeit stellten ihn in der Folge an die Spitze der holländischen Handlungsgesellschaft, deren verdienstvoller Direktor er wurde. Diese seine Stellung machte ihn nicht nur mit dem physikalischen, sondern auch politischen Zustande von Japan vertraut; dadurch war es ihm möglich, höchst lebendige Denkwürdigkeiten über diese merkwürdigen Völker zu liefern. Der Neid, dessen Öl das Verdienst zu seyn pflegt, konnte es Caron nicht verzeihen, aus dem Schiffsraume empor gestiegen

zu seyn. Mißmuthig gemacht, kehrte er 1675 nach Europa zurück, verunglückte aber auf der Reise, und starb im Meere.

Ein anderer Holländer, Martin de Vries, segelte im April des Jahres 1643 von den Molukken aus, um in Begleitung seines Landsmannes, Kornelis Schaep, im Osten Asias Entdeckungen zu machen. Ein Sturm brachte das Schiff dem Untergange nahe, und schleuderte es endlich unter dem 42° n. B. nach der Insel Jesso hin. Kaum hatte er sich hier etwas erholt, so segelte er weiter nach Norden, und wurde dadurch der Entdecker der Kurilen. Diese Zeit war den Entdeckungen außerordentlich günstig, da ein Wetteifer für dieselben die Nationen Europas begeisterte. Daher finden wir unter den Reisenden nach neuen Ländern auch den Schweden Olaff Willmann, der nach Japan segelte, in der Absicht, neue Entdeckungen zu machen, ohne daß der Erfolg seinen Muth gekrönt hätte. Schätzbarer ist daher eine andere Reise, die im Jahre 1653 unternommen wurde.

Noch jetzt ist die Reise Heinrich Hamels nach den östlichen Ländern, auch in Bezug auf Japan, sehr brauchbar und geschätzt. Ihren Inhalt und die seltsamen Schicksale dieses Seefahrers auf Korea, haben wir bereits im vorhergehenden Buche ausführlich gewürdigt; indessen sollte nunmehr alles, was man bis dahin von Japan nach Europa berichtet hatte, verdunkelt werden. Es trat nämlich ein deutscher Arzt auf den Schauplatz, und brachte eine Kunde der Ostwelt, besonders aber von Japan, nach Europa, um welche dieses östlichste Land der Erde gar viele europäische Staaten beneiden dürften.

5. Engelbert Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan.

Engelbert Kämpfer, der hier wohl eine ausführliche Würdigung verdient, ist 1651 am 16. September zu Lemgo, in der Grafschaft Lippe, geboren. Sein Vater war Pastor an der Nikolaikirche, und erzog seinen Sohn mit würdiger Sorgfalt. Schon früh zeichnete Kämpfer sein Hang zum Reisen aus,

und in seinem 17. Jahre machte er bereits eine Reise nach Holland; er besuchte hierauf das Gymnasium zu Lüneburg, ging 1672 nach Danzig, und 1674 nach der blühenden Universität Krakau. Hier studierte er durch zwei Jahre Philosophie, Geschichte und Länderkunde, vervollkommte sich in mehren Sprachen, und wurde Magister. Vier Jahre brachte er nun in Königsberg mit dem Studium der Naturgeschichte zu, und widmete sich der Medizin, ohne jedoch schon hier die Doktorwürde anzunehmen. Als eigentliche Aufgabe seines Lebens erschien ihm Bereisung der Erde, und für diese sich vorzubereiten war sein ganzes Streben. Diese Reisesucht trieb ihn frühe von seines Vaters Hause weg, spornte ihn zur Erwerbung nützlicher Kenntnisse an, und lernte ihn die Wissenschaften für etwas Höheres als eine Milchkuh zu halten.

Im August 1680 besuchte er seine Familie in Lemgo, kehrte 1681 nach Königsberg zurück, und begab sich sodann auf die Universität Upsala. Hier übte der berühmte, aber etwas pedantische Olaus Rudbek großen Einfluß auf Kämpfers Studien, der sich bereits durch seine außerordentlichen Talente allenthalben bedeutende Freunde erwarb. Schon dazumal erhielt er durch den Einfluß des berühmten Puffendorf den Antrag, als Legationssekretär eine schwedische Gesandtschaft an den Hof des russischen Czar, und nach Persien zu begleiten. Es war natürlich, daß er diese Gelegenheit nicht vorbeiließ; er vollendete diese Reise in den Jahren 1683 bis 1687, und der Bericht derselben ist, zur Schande Deutschlands, im brittischen Museum begraben.

Am Hofe zu Moskau hielt sich Kämpfer zwei Monate auf, und hier war es, wo er mit dem holländischen Gesandten Baron Keller und dem czarischen Leibarzte Blumentrost bekannt wurde. In Astrachan lernte er einen georgischen Prinzen kennen, dessen Berichte seine Kenntnisse erweiterten. Seine Fahrt über den Kaspisee liefert seit dem klassischen Alterthume die ersten beachtungswerthen Nachrichten über dieses merkwürdige Binnenmeer. In Schamachi, einer Grenzstadt Persiens,

wo die schwedische Gesandtschaft auf die Erlaubniß zur Weiterreise warten mußte, prakticirte er wider seinen Willen als Arzt, und verdiente sich damit, wie er selbst sagt, ein weißes Pferd und hundert Thaler. Merkwürdiger ist sein Ausflug von hier nach der Stadt Baku; er beobachtete hier alle Naturmerkwürdigkeiten, besonders die berühmten Naphthaquellen, die nie verlöschenden Feuer, den Berg Jugtopa und den Salzsee. Diese Nachrichten sind noch bis heute das beste, was wir über jene Gegenden besitzen. Man darf gar nicht erst fragen, wie er seinen langen Aufenthalt in Ispahan, der Hauptstadt Persiens, benutzt habe; wir würden gerne eine Kameellast neuester Reisebeschreibungen für die ausländischen Belustigungen geben, welche nebst andern reichhaltigen Manuskripten Kämpfers im brittischen Museum der Auferstehung harren. Seinem längern Aufenthalte am persischen Meerbusen verdankt man eine der herrlichsten Beschreibungen, deren je ein Baum gewürdigt wurde, nämlich die Beschreibung der Palme.

Einige Dunkelheit herrscht über die Reisen Kämpfers im Oriente, welche er 1688 und 1689 vollbrachte. Am Ende des letztern Jahres finden wir ihn zu Batavia, auf der Insel Java. Er hatte sich im Oriente durch seine medizinische Praxis so viel Geld erworben, daß er auf seine eigenen Kosten an eine Reise durch den Orient und Egypten denken konnte; er wollte sodann nach Italien gehen, die Doktorwürde annehmen, und den Rest seines Lebens in seinem Vaterlande dem Wohle der Menschheit und den Musen weihen. Boshafte Anschläge seiner Feinde beraubten ihn seines Vermögens, und nachdem er sich so der Mittel für seine Zwecke beraubt sah, begab er sich als Schiffschirurg in holländische Dienste. Hier hatte er Gelegenheit, Arabien, die Küsten des mongolischen Reiches, Malabar und die Insel Ceylon zu besuchen. Im Januar 1689 finden wir ihn zu Kochin, von wo er nach Java reiste. In Batavia überwand die Würde und der Werth des Schiffschirurgs sogar den Hochmuth der holländischen Mynheren. Mehre der höchsten Beamten würdigten Kämpfer ihrer Freundschaft. Am 7. Mai

1690 trat letzterer nach einer botanischen Exkursion auf der Insel Eidan seine Reise nach Siam an. Die Beschreibung von Siam kann als eine neue Entdeckung gelten; er hatte in vier Wochen, die er daselbst verweilte, so vieles gesehen und aufgefaßt, daß seine Schilderung den ersten Rang unter allen Beschreibungen von Siam einnimmt. Seine Nachrichten über die Revolution daselbst, welche dem berüchtigten Konstantin Phaulkon das Leben kostete, und die Franzosen für immer verbannte, wird von Kämpfer mit historischer Treue berichtet.

Er verließ Siam am 4. Juli 1690, und langte nach einer ziemlich widrigen Fahrt am 26. September desselben Jahres in Japan an.

Er verweilte nun durch zwei Jahre daselbst, und diese Zeit wurde von ihm dazu benützt, um alle jene Materialien zu sammeln, welche er in seiner klassischen Beschreibung von Japan zusammengestellt hat. Es war dieses um so schwieriger, als jeder Fremde daselbst ein Gefangener ist, und die Regierung mit der eifersüchtigsten Wachsamkeit jeden Schritt des Ausländers bewacht; ihren eigenen Unterthanen aber den Umgang mit denselben bei der härtesten Strafe untersagt. Indessen überwand Kämpfer alle Schwierigkeiten; er sammelte sich nicht nur die genauesten Nachrichten über Land und Volk, sondern verfertigte auch höchst genaue Karten, verschaffte sich alle Produkte des Landes, und beobachtete die Erzeugnisse sowohl, als die Erscheinungen im Bereiche der Natur derselben. Am 31. Oktober 1692 verließ er Japan, und trat im Februar 1693 seine Rückkehr nach Europa an. Glücklich erreichte er 1694 Amsterdam, und begab sich nach Leyden, wo er um den Doktorhut disputirte. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, ernannte ihn der Graf von der Lippe zu seinem Leibarzte. Seine Geschicklichkeit verschaffte ihm eine sehr ausgebreitete Praxis. Eine unglückliche Ehe, welche, wie sein Neffe sagt, seiner Fahrt zwischen China und Japan gleich war, trübte sein Leben und sein Alter. Seine drei Kinder starben vor ihm, und seine Xantippe aus der siebenten Bitte beförderte seinen Tod. Er starb am 2. November 1716.

Der größte Theil von Kämpfers Schriften modert als Manuskript im brittischen Museum; sie enthalten einen unermeßlichen Reichthum von naturhistorischen, geschichtlichen, erd- und menschenkundlichen Beobachtungen, deren Verlust (denn schwerlich wird die Zeit kommen, wo sie ihre Auferstehung feiern) für die Wissenschaft unendlich beklagenswerrth ist. Der hochverdiente Dohm hat eine treffliche Ausgabe von Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan erst spät, nämlich im Jahre 1777 herausgegeben. Der Herausgeber hat bewiesen, was deutsche Bildung und deutscher Fleiß vermag, während der Verleger durch den Sudeldruck und abscheuliche Kupfer ein erkleckliches Zeugniß deutscher Armuth und Bettelhaftigkeit der Nachwelt überlieferte. Das Werk Kämpfers ist in fünf Bücher geordnet; das erste enthält den Reisebericht von Batavia nach Siam, und von da nach Japan. Die politische wie die religiöse Verfassung des Reiches, besonders aber die Geographie desselben, ist vollständig; Kämpfer folgte einer japanischen Geographie Sizijossu, die noch jetzt im brittischen Museum verwahrt wird; die beigefügte Karte von Japan ist die einzige, welche wir besitzen. Als eine Seltsamkeit muß eine Abhandlung betrachtet werden, welche die Marschroute entwirft, der die Japaner vom babylonischen Thurme aus, bis in die jetzige Heimath gefolgt sind; übrigens ist auch diese Untersuchung weder ganz ohne Grund, noch viel weniger ohne Geist, und trifft seltsam genug mit einer ähnlichen Arbeit des berühmten Leibniz zusammen. Übrigens war Kämpfer der erste, welcher auf den Weg der Forschung aufmerksam machte, wodurch die Verwandtschaft der Völker aus der Verwandtschaft der Sprachen am sichersten abgeleitet wird. Das zweite Buch enthält die politische Verfassung und Geschichte von Japan, welche Kämpfer ebenfalls aus japanischen Annalen excerpirt hat, und nebst einigen ähnlichen Auszügen, die in Frankreich erschienen, das einzige sind, was wir von einem der größten und merkwürdigsten Völker der Erde in historischer Hinsicht wissen. Das dritte Buch ist besonders interessant, da es die Nachrichten sowohl über die Religion der Japaner, als

über ihre religiösen und philosophischen Sekten und Revolutionen enthält. Kämpfer hat sich über diesen Gegenstand die allergenauesten und bis in das Einzelne gehende Nachrichten zu verschaffen gewußt, und dabei mit einem Scharfsinne unterschieden, wie er nur selten bei ähnlichen Gegenständen angetroffen wird.

Das vierte Buch ist nicht weniger interessant; es liefert eine sehr genaue Beschreibung von Nangasaki, dem Gefängnisse der Holländer. Die stolzen Herrn Europäer müssen sich nämlich, so wie alle Fremden, die nach Japan kommen, in die Stadt Nangasaki einsperren lassen; Kämpfer hatte daher die Gelegenheit, sowohl diese Stadt, als ihren Hafen und ihre Regierung genau aufzufassen, und wir lernen die ganze bürgerliche Einrichtung Japans hier auf eine höchst anschauliche Weise kennen. Zugleich erhalten wir Nachrichten von dem ehemaligen Handel der Portugalen und Spanier in Japan, so wie die Geschichte ihrer ewigen Verbannung aus diesen Staaten. Seit jener Zeit werden nur die Holländer, als die einzigen Europäer, die diese Gunst genießen, und welche sie mit dem schimpflichsten Gehorsam erkaufen, nebst den Chinesen zugelassen. Alle Versuche der Engländer, an diesem Handel Theil zu nehmen, sind bis jetzt gescheitert. Das fünfte Buch enthält die Reise des Verfassers von Nangasaki an den Hof des Kaisers zu Jeddo; unstreitig eine der interessantesten Partien dieses Werks. Jeder Schritt des Verfassers, den er in Japan that, führte ihn zu neuen interessanten Entdeckungen. Das Volk, der kaiserliche Hof, die Stadt Jeddo, das ganze Leben, die ganze Denkungsweise des Volks ist so aufgefaßt und dargestellt, daß die Japanesen selbst staunend gestehen: Kämpfer habe ihnen das Herz aus dem Leibe genommen, und vor die Augen gehalten. Außer dieser hat der gelehrte Herausgeber noch die Abhandlungen Kämpfers beigefügt, welche sich in des Verfassers ausländischen Ergötzlichkeiten, Japan betreffend, befinden. Die Geschichte des Thee ist unstreitig die wichtigste darunter; aber außer diesen sind auch die Abhandlungen über die Verfertigung des Papiers in Japan, dann die Rechtfertigung Japans wegen seiner Absonderung von

der übrigen Welt, wie auch über die Akupunktion und die Moxa nicht wenig interessant. Außer dieser Geschichte Japans steht der gelehrten Welt von den höchst werthvollen Arbeiten Kämpfers nichts zu Gebote; für Japan jedoch ist letzterer die einzige ausführliche, bewährte und vollständige Quelle welche wir besitzen. Da wir voraussetzen dürfen, daß Kämpfers klassisches Werk nicht leicht einem deutschen Leser unzugänglich seyn dürfte, auch Werke von dieser Gediegenheit nicht wohl auszugfähig sind, so fügen wir nichts weiter darüber bei.

6. Neuere Reisen in Japan.

Seit Kämpfer können wir beinahe sagen, daß wir bis auf die neueste Zeit so gut wie gar keine Nachrichten von Japan aus erhalten haben. Dem Gesetze der Stätigkeit gemäß hat Holland sich bis auf die allerneueste Zeit im Besitze seiner Privilegien und seines Handelverkehrs mit Japan erhalten. Unter allen, die seit einem Jahrhunderte von Holland aus nach Nangasaki reisten, fand es keiner für gut, irgend eine Nachricht über Japan bekannt zu machen. Vermuthlich war es Handelseifersucht, welche alle ihre gesammelten Notizen sorgfältig verschleierte; denn daß eine gebildete Nation durch ein ganzes Jahrhundert ein so interessantes Land besuchen sollte, ohne ihrer Neugierde irgend ein Opfer zu bringen, ließe sich auch dann nicht glauben, wenn eine solche Indolenz sich mit dem Handelsinteresse vertrüge, was jedoch keineswegs der Fall ist. Dem sey nun wie ihm wolle, genug, wir haben seit Kämpfer auch nicht einen Laut aus jenen Gegenden wieder gehört. Im Jahre 1728 untersuchte zwar der berühmte Behring, in Gesellschaft des Russen Tschirikoff und des jungen Spangenberg, die kurilischen Inseln, und machte die Welt mit jenen interessanten Gegenden bekannt; nach Japan kam man jedoch nicht. Über die Kurilen haben uns indessen mehre Reisende, besonders Weltumsegler, in der neuern Zeit treffliche Nachrichten gegeben; Japan wies jedoch und weist noch immer jeden Fremden mit entschiedener Entschlossenheit zurück. Auch Thunberg, der mit

zu der Linneischen Reisegesellschaft gehörte, die sich beinahe über die ganze Erde ausbreitete, hat von Japan nur äußerst dürftige Notizen bekannt gemacht. In der neuern Zeit, ungefähr in den Jahren, in welchen die Kämpferische Reise aus dem Staube der Bibliotheken hervorgearbeitet wurde, machte Georgi ganz unvermuthet neuere Nachrichten über Japan bekannt, die indessen, wie natürlich, um so dürftiger seyn mußten, als er selbst dieses räthselhafte Land niemals besucht hatte.

Im Jahre 1792 versuchte der russische Schiffslieutenant Laxmann, einen Verkehr zwischen Rußland und Japan anzuknüpfen; der Versuch mißlang indessen gänzlich, indem Japan, auf seine Kraft wie auf seine Abgeschiedenheit trotzend, jede Verbindung mit Rußland standhaft ablehnte. Eben so wenig Erfolg hatten die Bemühungen der Engländer, welche nach Eroberung von Batavia auch Java, die holländische Faktorei zu Nangasaki, übernehmen wollten. Die Japaner zeigten sich eben nicht feindselig gegen die Engländer, und Doktor Ainslie, der brittische Kommissionär, wurde sogleich durch die Japaner von Kämpfern unterhalten; sie bezeugten ihre Freude über die Genauigkeit der Kämpferischen Nachrichten, nannten ihn den wahren Boden ihres Glaubens, durch den sie selbst erst mit ihrem eigenen Lande vertrauter geworden wären. Sie fragten nach einem Exemplare seines Werks, und bemerkten wörtlich: »er habe ihnen das Herz aus dem Leibe gezogen, und es noch schlagend ihnen vorgelegt, mit allen den Bewegungen ihrer Regierung, und der Thaten ihrer großen Männer.« Die Engländer schildern die Japaner als ein tüchtiges, kernhaftes Volk, welches in geistiger wie in körperlicher Kraft den Europäern viel näher kommt, als alle übrigen asischen Völker; mit Ausnahme des länglich geschlitzten tartarischen Auges, sind ihre Züge ganz europäisch, und eben dieses Auge macht ihre einzige Ähnlichkeit mit den Chinesen aus. Ihre Gesichtsfarbe ist weiß und roth, und die Damen, besonders in höhern Ständen, sehen bei weitem blühender als in Europa aus. Scharfsinn, Kunstfertigkeit und Verstand spricht sich in allen ihren Handlungen aus; sie lieben die Wissenschaften

und Künste, und beide sind bei ihnen auf einem viel höhern Grade der Ausbildung, als bei den Chinesen, deren Stillstehungssystem ihnen gänzlich fremd ist. Sie stehen überhaupt in jeder Hinsicht bedeutend höher, als die Chinesen, mit denen verglichen zu werden sie für eine Beleidigung halten. Doktor Ainslie hatte nur zufälliger Weise diese Seite berührt, und der höfliche Japaner wurde darüber so entrüstet, daß er die Hand an den Degen legte. Selbst die Chinesen erkennen die Überlegenheit der Japaner. Der Vergleich der Japaner mit den Engländern, und der Chinesen mit den Holländern, hätte somit auch in diesem Punkte des Nationalhasses etwas Treffendes.

Die Eigenheit der japanischen Regierung, alle Berührung mit den Fremden auf das Sorgfältigste zu vermeiden, soll mehr Grundsatz der Regierung, als Neigung des Volkes seyn, welches letztere sehr begierig nach dem Verkehr mit Fremden ist, und sich mit diesen sehr gerne vertraut macht, so bald es, ohne in die angedrohte Strafe zu verfallen, geschehen kann. Auch Kämpfer bemerkt diese Vorliebe der Japaner für die Fremden. Eben so nehmen sie sehr gerne neue Künste, Gewerbsvortheile u. dgl. in ihrem Lande auf, wogegen der Chinese starr bei dem Herkommen beharrt. Die Abgeschlossenheit ihres Staats von der ganzen übrigen Welt ist überhaupt mehr Grundsatz als Neigung. Sie huldigen jedem höhern Grade der Civilisation, und verachten alle Gemeinheit. Im seltsamen Widerspruche mit sonstigen Nachrichten stehen die Erfahrungen der Engländer über das weibliche Geschlecht. Nach den ein paar Jahrhunderte ältern Nachrichten ist die Ausschweifung der Männer eben so außerordentlich, als die Keuschheit und Eingezogenheit der Weiber, welche, von aller Gesellschaft ausgeschlossen, abgesondert leben, nie ausgehen, sondern in Käfigen ausgetragen werden. Dagegen ist, nach den Berichten der Engländer, das Weib eben so freie Theilnehmerin an der Gesellschaft, wie in Europa, aber noch bei weitem putzsüchtiger, so, »daß die Garderobe einer japanischen Dame des Mittelstandes so viel kostet, daß damit eine europäische Dame dieselbe zwanzig Jahre lang versorgen könnte.« Wir halten in-

dessen diese Nachricht bloß für eine Art Galanterie, womit sich der Engländer bei seinen Landsleuten einschmeicheln wollte.

Auch die religiöse Unduldsamkeit der Japaner ist außerordentlich übertrieben worden. Die Geschichte von dem Kreuz, auf welches die fremden Kaufleute zu Nangasaki treten mußten, wird für eine Erfindung der Holländer, worüber die japanischen Priester selbst lachen, ausgegeben. Das Blutbad zu Samabara, wo japanische Christen vertilgt wurden, wird von den Japanern selbst den Intriguen der Europäer zugeschrieben, und auch Kämpfers Nachrichten deuten darauf hin. Bei alle dem konnten die Engländer bis heute zu keinem nähern Verkehr mit Japan gelangen, und eine Gesandtschaft wurde ohne weiters aus dem Hafen burirt.

Eben so schlechten Erfolg hatten die russischen Bemühungen, und die Gesandtschaft unter Resanow im Jahre 1806 fand eine sehr schlechte Aufnahme, und wurde mit dem Bedeuten abgewiesen: daß Japan früher zwar mit allen Nationen der Erde im freundschaftlichen Verkehr gestanden habe, indessen sey für gut befunden worden, diesen Verkehr abzubrechen, und es werde somit der russischen Gesandtschaft angedeutet, es bei den mehrfachen vergeblichen Versuchen bewenden zu lassen, und nicht mehr wiederzukehren. Der Gesandte, welcher vermuthlich schon im Voraus auf ein Firmament von Belohnungen, die ihm für seine Bemühungen von seinem Monarchen werden würden, gerechnet hatte, fand sich durch diese Abweisung höchlich beleidigt, und befahl zwei russischen Schiffen, die japanischen Küsten zu verheeren, Dörfer anzuzünden, Tempel zu plündern, und ähnliche freundschaftliche Beweise von der Macht Rußlands zu geben. Chwostow war gerade der Mann, diesen Befehl auszuführen; er verübte abscheuliche Gräuelthaten, wodurch er den Namen der Russen bei den Japanern für immer stinkend machte. Merkwürdig ist die Urkunde, womit Resanow verabschiedet wurde, und die wir als Probe japanischen Kanzleistyles hier einfügen.

»Unser Land hatte in vorigen Zeiten nicht wenig Verkehr

mit entfernten Ländern, aber die Unnützlichkeit desselben nöthigte uns, zu verordnen, daß unsere Kaufleute nicht in fremde Länder reisten, und auch ausländische Handelsschiffe nicht leicht in unser Land kommen können; käme aber doch ein Schiff gewaltsam, so sollte es vertrieben werden; nur Schiffe aus China, Korea, Schin-ju-kiu und holländische Schiffe können hieher kommen, nicht der Handelsvortheile wegen, sondern weil sie schon seit alten Zeiten hieher kommen, und besonderer Ursachen wegen. Da wir aber nie mit eurem Lande in Verkehr standen, eines eurer Schiffe aber einst unerwartet unsere geretteten Leute nach Matsmai brachte, und um die Erlaubniß bat, handeln zu können, auch ihr jetzt friedlich nach Nangasaki gekommen seyd, eine Handelsverbindung anzuknüpfen, so sehen wir aus dieser zwiefachen Bitte, daß ihr unseres Landes bedürfet. Auf eure Bitte um eine Handelsverbindung können wir uns jetzt in keine Unterhandlungen einlassen. Unser Land steht mit entfernten Ländern schon seit langer Zeit in keiner Verbindung mehr, und obgleich wir wohl wissen, was nachbarliche Freundschaft und Verbindungen sind, so sind doch die Gebräuche und Begriffe von vielen Dingen in unserm Lande ganz eigen. Wir halten allen Verkehr, Korrespondenzen und Gesandtschaften für sehr überflüssige Dinge; überdem ist es ein altes Grundgesetz unsers Landes, das zur Erhaltung unserer Besitzungen gegeben ist, keine unnützen Verbindungen einzugehen. Wie ist es unserm hohen Rathe möglich, für einen Gesandten ein Grundgesetz umzustoßen? Höflichkeiten müssen mit Höflichkeiten erwiedert werden. Ihr habt jetzt viele Geschenke mitgebracht; nehmen wir sie an, und thun nicht ein gleiches, so kann unser Land für unaufgeklärt gehalten werden. Geschieht es, so muß auch ein gleiches in Rücksicht anderer entfernter Länder geschehen. Daher halten wir es für besser, alles auszuschlagen. Um aus dem Handel einen gegenseitigen Vortheil zu ziehen, muß man solche Dinge tauschen, wo die eurigen uns, die unsrigen euch dienlich seyn könnten; aber die Sache in unserm Rathe erwägend, fanden wir: daß wir unsere nothwendigen Dinge für eure unnützen hingeben müßten, und

glauben nun, nach unserer Berechnung, daß es dem Wohle des Volkes schaden kann. Das leichtgläubige Volk würde aus Privatvortheil die Preise ausländischer Waaren erhöhen, wodurch die Sitten der Nation verderben könnten. Daher wollen wir, um unser Volk vor Schaden zu bewahren, mit andern Ländern nicht handeln. Da wir nun keine Handelsverbindungen haben, so können unsere Gesetze auch keine leeren Unterhandlungen zulassen. Dieß ist die Meinung unseres hohen Rathes, daher wird es vergeblich seyn, noch einmal dieses Gegenstandes wegen zu uns zu kommen.«

Wir sehen, daß in Japan sogar im hohen Rathe eine Masse gesunden Menschenverstandes vorherrscht. Im Jahre 1811 ging der russische Seekapitän Golownin mit der Kriegssloop Diana aus dem Hafen von Kamtschatka ab, um die Lage der Kurilenkette genauer zu bestimmen. Er landete mit einem Dollmetscher am 5. Juli auf der Insel Kunaschir, der zwanzigsten der Kurilen. Hier wurde er sogleich, nebst sieben seiner Begleiter, verhaftet, und nach der japanischen Stadt Matsmai abgeführt. Dieses geschah wegen der oben erwähnten Mißhandlung der Japaner durch die Russen. Das Volk behandelte die Gefangenen mit vieler Milde, indessen die Regierung dieselben als höchst verdächtige Leute ansah, sie unaufhörlich mit Verhören quälte, und nur nach den günstigen Berichten von drei Gerichtshöfen, so wie nach mancherlei Vorsichtsmaßregeln, wurden sie nach zweijähriger Gefangenschaft wieder freigelassen Nach derselben erhielten sie ihr Eigenthum wieder, und wurden beschenkt; jedoch mit dem Bedeuten, nicht wieder zu kommen, auf ihr Schiff entlassen. Sowohl Golownin, als einer seiner Begleiter, Titsingh, gaben nach ihrer Rückkehr ihre Beobachtungen über Japan heraus.

7. Eine neu bekannt gewordene uralte Reise in Japan.

Im Jahre 1823 wurde ein Reisebericht des Spaniers Don Rodrigo de Vivero y Velasco, der 222 Jahre früher,

im Jahre 1608, Gouverneur der Philippinen war, bekannt gemacht. Dieser Reisebericht hat also volle zwei und ein Viertel Jahrhundert in den Archiven des Eskurial gemodert; demungeachtet ist er bei dem Mangel an japanischen Nachrichten noch immer höchst willkommen. Der wesentliche Inhalt dieses Reiseberichts besteht im Folgenden: Don Rodrigo reiste am 30. September 1608 von den Philippinen ab. Bald nach der Abreise trat stürmisches Wetter ein, das 75 schreckliche Tage und Nächte hindurch dauerte; endlich wurde die Gallione an die Küste von Japan geworfen, und 50 Mann der Equipage, nebst einem Waarenwerthe von zwei Millionen, gingen verloren; der übrige Theil der Mannschaft rettete sich, sammt dem Statthalter, an die Küste, in welcher man mit Freuden die japanische erkannte. Beim Antritt der Statthalterschaft hatte Don Rodrigo 200 auf den Philippinen gefangene Japaner nach ihrer Heimath zurückbringen lassen; mit Recht hoffte Don Rodrigo, daß der Kaiser diese Gefälligkeit noch nicht vergessen haben werde. Man war in der Nähe eines Fleckens von 1500 Einwohnern gestrandet; dennoch war dieses einer der unbedeutendsten Örter im Lande. Sobald die Japaner hörten, daß es der Statthalter von Lüson sey, waren sie außerordentlich gerührt von dem Unglücke. Die Weiber, die sehr mitleidig sind, weinten heiße Thränen, und ersuchten ihre Männer, die Gestrandeten mit Kleidern zu versorgen; man speiste sie, und benachrichtigte Tono, den Herrn des Dorfes, welcher sechs Stunden entfernt wohnte, von dem Ereignisse. Nach drei Tagen erschien Tono mit einem großen Gefolge und im prachtvollen Aufzuge, zum Besuch des Statthalters; es wurden die umständlichsten Höflichkeiten gewechselt, wovon folgender Zug charakteristisch ist: »Vor dem Eintritte ins Dorf schickte mir Tono einen von seinen Leuten mit etwa dreißig Begleitern, um sagen zu lassen, daß er mich zu besuchen gedenke. Ich erwiederte, ich würde denselben mit großem Vergnügen annehmen, und jener ging, um es seinem Herrn zu sagen. Bald darauf kam ein anderer, mit noch größerem Gefolge und mehr Förmlichkeiten, um mir zu sagen,

daß der Tono angekommen sey, um mir die Hände zu küssen, und daß, je weiter er komme, sich auch das Vergnügen, welches er empfinde, vermehre. Ich glaubte, mich dem Landesgebrauch fügen zu müssen, und schickte ihm Jemand entgegen, der ihn in der Nähe meiner Wohnung traf, und auf dessen Begrüßung er äußerst höflich antwortete, wie es der geschliffenste Hofmann von Madrid nicht besser vermocht hätte. Er stieg von dem prächtigen Pferde, das er ritt, und schickte mir einen dritten mit noch größerem Pomp, mir zu wissen zu thun, daß er jetzt zu mir hereintrete.« Der Besuch war mit Höflichkeiten angefüllt, und Tono beschenkte zuletzt den Statthalter mit vier kostbaren, aus Damast mit Gold verfertigten Kleidern, die man in Japan Quimones nennt; er fügte noch Lebensmittel hinzu, und befahl schließlich, den Statthalter sammt seinem 300 Mann starken Gefolge auf Tonos Kosten auf das beste zu verpflegen, bis der Kaiser das Nähere verfügt haben würde; auch erlaubte er, zwei Officiere an den Kaiser und den Kronprinzen abzusenden; letzterer residirte zu Jeddo, ersterer in Zurunga. Von der guten Regierung dieses Landes kann als Beweis gelten, daß, trotz der weiten Entfernung, die beiden Abgesandten mit einem Regierungsbeamten und dem kaiserlichen Befehl schon nach 24 Tagen zurückkehrten. Die Depeschen enthielten Beileidsbezeugungen, nebst einer Einladung an den Hof der Fürsten, und zugleich die Anweisungen zur Verpflegung während der Reise; auch befahl der Kaiser, alles, was vom gestrandeten Gute übrig sey, dem Statthalter zur Disposition zu stellen.

Auf dem Wege nach Jeddo gelangte man am ersten Tage nach Hondaque, einem Flecken von 10 bis 12000 Seelen. Kaum war die Reisegesellschaft im Wirthshause abgestiegen, als der Tono, oder Edelmann des Dorfes, fragen ließ, warum die Fremden nicht bei ihm abgestiegen wären; die japanische Höflichkeit erforderte, daß Rodrigo sich zu ihm verfügte. Das herrschaftliche Schloß war mit einem tiefen Graben umgeben, die Mauern waren 18 Fuß hoch und eben so dick, und die Thore aus Eisen. Zu Seiten des Thors standen gegen 100 Büchsen-

schießer, mit Gewehren in der Hand, in Reih und Glied. Etwa 100 Schritte vom ersten Thore befand sich ein zweites, in einer etwas niedriger, aus behauenen Steinen bestehenden Mauer; der Zwischenraum zwischen beiden Mauern war mit Häusern, Gärten und Reißfeldern ausgefüllt, um die Bewohner, im Falle einer Belagerung, mit Lebensmitteln zu versorgen. Etwa 50 Schritte vom zweiten Thore lag das Haus des Tono, in dessen Thüre dieser den fremden Gast mit vieler Höflichkeit empfing. Das prachtvoll geräumige Haus war nach Landesart von Holz gezimmert, da man bei den häufigen Erdbeben den Gebrauch der Steine zu Wohnhäusern bedenklich findet. Die Häuser sind mit solcher Kunst und Vollkommenheit gebaut, und mit einer solchen Verschwendung feiner goldener und silberner, so wie gefirnißter Zierathen ausgeschmückt, daß das Auge überall mit Vergnügen verweilte. Der Tono führte die Fremden in den Rüstsaal, der mehr eines regierenden Fürsten, als eines Privatmannes würdig war. Als die Zeit zum Essen kam, erhob sich der Hausherr, und brachte die erste Schüssel, nach dem Gebrauch der Japaner, wenn sie ihre Gäste ehren wollen. Die Mahlzeit, aus Fleisch, Fischen und köstlichen Früchten aller Art bestehend, war, trotz der verschiedenen Bereitungsart, außerordentlich köstlich. Der Tono schloß mit dem Statthalter der Philippinen innige Freundschaft, die durch häufige Korrespondenz während des Aufenthalts desselben zu Jeddo befestigt wurde. Die Reise des Statthalters bis Jeddo war außerordentlich bequem, und wurde ohne Beschwerde zurückgelegt; vor der Stadt kamen eine Menge japanischer Großen entgegen, um den Fremdling in ihr Haus einzuladen, welchen Einladungen die Anzeige des Kronprinzen folgte, daß zur Aufnahme der Spanier ein eigenes Haus bereit stehe. Ein obrigkeitlicher Befehl verbot jedem Japaner, ohne Erlaubniß der Fremden bei ihnen einzutreten.

Die Stadt Jeddo zählt 700,000 Einwohner, ein großer Fluß durchschneidet sie, und gewährt ihr alle Vortheile einer Seestadt. Die Nahrungsmittel sind so wohlfeil, daß ein Mann um sechs Kreuzer täglich wohl leben kann. Straßen und Plätze

sind sehr schön, und von holländischer Reinlichkeit. Die hölzernen Häuser haben fast alle zwei Stockwerke; sie sind weniger auf äußerliche Schönheit, als auf innerliche Pracht und Bequemlichkeit berechnet. Die Straßen haben bedeckte Seitengänge, und jeder derselben bildet ein besonderes Quartier, mit einer eigenen Gattung von Handwerkern. Auch jede Art von Lebensmitteln hat ihren eigenen Marktplatz. Eben so sind auch die Fremden nach Stand und Beruf auf verschiedene Gasthäuser verwiesen. Der Adel bewohnt einen eigenen Theil der Stadt; dessen Häuser sind herrlich verziert, bemalt und mit vergoldetem Wappen über dem Thore geschmückt; manches Thor mag seine 20,000 Gulden kosten. Der Statthalter ist das Oberhaupt der bürgerlichen Behörden, und jede Straße hat ihren selbst erwählten Richter, der in erster Instanz entscheidet. Die Straßen werden des Nachts durch Thore abgeschlossen, und jedes derselben Tag und Nacht bewacht. Wird ein Verbrechen begangen, so werden die Thore augenblicklich geschlossen, und selten entgeht der Verbrecher der verwirkten Strafe. Was hier von Jeddo gesagt ist, gilt von allen Städten des ganzen Reiches.

Zwei Tage nach Ankunft Don Rodrigos schickte der Kronprinz, der schon zweimal durch seinen Admiral sich nach dessen Befinden hatte erkundigen lassen, seinen Geheimschreiber, um ihn zu benachrichtigen, daß er zum Handkuß erscheinen dürfe. Der Spanier findet keine Worte, um sein Erstaunen über die ungemeine Pracht dieser Hofhaltung auszudrücken. Mehr als 20,000 Personen fand er, als zum täglichen Dienste gehörig, versammelt. Die Hauptmauer des Pallastes besteht aus gehauenen Steinen, und ist mit Artillerie versehen; eine dreifache Ringmauer mit tiefem Graben umgibt den Pallast. Man gelangte zuerst zu den Ställen, in denen sich 300 Handpferde des Kronprinzen befanden; sie waren dem Kopf nach vorne, das Hintertheil nach der Wand gekehrt, mit eisernen Halftern angebunden, so daß man ohne Gefahr in den Ställen umhergehen konnte. Den Stallungen gegenüber befand sich das Zeughaus, so reich-

lich mit Waffen versehen, daß 100,000 Mann damit versorgt werden konnten.

Im ersten Saale, durch welchen man in den Pallast trat, war alles so kostbar geschmückt, daß man nicht das geringste Fleckchen sehen konnte; die Fußteppiche, Tatames genannt, sind von prachtvoller Arbeit; Wände und Decke mit Bildwerken, Gemälden und Schnitzwerk in Gold geziert. Das Staunen der Schiffbrüchigen, die nichts Herrlicheres zu sehen erwarteten, nahm mit jedem Saale, bis zu dem, in welchem sie der Prinz empfing, zu, da jeder folgende den vorhergehenden an Pracht übertraf. In jedem Saale waren Officiere, welche an der Thüre allezeit zurückblieben. Der Prinz empfing den Spanier in einem großen Saale, in dessen Mitte sich ein Auftritt von zwei Stufen befand, wo er auf dem mit prächtigen Scharlachteppichen und Goldsammt bedeckten Boden saß; er trug ein grün und gelbes Überkleid, darüber einen Gürtel, an dem sein Dolch und Degen hing; die Haare waren mit Bändern verschiedener Farben, ohne weitere Bedeckung, geschmückt. Rodrigo durfte dem Prinzen, nach Zurücklassung seines Gefolges, näher treten. Der Fürst bezeugte über das betroffene Unglück sein Beileid, ermuthigte ihn aber, wegen eines Unglücks, das er nicht verschuldet, um so mehr gutes Muths zu seyn, als ihm alles, was er vermöge, in seinem Reiche zu Gebote stehe; auch versprach er ihm, auf dem Wege zu seinem Vater, dem Kaiser, wohin er ihn nach vier Tagen zu entlassen gedenke, mit allem Nöthigen zu versorgen.

Dieses geschah auch; der Weg nach Miako dauert 100 Stunden; man kann keine Viertelstunde zurücklegen, ohne durch ein Dorf zu kommen; wohin man auch seine Blicke wirft, so sieht man die Leute überall, wie in den bevölkertsten Städten Europas, ab- und zugehen. Alle Straßen bilden herrliche Fichtenalleen; die Stunden sind durch kleine, mit zwei Bäumen besetzte Erhöhungen angezeigt; selbst mitten in Städten oder Dörfern, da man in Japan keine Regeln mit Ausnahmen kennt. Nach einer fünftägigen Reise langte Don Rodrigo in Zurunga an; sehr naiv gesteht er, daß, wofern er seinem

Gotte und seinem Könige jemals entsagen könnte, er Japan seinem eigenen Vaterlande vorziehen würde.

8. Fortsetzung des Vorigen.

Die Stadt Zurunga, welche Don Rodrigo de Vivero y Velasco nach einer fünftägigen Reise erreichte, hat über eine halbe Million Einwohner, ist zwar nicht so schön wie Jeddo, liegt aber unter einem bei weitem lieblicheren Himmel, weßwegen sie auch der Kaiser zu seiner Residenz erwählt hatte. Die Aufnahme war dieselbe wie in Jeddo; an dem dazu bestimmten Tage wurde der Statthalter um zwei Uhr Nachmittags in einer eleganten Sänfte zur Audienz getragen. Der Pomp, die Pracht und das Ceremoniell war dasselbe wie beim Kronprinzen. Einige Schwierigkeiten erhoben sich in Bezug auf die Art und Weise wie der Kaiser den Statthalter der Philippinen empfangen sollte. Dieser erklärte, daß er, als Schiffbrüchiger, sich schon mit der bloßen Ehre eines jeden Empfangs begnüge; wollte ihn der Kaiser jedoch als einen Repräsentanten des Königs von Spanien empfangen, so könne er, als Unterthan des größten Königs der Erde, allerdings auf mehr Auszeichnung rechnen. Der Kaiser ließ ihm hierauf sagen, er wolle ihn, wie noch zuvor keinen König der Erde, ehren. Hierauf wurde er eingeführt, und vor den Kaiser gelassen. Sobald er denselben begrüßt hatte, ließ man auch sein Gefolge hinein, und in einiger Entfernung niederknien. Der Kaiser befand sich in einer Art Nische, die köstlich geschmückt war; die Stelle, wo er saß, war zwei Stufen über dem Boden erhaben, und auf vier Schritte Entfernung mit einem sechs Fuß hohen goldenen Gitter umgeben; in demselben befanden sich mehre Thüren, durch welche die Diener aus- und eingingen.

Der Kaiser schien sechzig Jahre alt, mittlerer Größe und ziemlich wohlbeleibt; das Gesicht war ehrwürdig und freundlich; er saß auf einem Lehnstuhl aus blauem Atlas, mit silbernen Sternen und Halbmonden. Sowohl er als seine Minister waren prachtvoll in Seide gekleidet; er ließ den Statthalter sitzen und

sich bedecken; auch er bezeugte sein Beileid über das Unglück, das ihn hieher geführt, und tröstete ihn durch Verheißungen, daß alles nach seinen Wünschen und Willen geleistet werden soll. Es wurde ihm nun eine zweite Audienz verheißen und gestattet, dem Empfange mehrer Hofherren durch Se. Majestät beizuwohnen. Am folgenden Tage gab der Schiffbrüchige seine Wünsche in Betreff Spaniens an den Kaiser ein; er forderte Freiheit des Kultus für die Mönche seiner Nation, ein Freundschaftsbündniß mit dem Könige Philipp, und die Ausweisung der Holländer aus Japan, da sie Rebellen gegen Spanien seyen. Über diese Forderungen äußerte der Kaiser, wie er den König von Spanien um einen Diener beneide, der schiffbrüchig und im fremden Lande von einem Monarchen, der ihn gütig aufnahm, nichts für sich begehre, sondern bloß an den Vortheil seiner Religion und seines entfernten Königs denke. Er bewillige daher alles, bis auf die Austreibung der Holländer, denen er sein gegebenes kaiserliches Wort nicht brechen könne. Zugleich wünsche er, daß König Philipp ihm 50 Bergleute schicken möchte, die in der Kunst des Bergbaues erfahrner, als die Japaner wären; auch stellte er ihm ein Schiff zur Überfahrt nach Neuspanien zur Disposition, und was gewiß merkwürdig ist, so wurde dem Don Rodrigo sogar eine Reise nach der Provinz Bungo gestattet.

Er reiste nun nach Miako, welches 100 Stunden von Zurunga entfernt ist. Allenthalben fand er Glück, Wohlstand, Überfluß des Nothdürftigen, und eine ungeheure Bevölkerung; er kam durch viele Städte und Flecken von 150 bis 200,000 Einwohnern, und nirgends sah er einen kleinen Ort. Miako ist schön, groß und ungeheuer bevölkert; es liegt in einer großen wohlangebauten Ebene, und besitzt wenigstens 1,500,000 Einwohner. »Ihre Mauern haben einen Umfang von zehn Stunden, was ich mit Sicherheit sagen darf; denn ich selbst habe sie in ihrer ganzen Ausdehnung umzogen; ich stieg 7 Uhr Morgens zu Pferd, ruhte Mittags eine Stunde lang aus, und kam erst mit Einbruch der Nacht zurück.« In Miako residirte der

Dairi, der wirkliche Herrscher von Japan, welcher in gerader Linie von dem Gründer des Reichs abstammt, und den Titel Boy führt. »Da es zu dem Glauben der Japaner gehört, daß der heilige Herrscher weder von ihnen gesehen werden, noch mit dem Volke in einer Verbindung stehen dürfe, so ist der Boy beständig in seinem Pallaste eingeschlossen. Er verlor durch eine Revolution alle Regierungsgewalt, und besitzt nur die Zeichen und Genüsse seiner Würde; er ertheilt allen Würdeträgern, sogar dem Kaiser, die Bestallung zu ihren Ämtern, und jährlich bringen alle, mit Ausnahme des Kaisers, an einem bestimmten Tage ihre Huldigungen dar. Als heiliges Oberhaupt der Religion ernennt er alle Stellen, die mit Priestern besetzt werden. Übrigens werden ihm die größten Ehrenbezeugungen dargebracht, und der Kaiser selbst huldigt ihm persönlich vor seiner Krönung; sein Pallast, den er niemals verläßt, übertrifft an Pracht die keiserlichen Palläste. Ein Vicekönig verwaltet die Stadt Miako; seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich auf einen ziemlich großen Bezirk; er hält einen prächtigen Hof. Die Stadt Miako hat bei 5000 Tempel; man zeigte Don Rodrigo mehre derselben, auch er beschreibt das gewaltige eherne Götzenbild, und den ungeheuren Tempel, an dem noch gebaut wurde; er meint, der Teufel selbst hätte dem Kaiser keinen bessern Rath geben können, seine unermeßlichen Schätze an Mann zu bringen, als diesen ungeheuren Tempelbau, an welchem 100,000 Menschen arbeiteten. Die Pracht der Tempel, welche Don Rodrigo beschreibt, übertrifft in der That auch alles, was man außer Egypten in dieser Art kennt. Das Pantheon von Japan hält Rodrigo für das größte Gebäude, das er auf Erden gesehen; es enthält 2600 Götzenbilder, jedes in seinem eigenen, mit Emblemen seiner Gottheit verzierten Tabernakel. Alle diese Bilder sind von vergoldetem Erze, und wirklich suchen die Japaner in der Kunst des Gießens und Vergoldens der Metalle ihres gleichen. Der Tempel hat große Einkünfte, was mich nicht wundert, da seine Unterhaltung sehr kostspielig ist. Ich wurde über dem Sehen

aller dieser Tabernakel ganz müde, und bedauerte die Macht des Teufels über dieses Volk.«

Von Miako reiste nun der Statthalter der Philippinen nach Farime, wo er die Freude hatte, bei den Franziskanern abzusteigen, und sich am Anblicke christlicher Gottesverehrung zu laben. Er fuhr von hier auf einem schönen Flusse bis zur Stadt Usaka, das Osaka der übrigen Schriftsteller; sie schien ihm die schönste, die er in Japan gesehen hatte; er fand den Hafen mit Fahrzeugen bedeckt. Diese Seestadt hat nahe an eine Million Einwohner, und das nur zwei Meilen davon entlegene Sasay besitzt eine Volksmenge von 400,000 Seelen. Von hier segelte er nun auf einer Junke nach der Provinz Bungo über Nangasaki. Eine Anekdote gibt uns Aufschluß über das Betragen der Europäer, wodurch sie wahrscheinlich ihre nachmalige Vertreibung aus Japan verschuldet haben. Eine portugalische Galione von Makao hatte sich nämlich erfrecht, mehre Japanesen, darunter sogar die Gesandten des Kaisers von Japan nach Siam, unter nichtigen Vorwänden, hängen zu lassen. Der Kaiser, aufgebracht hierüber, ließ das Schiff nehmen und verbrennen. Don Rodrigo verwendete sich zwar bei dem Kaiser für die Mannschaft des Schiffes, allein ohne Erfolg, denn der Kaiser bewies, unter den freundschaftlichsten Versicherungen, wie das Betragen der Portugalen keine Entschuldigung zulasse, und wünschte, daß Rodrigo nach Zurunga zurückkehre. Dieser wurde am Hofe des Kaisers mit derselben Zuvorkommenheit, wie das erste Mal, empfangen; es wurde ein Traktat zu Staude gebracht, der für Spanien äußerst günstig war, und wahrscheinlich der einzige ist, zu welchem sich Japan jemals entschloß; er sandte sogar einen Franziskaner als Botschafter mit reichen Geschenken an den König von Spanien, und überhäufte Don Rodrigo mit Gnadenbezeigungen und kostbaren Geschenken. Nach einem beinahe zweijährigen Aufenthalte schiffte sich Don Rodrigo nach Neuspanien ein.

Auch dieser Mann schreibt die Vertreibung der Christen unter dem Nachfolger dieses humanen Kaisers, obwohl er nichts weniger als parteiisch für die Japaner gesinnt ist, dem unklugen

Betragen der Christen selbst zu. Die Gnadenbezeugungen, womit der Kaiser von Japan die gestrandeten Spanier überhäuft hatte, und die günstigen Hoffnungen, welche dem Christenthume aufgegangen waren, hatten die in Japan wohnenden Mönche zu voreiligen Anmaßungen verleitet. Don Rodrigo ist fest überzeugt, daß die unglückliche Katastrophe nie erfolgt, wenigstens nicht so grausam und blutig geworden wäre, hätte man seine Rathschläge am spanischen Hofe besser beachtet, die Gesandtschaft von Japan besser gewürdigt und die Freundschaftsbande fester gezogen.

9. Siebolds neueste Reise in Japan.

Alle neuesten Versuche fremder Nationen sind an der Festigkeit der japanischen Regierung gescheitert; sowohl Nordamerika als England gaben sich alle Mühe, festen Fuß zu fassen. Es war jedoch vergeblich, und nur die Holländer erfreuen sich bis heute noch der Festigkeit des vor dritthalbhundert Jahren gegebenen Kaiserwortes. Selbst als die Engländer Besitzer von Batavia waren, wurden sie nur unter holländischer Flagge, und mit Matrosen, die als Holländer verkleidet waren, in dem Hafen von Nangasaki zugelassen. Als jedoch Holland seine Kolonie auf Java zurückerstattet erhielt, so bemühte man sich alsobald, neue Nachrichten über dieses interessante Reich zu erlangen. Doktor Siebold wurde zu dem Ende nach Nangasaki geschickt, und von der niederländischen Regierung beauftragt, alles zu sammeln und zu erforschen, was immerhin für die Kenntniß dieses Reiches nützlich werden könne. Mit eben so viel Klugheit als Ausdauer hat sich Doktor Siebold dieses Auftrages entledigt. Er hatte bereits 89 Kisten naturhistorischer Sammlungen an den Bord eines holländischen Schiffes gebracht, und stand im Jahre 1829 eben im Begriff, mit einer großen Sammlung von Karten, Manuskripten und andern wichtigen Dokumenten sich einzuschiffen, als er plötzlich zu Desima verhaftet wurde, und in Gefahr gerieth, sowohl die Früchte seiner mehrjährigen Arbeit und seiner Aufopferungen, als auch sein und seiner Freunde Leben und Freiheit zu verlieren. Er hatte nämlich während sei-

nes Aufenthalts zu Sedo mit dem kaiserlichen Astronom und Bibliothekar einige Bekanntschaft geschlossen, und dieser versprach ihm eine Kopie der in den letzten zehn Jahren nach europäischer Methode aufgenommenen Karten des japanischen Reichs zu verschaffen. Wirklich sandte er ihm auch 1826 und 1827 mehre höchst schätzbare Karten und andere wissenschaftliche Werke. Dieses ist aber in Japan auf das allerstrengste verboten. Unglücklicher Weise zertrug sich der Bibliothekar mit einem Zeichner, der diese Kopien verfertigte, und dieser klagte aus Rache den kaiserlichen Astronom des Kapitalverbrechens an, kaiserliche Karten an Fremde überliefert zu haben. Die traurige Folge davon war, daß höhern Orts die Denunciation angenommen wurde; der Astronom, seine Diener, die Dollmetscher, Siebolds Zöglinge und mehre andere Japanesen, die verdächtig waren, ins Gefängniß geworfen, Siebold selbst aber Hausarrest angekündigt wurde.

Es wurden nun die strengsten Untersuchungen eingeleitet, und da Siebold sich weigerte, die empfangenen Karten und Manuskripte abzuliefern, so wurde Haussuchung vorgenommen, und alles was man fand konfiszirt. Dem holländischen Faktor wurde streng untersagt, die Einschiffung Siebolds zu gestatten, und Letzterer mußte, da man politische Zwecke vermuthete, die strengsten Verhöre bestehen. Nach einem sehr langen Prozesse gelang es endlich Siebold, die japanische Regierung zu überzeugen, wie alle seine Sammlungen und Bemühungen keine andere Absicht, als die Verbreitung nützlicher Kenntnisse habe; wie man also sehr unrecht thue, seine Wißbegierde, die doch zur Absicht habe, den Ruhm Japans durch alle Welt zu verbreiten, mit solcher Strenge zu behandeln. Im Jahre 1831 wurde endlich Siebold mit allen seinen gesammelten wissenschaftlichen Schätzen freigegeben; er schiffte sich ein, und gelangte glücklich in sein Vaterland zurück. Von ihm hat die gelehrte Welt nun neue Entdeckungen und Vervollständigung ihrer Kunde von Japan zu erwarten.

Fünftes Buch.

Entdeckungsreisen in Tibet.

1. Erste Nachricht von Tibet.

Die ersten Nachrichten, welche wir von Tibet, oder wie es in ganz Asia heißt, Tibbet, haben, erhielten wir vom bloßen Hörensagen. Es ist offenbar, daß dieses äußerst interessante Land den Alten durchaus unbekannt war. Die Natur selbst hat Hochasia gegen alles Eindringen von außen her so ziemlich geschützt; nebst Altoperu ist es unstreitig das höchste bewohnte Land auf Erden. Die Kenntnisse, welche wir von diesem Lande besitzen, zerfallen in zwei Abschnitte, in ältere und neuere; unter den ältern scheint Marco Polo schon etwas von diesem merkwürdigen Lande gewußt zu haben; auch die Missionäre, welche eine Zeitlang von Westen nach Osten durch Asia an die Tartarenhöfe wanderten, haben mitunter dieses interessante Land berührt; besonders war es die religiose Eigenthümlichkeit der Tibeter, welche die Neugierde Europas hauptsächlich auf sich zog, und wir haben schon im ersten Buche der Reisen nach Asia gezeigt, wie selbst Missionäre durch gewisse auffallende Ähnlichkeiten sich verführen ließen, die Tibeter für nestorianische Christen zu halten, und, wie es beinahe unmöglich ist, dem Gedanken auszuweichen, daß hier in der That eine seltsame Vermischung christlicher mit lamaischen Ideen Statt gefunden haben müsse. Der Buddhismus behielt zwar die Oberhand, aber christliche Ideen wurden jedenfalls aufgenommen und angebildet. Eigentliche Nachrichten über Tibet verdanken wir zuerst dem Holländer Van der Broek, dessen Verdienste um die Enthüllung Asias wir noch in der Folge zu würdigen gedenken. Wichtiger, wiewohl weniger gewürdigt, wurden andere Reisen, die sich durch Tibet nach China einen Weg bahnten.

Schon Göz versuchte im Jahre 1602, einen Weg zu Lande von Indien aus nach China zu finden, wie denn die Missionäre jener Zeit sich große Verdienste um die Geographie und die Ent-

hüllung unbekannter Länder und Völker erwarben. Der Klerus besonders der Klöster jener Zeit war von den Befehlen seines Meisters: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Völkern, begeistert und durchdrungen; sie suchten daher, keine Schwierigkeit scheuend, die entferntesten Länder und Gegenden auf, um diesem Befehle nachzukommen. Zwar hatte Göz noch sterbend seinen Mitbrüdern Eröffnungen gemacht, die geeignet waren, sie von jedem fernern Versuche zurück zu schrecken; dennoch sehen wir im Jahre 1660 den Jesuiten Aime Chesaud, Superior eines Kollegiums zu Ispahan, sich durch das Land der Usbekentartaren nach China begeben. Indessen schreckten ihn doch die Gefahren zurück, und seit der Zeit fand sich kein Missionär, welcher den Versuch aufs neue gewagt hätte. Jedoch gingen die armenischen Karawanen denselben Weg beständig mit der größten Sicherheit. Als nun von dieser Seite jede Hoffnung verschwunden war, und die Jesuiten einsahen, daß es vergeblich seyn würde, fernere Versuche durch das Land der Usbeken und Turkomanen zu wagen, so beschloß man, es mit dem eigentlichen Tibet, einem Lande, von dem man behauptete, daß die Einwohner Christen wären, oder wenigstens eine den Christen ganz ähnliche Religion hätten, zu versuchen. Die Reisenden zeigen uns zwei Wege an, welche nach Tibet führen; der eine von Norden durch die nördliche Mongolei, der andere von Süden her durch Bengalen. Von Norden her drang im Jahre 1624 Anton Andrada, ein portugalischer Jesuit, ein; er ging von Lahor aus, und nachdem er über den Ganges gegangen war, drang er durch Serinegar oder Kaschmir und Schafaranga, wo er viele Christen fand. Von hier aus überstieg er ungeheure Gebirge, auf deren Gipfel er einen See fand, aus dem nach ihm der Indus, Ganges und andere große Ströme Indiens hervorquellen sollen, ein Umstand, dem die neuesten Reisen geradezu widersprechen. Indem er seine Reise durch die Hochgebirge fortsetzte, gelangte er nach Redor, einer Stadt in einer höchst kalten Provinz desselben Namens. Er kam nun durch die Fürstenthümer Maranga und Tangut glücklich nach Katay. Ge-

gen diesen Bericht haben verschiedene Gelehrte um so gerechtere Zweifel erhoben, als wirklich keine der von Andrada aufgeführten Thatsachen durch die folgenden Entdeckungen bestätigt, oder auch nur nachgewiesen wurde; so kennt Niemand ein Königreich Redor oder Maranga, und der See, dem die Flüsse entströmen, ist eine handgreifliche Unwahrheit.

Die Nachrichten Chesauds haben zwar mehr Wahrscheinlichkeit, sind aber auch für die Geographie von nur geringer Bedeutung. Dagegen sind die Nachrichten Grubers bei weitem reichhaltiger und in jeder Hinsicht sehr schätzbar. Diese sind in fünf Briefen enthalten, welche unser Landsmann, den ersten in italienischer, die vier übrigen in lateinischer Sprache nach Aschaffenburg, Danzig, Breslau, und an den berühmten Kircher schrieb. Man findet dabei außer genauen Nachrichten über Indien und Tibet viele geographische Breiten, eine Menge Abbildungen und manche bemerkenswerthe Einzelheiten. Thevenot hat die Briefe, Kircher die Abbildungen bekannt gemacht.

2. Gruber's Reisen.

Nach dem ersten Briefe Grubers ging derselbe im Jahre 1661 von Venedig nach Smyrna, und von da zu Lande nach Ormus, wozu er fünf Monate brauchte; in sieben weitern Monaten gelangte er zu Schiffe nach Makao. Er bereiste nun theils zu Wasser, theils zu Lande ganz China, wo er sich durch drei Jahre aufhielt; er versichert, daß innerhalb eines einzigen Jahres die 55 Jesuiten, welche sich in China aufhielten, mehr als 50,000 Personen getauft hätten. Auf seiner Rückkehr nach Europa folgte er, von Albert d'Orville begleitet, einer Straße, die vor ihm kein Europäer betreten hatte, und gelangte nach 30 Tagereisen nach der Stadt Sin-gan-fu, und nach 30 andern Tagereisen nach Si-ning-fu. Auf diesem Wege passirten die Jesuiten zwei Mal den Whang-ho oder gelben Fluß. Si-ning-fu, die Hauptstadt von Schensi, ist eine große, wohl bevölkerte Stadt, an der großen Mauer gelegen, und der Stapelplatz für die nach China gehenden indischen Waaren. Die große Mauer

wird uns eben so, wie durch die übrigen Reisenden jener Zeit geschildert; von dieser Mauer sieht man zu einer Seite ein unendliches Menschengewühl, auf der andern die Wüste, angefüllt mit wilden Stieren, Tiegern, Löwen, Rhinoceros und Einhörnern, welche eine Art gehörnter Esel sind. Die Wüste besteht aus Bergen und Ebenen, und ist keineswegs überall sandig und unfruchtbar, indem die Ufer mehrer Steppenflüsse schöne Weiden gewähren. Diese Wüste fängt in der Mitte Indiens an, und erstreckt sich weit nach Norden, wo noch Niemand ihre Grenze gefunden; in diesem weiten Raume hausen die Tartaren, sie wohnen unter Zelten, die sie von Fluß zu Fluß, je nachdem sie Weide für ihr Vieh finden, übertragen. Der Weg von Si-ning-fu bis Lassa wird in verschiedenen Briefen Grubers abweichend beschrieben; nach dem ersten führen ihn von China aus drei Tagereisen durch die Wüste an die Ufer von Kokonor, eines großen Sees, ähnlich dem Kaspi-See; von diesem geht er nach Toktotay, einem beinahe wüsten Lande, von Tartaren bewohnt; es wird durch den schönen Fluß Toktotay, den Gruber mit der Donau vergleicht, bewässert; sodann gelangt er durch die Provinz Tangut nach Reting, welches allenfalls das Redor Anfrada's seyn könnte, und kommt zuletzt nach Lassa, der Hauptstadt von Tibet. Dagegen spricht Gruber in seinem fünften Briefe von der Kalmukei, welche er unmittelbar hinter der großen Mauer betreten habe, und aus welcher er auch mehre Abbildungen liefert. Von Si-ning-fu bis Lassa brauchte Gruber drei Monate; Lassa wird von den Barbaren Barantola genannt; der König führt den Titel Teva, und stammt von dem alten Tangut-Tartarenstamme ab, er wohnt zu Putolo oder Budala; das Schloß ist auf einem Berge ganz im europäischen Style erbaut, und der Fürst unterhält hier einen sehr zahlreichen Hof.

Der Hohepriester des Landes nennt sich Lama-Konju, er wird wie ein Gott angebetet, und ist gleichsam der Papst der Chinesen und Tartaren, die ihn Gott Vater nennen. Gruber und d'Orville blieben einen Monat zu Lassa, und meinten,

sie würden einen großen Theil der Bewohner zum Christenthume bekehrt haben, wären sie nicht durch den Großlama, der über alle, die ihn nicht verehren würden, Todesstrafe verhängte, daran gehindert worden; indessen wurden sie sowohl von dem Volke, als auch von dem Könige selbst, welcher ein Bruder des Großlama war, sehr freundschaftlich behandelt.

Am Hofe des Königs von Tangut sahen sie eine Frau aus der nördlichen Tartarei, sie war anders als die Frauen des Landes gekleidet, ihr Gürtel und ihr Kopf war mit Muscheln bedeckt, und das Haar wie Stricke geflochten; andere Weiber aus dem benachbarten Königreiche Koin waren nicht weniger seltsam gekleidet. Die Frauen von Barantola lassen ihr Haar in Zöpfen geflochten über den Rücken herabhängen, und tragen um die Stirne ein rothes, mit Perlen besetztes Band, auf dem Kopfe haben sie wohl auch eine silberne, mit Korallen und Türkisen besetzte Krone. Gruber brachte auch ein Porträt des Großlama, so wie des letzten Königs von Tangut mit; er hatte es von dem Gemälde kopirt, welches im Thore des Pallastes aufgehängt war.

Von Lassa gelangten beide Missionäre in vier Tagen an den Fuß des ungeheuer hohen Berges Langur, die Luft war so fein, daß man sie kaum athmen konnte. Auch bemerkt der Reisende, in dem jede Beobachtung einen gebildeten Mann vermuthen läßt, daß während des Sommers diese Gegenden nicht ohne Gefahr bereist werden könnten, indem giftige Ausdünstungen mancher Pflanzen die Luft verpesten. Die Felsen und Abgründe machten überdieß die Wege für Fuhrwerke jeder Art unfahrbar, und man mußte bis Kuthi, der Hauptstadt des Königreichs Nekbal, durch einen ganzen Monat zu Fuß gehen. Die ganze Bergkette enthält eine Fülle von Quellen, unter denen auch sehr viele heiße sind, das Land ist daher gut bewässert und mit reicher Vegetation bestanden.

Von Kuthi gelangten die Missionäre in fünf Tagen nach Nesli, einer zweiten Hauptstadt von Nekbal. Die Lebensmittel waren hier in einem solchen Überflusse, daß man 30 bis 40 Hühner für einen Thaler kaufte. Von hier kamen sie in fünf

Tagen nach Kadmendu, und von da nach drittehalb Tagen in die königliche Residenz, welche wie das Land Nekbal heißt, von den Eingebornen aber Baddan genannt wird. Nach dem ersten Briefe Gruber's kann das Königreich Nekbal nicht früher als in einem Monate durchreist werden, und die beiden Städte Kadmandir oder Kadmendu und Baddan, welche durch einen großen Strom getrennt sind, bilden zusammen die Hauptstadt. Der damalige König hieß Partasmal, und wohnte in Kadmendu; Baddan dagegen war die Residenz seines Bruders Novagmal, den Gruber als einen sehr schönen jungen Fürsten schildert; er führte eben damals eine kleine Armee aus, welche den Zweck hatte, die Einfälle der Nachbarn zu rächen. Gruber bot ihm ein Fernrohr an, und ließ ihn in seiner Gegenwart den Versuch machen, nach dem feindlichen Lager zu blicken. Der Fürst, erstaunt die Feinde so nahe zu sehen, und gänzlich unbekannt mit der Wirkung der Ferngläser, befahl sogleich den Angriff, und war nicht wenig überrascht, als ihn Gruber über die Sache belehrte. Er empfing dieses Geschenk mit sehr großer Freude, und fühlte sich durch mehre mathematische Instrumente, die er von Gruber erhielt, so geschmeichelt, daß er die Missionäre nur nach dem feierlichen Versprechen, wieder zu kommen, aus seinen Staaten entließ. In dieser Hoffnung gab er auch sein königliches Wort, daß er ihnen ein Haus zu bauen, dasselbe mit Einkünften versehen, und in seinen Staaten das Christenthum einzuführen erlauben wolle.

Unter mehren Gebräuchen dieses Landes führt der Verfasser einen höchst grausamen an; wenn man nämlich an dem Aufkommen eines Kranken zweifelt, so trägt man ihn aus der Stadt oder dem Dorfe hinaus, und legt ihn in eine mit Leichnamen angefüllte Grube, um daselbst jämmerlich umzukommen. Die Todten werden den Raubvögeln überlassen, und man hält es für eine Ehre, im Magen eines lebenden Wesen begraben zu werden. Die Weiber sollen sehr widerlich und unrein seyn, da sie aus religiösen Rücksichten sich zu waschen verschmähen und statt dessen sich mit einem Öle reiben.

Fünf Tagereisen von Nekbal liegt die Stadt Hedanda, ine Kolonie des tibetanischen Königreichs Maringa, wovon die Hauptstadt Radok heißt, was abermals an Andrada's Bericht erinnert. Als einen Beweis für die Mischung christlicher Ideen im Lamaismus können die Namen Dominicus, Franz und Antón gelten, welche Gruber noch im Gebrauche fand, und die offenbar auf das frühere Vorhandenseyn des Christenthums hinweisen. Nach Gruber gibt es keine eigentlichen Dörfer im Lande Maringa, man findet hier nur einzelne Häuser und zerstreute Hütten; der König zahlt an den Großmogul Tribut, der sich auf 7 Elephanten und 250,000 Reichsthaler erstreckt. Von Hedonda durch das Königreich Maringa ziehend, langten die Missionäre nach acht Tagen in Mutgari, der ersten Stadt des Mongolenreiches an, von wo sie nach Battana am Ganges, und endlich nach Benares an demselben Flusse kamen. Von Mutgari bis Benares, wo eine Akademie der Brahmanen war, brauchten sie 16 Tage, von da gelangten sie in 18 Tagen nach Agra, wo d'Orville starb; Gruber aber kehrte über Ormus, Armenien und Kleinasien nach Smyrna, und von da nach Rom zurück, nachdem er Agra 14 Monate früher verlassen hatte. Er war nicht lange in Rom, als er Befehl erhielt, nach China zurück zu kehren; voll Eifer durchreiste er Deutschland, um sich durch Polen und Rußland einen Weg zu bahnen, mußte aber nordischer Kriege wegen diesen Vorsatz aufgeben und nach Venedig zurückkehren. Mit einer kaiserlichen Gesandtschaft ging er nun nach Konstantinopel, wo ihn aber Magenkrämpfe zur Rückkehr zwangen. Nachdem er zu Florenz wieder genesen war, wollte er über Wien und Konstantinopel nach China gehen; wir wissen indeß nicht, ob er seinen Zweck erreichte. Bei seiner ersten Rückkehr aus China im Jahre 1665 war Gruber 45 Jahre alt. Sein Charakter war sehr liebenswürdig, sanft und freundlich, mit deutscher Biederkeit gepaart, was seinen Umgang sehr angenehm machte.

3. Tavernier's, Desideri's und einiger Anderer Nachrichten aus der Tatarei.

Als Tavernier in Bengalen war, sammelte er auch Nachrichten aus dem Munde der Kaufleute über Tibet und der Tatarei; es wurde ihm das Land, woher man Rhabarber, Moschus und Pelzwerk brachte, als groß, ausgedehnt und gebirgig geschildert. Die Karawanen brauchen von Patna nach Butan oder Tibet drei Monate, der Weg dahin führt durch ungeheure, wildreiche Forste, über beschwerliche Gebirge, und ist mit vielerlei Gefahren verknüpft. Man reist über die Berge theils in Palankins, theils reitend auf Ochsen, Kameelen oder Pferden, die jedoch so klein sind, daß der Reiter mit den Füßen die Erde berührt; demungeachtet sind sie stark und für diesen Zweck geeignet. Die Wege und Steige sind so schmal und zerrissen, daß sie sich für keine Art Fuhrwerk eignen. Wenn die Karawanen am Fuße der Gebirge anlangen, so versammeln sich die Einwohner, besonders die Weiber, in großer Anzahl, und erbieten sich, sowohl Waaren als Menschen über die Berge zu tragen. Dieser Marsch dauert acht Tage; jeder Reisende wird von drei Weibern getragen, die einander ablösen; sie haben auf der Achsel Rollen aus Wolle, an denen eine Art Tragsessel über den Rücken hängend angebracht ist; dieser besteht aus Gurten und einem Kissen, auf welchem der Reisende sitzt. Diejenigen, welche zu Pferde reisen, müssen an mehren Orten mit Seilen über die Abgründe gezogen werden. Die Waaren werden in Paketen von 50 Pfund Schwere getragen; jeder Träger erhält für eine Reise von zehn Tagen zwei Rupien, welche Summe auch für jedes Lastthier gezahlt wird. Hat man die Berge hinter sich, so kann man den Weg bis Butan entweder auf Palankins oder Lastthieren zurücklegen.

Eine andere Nachricht über Tibet gibt uns Hippolyt Desideri, welcher im Jahre 1713 zum Missionär in Tibet ernannt wurde. Er reiste am 20. November von Goa in Indien ab, und landete am 4. Januar 1714 in Surate. Er blieb einige Zeit in dieser Stadt, um sich im Persischen zu üben, und reiste am

26. März nach Dehli ab, wo er auch am 11. Mai anlangte. Hier traf er mit Manuel Freyre, der mit ihm dieselbe Bestimmung hatte, zusammen; beide reisten nun nach Lahor, wo sie am 18. Oktober anlangten, von wo sie sich an den Fuß des Kaukasus, welcher Name hier die Bedeutung des Himalaja hat, begaben. Sie hatten eine lange, ausgezackte Bergkette vor sich; nachdem sie dieselbe überstiegen, trafen sie auf eine höhere, hinter welcher sich eine dritte, als die höchste aufthürmte. Die Eingebornen nennen sie Pir-panjal, und betrachten sie mit großer Verehrung. Sie bringen dem Alten des Berges, den sie als Wächter des Landes betrachten, Anbetung und Opfer. Desideri glaubte darin einige Spuren der Fabel zu finden, die Prometheus an den Kaukasus kettet.

Der Gipfel des Pir-panjal ist mit ewigem Schnee bedeckt, die Missionäre brauchten 12 Tage, um diesen Bergrücken voll Schluchten, Abgründe und Sturzbäche zu übersteigen, was nur nach unglaublichen Beschwerden gelang. Unglücklicher Weise hatten sich die frommen Väter, aus einem heißen Lande kommend, mit keiner angemessenen Kleidung versehen, und mußten daher von der Kälte außerordentlich leiden. Nachdem alle diese Beschwerden überstanden waren, gelangten sie in ein sehr schönes Land, das sie durch die Menge und Verschiedenheit der Bäume, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Fülle der Wohnungen erfreute. Es sind dieses kleine Kantone, deren Häupter dem Großmogul tributär sind; auch sind hier die Berge wegsamer, so daß man zu Pferde oder in einem Palankin reisen kann. Man gelangte am 10. März nach Kaschemir, wo der Schnee des Winters in großer Menge fällt und sechs Monate lang liegen bleibt. Hier wurde Desideri krank, und verwandte diesen gezwungenen Aufenthalt dazu, um sich im Persischen zu vervollkommnen, und Nachrichten über Tibet einzuziehen. Nach mancherlei Nachforschungen konnte man nur zwei Länder dieses Namens entdecken, eines wenige Tagereisen von Kaschemir unter dem Namen Kleintibet oder Baltistan, welches sich von Nord nach West ausdehnt, und dessen Fürst dem Großmogul tributpflichtig

ist; es wird von Muhamedern bewohnt. Das andere ist Großtibet oder Butan, welches sich von Nord nach Ost ausdehnt und etwas weiter von Kaschemir entfernt ist. Die Straße dahin wird von Karawanen bezogen, und man trifft während der ersten sechs oder sieben Tagereisen manche Bequemlichkeit. Weiterhin machen Stürme, Schnee, die außerordentliche Kälte und der rauhe Weg die Reise äußerst beschwerlich, besonders da man auch die Nächte im Freien zubringen muß. Großtibet fängt auf dem Gipfel des furchtbaren Berges Kautal an, dessen eine Seite Kaschemir, die andere Tibet zugehört, und der seinen Gipfel in ewigen Schnee hüllt. Die Missionäre machten sich am 7. Mai 1715 auf den Weg, und begaben sich zu Fuß nach Leh, auch Ladak, der Residenz des Königs von Tibet, wo sie nach 40 Tagen anlangten. Sie hatten unterwegs eine Reihe von Bergen überschritten, welche sie als den Schauplatz des Schreckens schildern. Die neueren Erfahrungen widersprechen dieser Schilderung nicht. Die über einander gethürmten Berge lassen kaum enge Schluchten zwischen sich, durch welche Sturzbäche mit einem Getöse herabfallen, das in dieser Umgebung den kühnsten Reisenden mit Schrecken zu erfüllen geeignet ist. Der Gipfel wie der Fuß dieser Berge ist gleich unwegsam, die Steige sind mitunter so schmal und gefährlich, daß man kaum den Fuß setzen kann, und der geringste Fehltritt den Wanderer der Gefahr aussetzt, in den Abgrund zu stürzen, ein Unglück, welches manchen Gliedern der Karawanen widerfahren ist, die hier ein schreckliches Grab fanden. Um von einem Berge zum andern zu gelangen, hat man nur schwache Seilstege aus Bast und Baumzweigen geflochten, man ist öfter genöthigt, die Schuhe auszuziehen, um mit weniger Gefahr zu gehen; dazu kommt nun noch die stets veränderliche Witterung, die schlechte Nahrung, welche bloß aus Mehlbrei besteht, der oft aus Mangel an Holz nicht einmal bereitet werden kann. Die Nächte bieten wenig Ruhe, da man sie auf Schnee und Eis zubringen muß; bei Tag ist aber der Reflex der Sonnenstrahlen so gewaltig, daß man Gefahr läuft, zu erblinden. Um das Übel voll zu machen, trifft der Reisende alle zwei

Tage noch Mauthbeamte, die sich nicht begnügen, die gewöhnlichen Zölle abzunehmen, sondern die Reisenden förmlich martern und plündern.

Diese Gebirge haben nur zerstreute Wohnungen, und weder Dörfer noch Städte; der Handel wird durch Tausch abgethan, da nur wenig bares Geld im Lande ist. Das Klima von Tibet ist sehr rauh, und man kennt beinahe keine andere Jahreszeit, als den Winter. Die Berge sind das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt, der Boden bringt nur Gerste und Hirse hervor; man sieht weder Bäume noch Früchte; die Häuser sind kleine Hütten, aus Steinen unförmig gefügt; die Menschen sind in Wollenstoffe gekleidet, von natürlicher Sanftmuth und leicht zu behandeln, aber unwissend, ungebildet, ohne Wissenschaft und Kunst, obwohl nicht ohne Geist, und stehen mit auswärtigen Nationen in keinerlei Verbindung. Ladag oder Leh, wo die Karawane am 25. Juni ankam, ist eine Festung, wo der Fürst des Landes, Mina-Nanjal, residirt; er übt unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen, und zählt unter diese tributbare Fürsten. An der Grenze des Landes wohnen Muhameder, die Tibetaner selbst sind Götzendiener; diese bekennen einen Gott unter dem Namen Konschok, und Desideri schreibt ihnen einige Begriffe der Dreieinigkeit zu, sie nennen nämlich Gott manchmal Konschok-sum, was dreieiniger Gott bedeutet. Sie haben auch eine Art Rosenkranz, bei dessen Gebrauch sie ohne Aufhören om ha hum! wiederholen; om bedeutet Arm oder Kraft, ha Wort, und hum das Herz oder die Liebe. Man betet auch noch ein Wesen Namens Urghien an; die Anbeter wissen nicht, ob es ein Mann oder ein Weib, ein Gott oder ein Mensch sey, es hat weder Vater noch Mutter, und wurde durch eine Blume hervorgebracht; indessen wird es als ein Weib mit einer Blume in der Hand vorgestellt.

Sie haben auch Heilige, denen sie Verehrung erweisen; man sieht in ihren Tempeln einen Altar gedeckt und verziert, in dessen Mitte eine Art Tabernakel sich befindet, wo nach ihrem Vorgeben Urghien wohnt, obwohl sie sich zu gleicher Zeit für über-

zeugt halten, daß er sich im Himmel befinde; sie verwerfen überdieß die Seelenwanderung, die Vielweiberei und das Verbot gewisser Lebensmittel, wodurch sie sich von den meisten Götzendienern Indiens unterscheiden. Ihre Priester heißen Lamas, und sowohl der König als seine Höflinge hielten die zwei Missionäre für christliche Lamas. Als sie dieselben ihr Gebet verrichten sahen, untersuchten sie sehr neugierig ihr Brevier, und erkundigten sich nach der Bedeutung mancher Vorstellung darin, worauf sie ihren Beifall zu erkennen gaben; sie setzten hinzu, daß ihre Bücher denen der Missionäre ähnlich seyen, wovon sich Desideri indessen nicht überzeugen konnte. Eben so haben sie auch geheime Bücher, deren Charaktere die Lamas zwar lesen können, deren Sprache sie aber nicht verstehen; auch bezeugten sie ihr Leidwesen darüber, daß sie die Sprache der Missionäre nicht verständen, und Desideri schließt aus dieser Neugierde, daß sie zur Annahme des Christenthums nicht ungeneigt seyen.

Zwei Tage nach seiner Ankunft besuchte der Missionär den Lampo, welcher die erste Person nach dem Könige ist, und den Titel seiner rechten Hand führt. Am 2. Juni hatten sie beim Könige Audienz, der sie am 4ten und 5ten wieder zu sich berief, und außerordentlich freundschaftlich behandelte; am 6ten besuchten sie den großen Lama, umgeben von einer Menge anderer Lamas, unter denen sich ein sehr naher Verwandter des Königs und ein Sohn des Lampo befand. Sie wurden mit der größten Artigkeit aufgenommen, und nach Landesbrauch mit Erfrischungen bewirthet. Unterdessen waren Muhameder angelangt, welche sich Mühe gaben, die Missionäre zu verleumden, als seyen sie verkappte Kaufleute, die große Reichthümer an Edelsteinen und Perlen bei sich führten. Auf diese Anzeige wurden sogleich mehre Beamte gesandt, welche Haussuchung hielten, und einen ledernen Beutel nach Hof schleppten. Die Muhameder wurden nicht wenig bestürzt, als man nichts anderes fand, als einige Marterwerkzeuge, etwas Weißzeug, Bücher und einen Vorrath von Rosenkränzen. Desideri hatte während der Zeit bereits angefangen, die tibetische Sprache zu studieren, in der Absicht, sich in Ladak fest-

zusetzen, als er hörte, daß es noch ein drittes Tibet gebe. Nach langer Überlegung beschloß er gegen seine Neigung diese neue Entdeckung zu machen. Man hatte ihm berichtet, daß zu diesem dritten Tibet ein Weg von sechs bis sieben Monaten durch beständige Wüsten führe, und daß dasselbe den Einbrüchen der anwohnenden Tataren am meisten ausgesetzt sey.

Die beiden Missionäre verließen Ladak am 17. August 1715, und langten am 18. März 1716 in Lassa an. Sie hatten unterwegs von Schnee, Eis und außerordentlicher Kälte unendlich gelitten. Kaum waren sie angelangt, als sie einer gewissen Sache wegen, die uns Desideri nicht berichtet, vor Gericht erscheinen mußten. Ihr Weg führte sie vor dem Pallaste des Königs vorbei, der sich nebst seinem Minister eben auf dem Balkon befand. Er erblickte sie, und fragte, wer sie seyen; der Minister, der als ein äußerst redlicher Mann geschildert wird, erzählte dem Könige ihre Schicksale und das Unrecht, das sie erduldeten. Desideri wurde augenblicklich in den Pallast gerufen, und der König gab Befehl, sie nicht weiter zu beunruhigen. Nach einigen Tagen machten die beiden Jesuiten dem Minister einen Besuch; er fragte sie, warum sie sich bei dem Könige noch nicht hätten einführen lassen? Sie antworteten, daß sie keine eines so großen Monarchen würdige Geschenke bei sich hätten. Demungeachtet wurde Desideri zur Audienz geführt, und kam in einen Saal, wo mehr als hundert Personen versammelt waren, die auf Gehör warteten. Es erschienen zwei Officiere, welche die Namen der Gehörbittenden aufschrieben und zum Könige trugen. Desideri war der erste, welcher nebst dem großen Lama vorgelassen wurde. Der König nahm ihn nicht nur sehr gnädig auf, sondern ließ ihn auch niedersitzen, und unterhielt sich über zwei Stunden mit ihm. Dem ungeachtet fand der Missionär keine Gelegenheit, ein Wort zu Gunsten des Christenthums anzubringen. Nachdem der König ein Zeichen seiner Zufriedenheit gegeben hatte, entließ er ihn. Lassa ist nach den Berichten des Missionärs so nahe bei China, daß der Weg bis Peking nur zwei Monate erfordert.

4. Reise des Horaz de la Penna.

Horaz de la Penna wurde von Clemens XI., römischem Papste, mit zwölf Kapuzinern in der Absicht nach Asia, namentlich nach Tibet gesandt, um daselbst Mittel zu suchen, die christliche Religion einzuführen. Der Papst bedauerte nämlich, daß in jenen Gegenden, von denen man glaubt, daß der Apostel Thomas ihnen das Evangelium gepredigt habe, jetzt lauter Götzendiener wohnen. Die Missionäre nahmen einen langen ermüdenden Weg durch die Mongolei und die Königreiche Battia und Batyao, und gelangten endlich in die Hauptstadt Tibets. De la Penna blieb mehre Jahre daselbst, ohne daß man in Europa etwas von seinem Schicksale gehört hätte. Neun seiner Gefährten starben, und mit den übrigen dreien kam der Superior im Jahre 1733, von Alter und Mühseligkeiten gebeugt, nach Rom zurück, um das Bekenntniß abzulegen: daß seine Arbeiten an den verstockten Heiden vergebens gewesen seyen. Übrigens berichtete er, daß er sammt seinen Gefährten sowohl vom Könige von Tibet als auch dem großen Lama mit viel Humanität aufgenommen worden sey. Nachdem sie ihren Zweck kund gethan, so habe der König wie auch der Großlama ihm, dem Superior, den Auftrag gegeben, einen schriftlichen Abriß der christlichen Lehre, welche sie zu predigen gedächten, einzureichen. Der Superior ließ sich dieses nicht zweimal sagen, sondern that wie ihm geheißen war, und verfügte sich einige Tage darauf in den Pallast, um die Antwort des Königs zu vernehmen. Diese bestand in Folgendem: »Lama,« sagte der König, »wisse, daß mir meine Religion, die ich bekenne, da ich in ihr erzogen bin, stets sehr gut geschienen hat; indessen gestehe ich, daß mir die Deine die bessere zu seyn scheint.« Dadurch ermuntert, hielt der Missionär den Augenblick für günstig, um in den König zu dringen, die von ihm für besser erkannte Religion anzunehmen und von seinen Unterthanen annehmen zu lassen. Der König, überrascht durch diese Zumuthung, meinte, es wäre denn doch besser, wenn der christliche Lama zuerst die Landessprache erlernte, um

die Grundsätze seiner Religion desto besser aus einander zu setzen und erklären zu können.

Mit dem Großlama war es nicht so leicht, denn dieser machte mancherlei Einwendungen, und gab auf das Glaubensbekenntniß des Missionärs eine schriftliche Erwiederung, indem er die Lösung der gemachten Einwürfe verlangte. Indessen nahm er die Widerlegungen gütig auf, behandelte die Missionäre mit großer Achtung und Güte, empfahl ihnen ebenfalls die Landessprache, und der König gab ihnen zu diesem Behufe einen der vorzüglichsten Lama als Lehrer. Ja man ging noch weiter, und der König erlaubte mittelst eines Ediktes, daß sich die Missionäre ein Haus und eine Kirche bauen durften, so wie er ihnen auch Abgabenfreiheit und andere Beweise der Achtung ertheilte.

Nach de la Pennas Bericht ist das Land außerordentlich groß, und die Zahl der Bewohner Tibets steigt auf 33,000,000. Sie sind sehr sanftmüthigen Charakters, gutmüthig und gefällig, und haben in ihrer Religion eine Menge mit der römischen Kirche übereinstimmende Gebräuche. Lassa ist die Residenz des Königs, und eine sehr schöne Stadt. Bei ihrer Rückkehr versah sowohl der König als der Großlama die Missionäre mit Pässen und Briefen; der Paß lautete folgender Maßen: »Von Lassa, der herrlichen Stadt und Residenz des Königs. Es sey hiemit allen unsern Unterthanen, großen und kleinen Beamten auf dem ganzen Wege durch das Königreich Niverri gegen Westen hin bekannt gemacht, daß die europäischen Lamas nach Lassa, der Hauptstadt des reichen Königreichs Tibet, gekommen seyen, um sich dem ganzen Volke nützlich zu machen; es darf daher auf ihrer Rückkehr durch das Königreich Niverri kein Zollbeamter irgend eine Abgabe von ihnen verlangen. Wir verordnen, daß ihnen nicht nur auf ihrem ganzen Wege kein Leid widerfahre, sondern daß ihnen Allen aller mögliche Beistand auf ihrer Reise geleistet werde. Gegeben in unserm Pallaste u. s. w.« Die freundliche Sorgfalt des Königs wie des Großlama erstreckte sich indessen noch über die Grenze Tibets, so daß die Aufnahme der Missionäre jede billige Hoffnung übertraf. De la Penna erklärte

dem Papste, daß ihn der König von Tibet gesandt habe, um nicht nur eine neue Mission zu verlangen, sondern auch eine beständige Verbindung mit dem heiligen Stuhle des Abendlandes anzuknüpfen. Der Papst sandte aufs neue neun Kapuziner zur Mission nach Tibet; dieselben führten sowohl päpstliche Breven, als Geschenke für den König und Großlama mit sich. Horaz de la Penna führte sie abermals, und schrieb 1742 an den Papst, daß sie das Jahr vorher glücklich in Lassa angelangt und ihre Geschenke mit großem Vergnügen aufgenommen worden seyen, und wie sich sowohl der König als der Großlama anschickten, das folgende Jahr eine Gegengesandtschaft mit einem Altersschwäche wegen rückkehrenden Missionär nach Rom zu senden. Zugleich sandte der Superior auch ein Edikt mit, welches unstreitig sowohl dem Großlama, als dem Könige von Tibet zur größten Ehre gereicht. Schwerlich konnte irgend etwas auf Erden weniger als das Christenthum im Interesse des Großlama seyn, dennoch wird in demselben allen seinen Anhängern kund gethan, daß die Lehre der europäischen Lamas gut und heilsam sey, und daher von allen seinen Anhängern angenommen werden dürfe. Auch macht sich de la Penna anheischig, daß er mit leichter Mühe sowohl die Hauptstadt, als auch das ganze Volk zum Christenthume bekehren wolle, wofern er von der apostolischen Kammer unterstützt würde. Diese entschuldigte sich indessen mit ihrer Armuth, und so wurden keine ferneren Missionäre dahin geschickt, und eine reiche Ernte versäumt.

5. Turners Gesandtschaftsreise an den Hof des Teshoo-Lama.

Mit der Erkaltung des Missionseifers in Europa erkaltete auch der Eifer, fremde Länder kennen zu lernen; besonders war es Asia, das sich in der größern Mitte des vorigen Jahrhunderts nur wenig Aufmerksamkeit zu erfreuen hatte. Von Tibet hatte man nun vollends so gut wie gar keine Kunde, die Berichte der Missionäre waren, wie wir gesehen haben, sehr unvollkommen, und hatten nur wenig oder gar kein geographisches Interesse;

erst als sich in neuerer Zeit die Macht der englisch-ostindischen Kompagnie in Ostindien auf eine so kolossale Weise zu entwickeln anfing, wurde Asia wieder, wie einige Jahrhunderte früher, einer der Hauptgegenstände, mit dem sich die gebildete Welt beschäftigte. Die Entdeckung Amerikas und die bald darauf folgende Australiens und Südostasias hatten früherhin durch beinahe dritthalb hundert Jahre alle Aufmerksamkeit der gebildeten Welt so sehr nach den neu enthüllten Geheimnissen des Westen hingezogen, daß der alte Osten gar keiner Aufmerksamkeit mehr gewürdigt wurde. Da gaben denn die Engländer das in der Welt nie gesehene Schauspiel, daß eine Gesellschaft von Kaufleuten von dem entgegen gesetzten Ende der Erde sich unter der anspruchlosen Firma des Handels in einem entfernten Erdtheile festsetzte, eine politische und industrielle Revolution bewirkte, ungeheure Reiche eroberte, und einen Staat gründete, der an Umfang und Bevölkerung das Mutterland um das Zehnfache übertrifft. Es ist eine überraschend komische Erscheinung, sich die halbwilden Britten des Julius Cäsar als die gebietenden Herren Indiens und die furchtbaren Nachbarn Chinas und Tibets zu denken. Durch diese Nachbarschaft geschah es denn, daß man im Jahre 1772 mit dem Rajah von Butan in Kollision kam, was zu einem Kriege Veranlassung gab, der wie gewöhnlich zum Vortheil der Engländer endigte, aber zugleich auch den spekulativen Eroberern Rücksichten ganz eigener Art auferlegte, die ihnen ihr Interesse nicht zu vernachläßigen gebot. Der Rajah von Butan ist ein Vasall des Lama von Tibet, dessen Ansehn, wie wir hier zum ersten Male hören, zwischen dem Teshoo-Lama und Dalai-Lama in so fern getheilt ist, daß ersterer den Rang vor dem letzteren behauptet; früher hielt man den Dalai-Lama für den einzigen und obersten in Tibet. Der Rajah von Butan nahm in seiner Bedrängniß durch die brittischen Waffen Zuflucht zu seinem Landesherrn, und der Lama verwendete sich für denselben bei dem Gouverneur von Ostindien, dem bekannten Warrenhastings, um diesen zur Einstellung der Feindseligkeit zu bewegen. Der Brief des Teshoo-Lama fand bei der ostindischen Kompagnie günstige

Aufnahme, und die Vermittlung desselben ward nicht nur angenommen, sondern man ergriff auch mit Freuden die Gelegenheit, das brittische Handelsinteresse durch neue Verbindungen mit einem bisher ganz unbekannten Lande anzuknüpfen. In der Absicht beschloß man, gegen den Lama sich so freundschaftlich als möglich zu bezeigen; man nahm die Gesandten desselben in Bengalen sehr zuvorkommend auf, suchte sich durch sie von der Beschaffenheit ihres Landes, den Produkten desselben und dem Völkerleben in demselben so genau als möglich zu unterrichten. Die Geschenke des Lama, aus vergoldetem Leder mit dem russischen Wappen gestempelt, aus Gold- und Silberstücken, Bisambeuteln, tibetanischem Tuche und chinesischer Seide bestehend, verriethen einen lebhaften Handelsverkehr. Die Kisten, in denen die Geschenke überbracht wurden, gaben von dem Kunstfleiße der Tibetaner ein günstiges Zeugniß. Alles dieses bewog den Gouverneur, die Kompagnie zu bewegen, unter dem Vorwande einer Gegengesandtschaft einen wohl unterrichteten Engländer zur Erkundung Tibets an den Lama zu senden. Es wurde zu dieser Absicht Georg Boyle ausersehen; er führte ansehnliche Geschenke für den Lama mit sich, und zugleich wurden ihm auch Proben von allerlei Waaren mitgegeben, um sie den Tibetern vorzuzeigen. So ausgerüstet erreichte er Tasisudon, die Hauptstadt von Butan, wo er längere Zeit auf die Pässe vom Lama warten mußte, mit deren Ertheilung dieser eben nicht sehr bereitwillig war. Herr Boyle gelangte nach Teshoo-Lombo, wo er bis zum 8. April 1775 verweilte; es gelang ihm, das Vertrauen des wißbegierigen Lama in so hohem Grade zu erlangen, daß er ihm eine Summe Geldes mitgab, um in Bengalen ein Wohnhaus für seine Verehrer zu erbauen, was auch geschah. Der Lama sprach von seinem oftmal Wiederaufleben als von einer Sache, die sich von selbst verstände; denn der Lama von Tibet stirbt nicht, sondern er legt nur seinen alt gewordenen Körper ab, um in einem verjüngten zum Heil der Welt wieder neu zu erscheinen. Er erbot sich sogar, den Kaiser von China zu bewegen, eine Gesandtschaft der Engländer in Bengalen anzunehmen. Als der Lama bei einem Be-

suche, den er dem Kaiser von China in Peking gemacht hatte, wirklich Wort hielt, starb er zum Unglück für die Engländer an den Pocken; er wurde mit großer Pracht nach Tibet zurück gebracht und daselbst beerdigt.

Diese Begebenheit wurde dem Generalgouverneur gemeldet, und bald darauf auch die Nachricht vom Wiedererscheinen des Lama unter seinen Verehrern. Auf diese Nachricht schlug Hastinghs vor, abermals eine Gesandtschaft nach Tibet zu senden, mit welcher denn auch Samuel Turner beauftragt wurde, dessen Talenten wir die bis jetzt interessanteste Beschreibung dieses Landes verdanken.

Turner begab sich im Anfange des Jahres 1783, von Samuel Davies als Zeichner und Feldmesser und Robert Saunders als Wundarzt begleitet, auf den Weg. Man kam zuerst durch das Gebiet des Daeb-Raja, eines unabhängigen Herrn der Gebirge zwischen Tibet und Bengalen. Turner reiste im Anfange in Palankins über die Ebene von Kalamatty, wo sie von einem heftigen Orkan, Tuffon genannt, überfallen wurden; hierauf kamen sie an den Fuß der Gebirge von Butan. Die Gipfel dieses Gebirges glichen einem tiefen Schatten am fernen Horizonte, am Fuße der Berge sind giftige Sümpfe, aus denen sich mit Aufgang der Sonne Dünste erheben, welche den Anblick verdüstern; Turner sagt, daß sie diese Scheidewand, welche sie zu ersteigen hatten, und die sich in langen phantastischen Umrissen vor ihnen ausbreitete, mit Grauen betrachteten. In der sumpfigen Ebene an der Grenze von Butan liegt die Festung Chichakotta, wo im Jahr 1772 ein hartnäckiges Gefecht zwischen den Engländern und Butanern vorfiel. Die Luft ist hier von außerordentlich schlechter Beschaffenheit, und stets mit giftigen Dünsten erfüllt. So gelangten sie an die Höhen von Buxadewar; der Weg wurde steiler, schmal, rauh und durch Marmormassen gesperrt; die Aussichten, wo man in eine offene Gegend gelangte, waren über alle Vorstellung groß. Höhen bis zum äußersten Gipfel mit Bäumen bedeckt, finstere und tiefe Abgründe, und die Spitzen der höchsten sich in die Wolken verlie-

renden Berge eröffneten überall Scenen von außerordentlicher Pracht und Erhabenheit. Mit Vorsicht zog die Karawane weiter, und hatte von der Beschwerlichkeit des Wegs sehr viel auszustehen. Die Menschen sind in diesen Bergpässen dem nachtheiligen Einflusse des Klima sehr unterworfen. Buxadewar ist ein von Natur befestigter Grenzposten, welcher den Paß über die Berge beherrscht, und Turner lobt die verständige Wahl dieses Postens zur Vertheidigung des Landes. Von hier aus ging die Karawane noch höhern Bergen entgegen; Turner rühmt das Prachtvolle des Landes, gedenkt aber auch der vielfachen Beschwerden, die sich von Tag zu Tage mehrten, und sowohl durch giftige Insekten als strenge Kälte erhöht wurden. Über die Abgründe führen Seil- und Kettenbrücken, die von den Europäern nicht ohne Schauder passirt wurden. So gelangten sie am letzten Mai nach Wangoka; von hier an milderte sich das Land, und endlich erblickten sie am 1. Juni in einem schönen Thale, das von dem Tchin-tchieu bewässert wird, Tassisudon, die Hauptstadt von Butan, wo sie sehr gut aufgenommen wurden. Am folgenden Tage wurden sie bei dem Regenten des Landes, der geistliches und weltliches Oberhaupt zugleich zu seyn schien, eingeführt, und sehr artig behandelt. Der Rajah saß in einem Kabinette, dessen Wände blau, Erker, Pfeiler und Thüren aber karmesin in Gold gemalen waren; er selbst war in einem hochrothen Kleide, und saß mit unterschlagenen Beinen auf hohen Polstern. Turner kann das freundliche Betragen und die Gutmüthigkeit sowohl des Rajah als seiner Beamten nicht genug rühmen. In den Unterhandlungen zeigen die Butaner jedoch bei aller ihrer Ehrlichkeit und Offenheit diejenige Klugheit, welche die Orientalen bei allen ihren Verhandlungen auszeichnet. Die Verfassung des Landes ist durchaus theokratisch.

Über das Thal, in welchem Tassisudon liegt, berichtet Turner, daß es etwa vier englische Meilen lang, nirgends aber über eine Meile breit sey, und daher mehr eine Thalschlucht, als ein offenes Thal nach unsern Begriffen genannt werden könne. Zu beiden Seiten erheben sich sehr hohe Berge, zwischen denen

der Fluß seine Fluthen dahinwälzt. Alles nur immer baubare Land versteht der Butaner mit sehr großem Fleiße zu bestellen, er legt Terrassen und künstliche Bewässerungen an, und weiß alle Vortheile, die ihm das Land gewährt, zu benützen. Der Pallast des Rajah steht einzeln im Mittelpunkte des Thales, und ist ein steinernes Gebäude von viereckiger Form, dessen Mauern etwa 30 Fuß hoch und geböscht sind; über der Mitte ist eine Reihe hervorspringender Erker, vor welchen schwarz härene Vorhänge angebracht sind, die des Nachts zugezogen werden; unter diesen sind die Mauern von kleinen schwarzen Fenstern durchbrochen, mehr geeignet Luft, als Licht einzulassen. Der Pallast hat zwei Eingänge, geräumige Thorwege mit starken Flügelthüren, und im Innern eine kleine Citadelle, worin der Oberlama wohnt. Der ganze Pallast ist sehr geräumig, um die zahlreiche Dienerschaft und Gylongs oder Mönche, deren es eine Unzahl gibt, zu beherbergen. Auf eine englische Meile um den Pallast herum ist alles frei von Wohnungen, in den niedern Thälern wohnen die Landleute, auf den Höhen die Priester, welche den eigentlichen Adel des Landes bilden. Obwohl der Rajah sehr beliebt bei dem Volke, und die Regierung des Landes auf uralte Gesetze und unumschränkte Gewalt basirt war, brachen doch Rebellionen und Unruhen aus. Der Rajah benahm sich außerordentlich klug dabei, siegte, und behandelte die Besiegten mit im Oriente unerhörter Güte; er sagte: »es sind meine bethörten Unterthanen, ich will sie zurück haben, aber nicht vertilgen« Die Butaner sind eine sehr abgehärtete Menschenart, die aber außerordentlich beschwerlich ausgerüstet sind, und mehr ihren Körper zu schützen, als Beweglichkeit zu erzwecken suchen; sie sind mit Pfeilen und Bogen, manche aber mit Luntenbüchsen bewaffnet. Von Tassisudon ging die Reise im Gefolge des Rajah, der die Rebellenprovinz besuchte, weiter, und Turner hatte Gelegenheit, über das Land, seine Bewohner und ihre Gebräuche alle beliebigen Beobachtungen zu machen. Auffallend war ihm, die Verehrung der Lotuspflanze auch hier eingeführt zu finden, wie denn mehre Gebräuche, die uns Turner erzählt, an Egypten erinnern,

und beweisen, daß die Civilisation des alten Egyptens mit der asiatischen in inniger Berührung stand. Die Gesandten besuchten auf diesem Wege Wandipo und Punukka, und kehrten so nach Tassisudon zurück.

Nach mancherlei Unterhandlungen und Geschäften, Begebenheiten und Abenteuern nahm die Gesandtschaft vom Rajah Abschied und begab sich auf den Weg nach Teshoo-Lombo. Sie kamen nach Paimaitong über einen sehr hohen Berg, wo sie Gelegenheit hatten, das religiöse Leben der Einwohner zu beobachten. Die Beschwerden des Weges verminderten sich keinesweges; zwar wurden sie überall gastfreundlich empfangen, mit Thee bewirthet, aber die Rauhheit des Landes konnte auch die gutwilligste Gastfreundschaft nicht lindern. Der Thee wird mit Butter bereitet, worein geröstetes Reißmehl gerührt wird. Übrigens wird die Schönheit der Landschaft mit ihrer überraschenden Abwechslung von Turner allenthalben gerühmt.

6. Fortsetzung.

Der Rajah von Butan hatte mehre Zeenkaup abgeordnet, um die Gesandten zu führen und unterwegs zu versorgen; sie thaten ihre Pflicht mit der liebenswürdigsten Humanität, und Turner macht die sehr richtige Anmerkung, daß die menschliche Natur überall dieselbe sey, und es unter den rohesten und verfeinertsten Nationen nur wenige Modifikationen gebe. Das Land war durchweg sehr gut bebaut, die Berge mit schönen Fichtenwäldern besetzt, und die Wege, so viel es das Land zuließ, ziemlich gut; so gelangten sie bis gegen Phari, dem Grenzorte zwischen Butan und Tibet. Der Lama von Phari war ihnen bereits entgegen gekommen, um durch Zelte für ihre Unterkunft zu sorgen. Auf der Grenze von Tibet fand Turner die schon von Gruber bemerkten Steinhaufen, in welchen kleine Fahnen mit Inschriften, die Grenze bezeichnend, stecken; sie sollen aber zugleich als Zaubermittel gegen die waltenden bösen Geister der Berge dienen, welche hier Deutas genannt werden. Kein Berg ist frei von ihrem Einflusse, vorzüglich bewohnen sie aber die höch-

sten Gipfel, und werden besonders bei übler Witterung böse und wild, wo sie dann die Rolle eines Rübezahl spielen.

Der Lama von Phari wohnt zu Chassa-Gomba, er hängt vom Teshoo-Lama ab, herrscht aber ziemlich unumschränkt über eine weite Gegend, die großen Überfluß an Büffeln und Bisamthieren hat. Die Klöster liegen außerordentlich hoch auf Felsen, welche nur in der mildesten Jahreszeit einiges Grün hervorbringen, den größten Theil des Jahres über aber beschneiet sind. Man nahm hier die Gesandten im Kloster selbst auf, und Turner hatte Gelegenheit, die religiösen Gebräuche genau zu beobachten; er sah hier den seltsamen Maschinengebeten zu, welche durch Umdrehung eines Instrumentes, das einem bunt gemalten Fäßchen gleicht, abgethan werden. Der Klosterküche läßt der Engländer jedoch alle Gerechtigkeit widerfahren. Das Land ist hier sehr reich an zahmem und wildem Vieh, die Landschaft pittoresk und erhaben, die Erhöhung über die Meeresfläche sehr bedeutend, obwohl sie Turner nicht messen konnte. Übrigens vergleicht er Butan mit Tibet; ersteres stellt dem Auge Unregelmäßigkeiten dar, aber die Berge sind mit ewigem Grün bedeckt, und reich an den prachtvollsten Urwäldern, dabei ist es gut bebaut, und jedes Fleckchen, welches nur etwas Erde hat, wird urbar gemacht, nicht ein Abhang oder irgend ein schmaler Streifen Landes liegt unbenutzt. Die Füße der Berge werden von reißenden Strömen bespült, und auf den höchsten Bergen findet man volkreiche Dörfer zwischen Obstgärten und Pflanzungen. Das Land vereinigt alles, womit rauhe Natur und thätiger Fleiß es schmücken konnten.

Tibet fällt dagegen dem Reisenden beim ersten Anblicke als ein Land auf, welches unter einem rauhen Himmel weniger begünstigt, der Kultur beinahe unfähig scheint. Niedrige, felsige Anhöhen ohne Vegetation, ausgedehnte, dürre Ebenen bieten einen frostigen Anblick, und versprechen so wenig als sie hervorbringen. Das Klima ist außerordentlich kalt, und die Bewohner sind genöthigt, in geschützten Thälern und Höhlen ihre Zuflucht zu suchen. »Die Vortheile, welche Butan durch die Fruchtbar-

keit, den Reichthum an Wäldern und Früchten genießt, werden in Tibet durch zahlreiche Heerden und unschätzbare Bergwerke ersetzt. So wie eines die Nahrung für das vegetabilische Leben zu besitzen scheint, so finden wir im andern einen Überfluß an animalischem Leben; die Mannigfaltigkeit von Vögeln, Wildbret, Raubthieren und Heerden von allerlei Vieh ist in Tibet erstaunend. In Butan sieht man, Hausthiere ausgenommen, nichts von dieser Art.« Indessen gestehen wir, daß wir nicht begreifen können, wie diese Fülle von Grasfressern im vegetationslosen Tibet fortkommt.

Allmählich kamen unsere Reisenden gegen die Stadt Teshoo-Lombo, deren Nähe ihnen die Spitzenvergoldung einiger Gebäude verkündigte. Sie zogen mit Sonnenaufgang in die Residenz des Teshoo-Lama ein. Ließe sich die Pracht dieses Ortes noch durch irgend eine Ursache vermehren, so konnten seine vielen vergoldeten Drahthimmel und Thürmchen durch nichts prächtiger verziert werden, als durch den Aufgang der Sonne in ihrem vollen Glanze. Dieß gab eine wunderschöne und glänzende Ansicht. Die Wirkung grenzte an das Zauberische und machte einen Eindruck, den keine Zeit verlöscht. Die Gesandten gingen durch eine enge Straße in den Klosterpallast, und wurden in prächtige Zimmer geführt, welche von lachenden Farben glänzten.

Die Gesandten wurden mit einer Auszeichnung behandelt, wie man sie kaum an dem civilisirtesten Hofe Europas erwarten könnte. Es wurde ihnen keine Bequemlichkeit, keine Gefälligkeit versagt. Besonders bemerkenswerth ist in einer Theokratie die wunderbare Toleranz, welche man, so wie gegen frühere Reisende, auch gegen die englischen Gesandten an den Tag legte. So bigott auch die Formen ihrer Religion sind, so hatten sie doch kein Bedenken, die Gesandten sowohl im Kloster als in den prächtigen Tempeln umher zu führen. Zum Dienste des Klosters, in welches Turner einquartiert war, waren 2500 Gylongs oder Mönche bereit; sie schrien ihre Gebete mit gewaltiger Stimme, was einen furchtbaren Lärm hervorbrachte. Außer diesen öffentlichen Beweisen ihrer Andacht verrichten sie in ihren Zellen noch Privatgebete,

die immer mit Musik begleitet sind; feierliche Prozessionen wurden fast täglich um das Kloster herum gehalten. Wie einst in Egypten theilt sich das ganze Volk von Tibet nur in zwei Klassen, nämlich Religiose und Arbeiter; erstere genießen die höchste Verehrung, Eintracht herrscht überall, und seltsam genug ist Tibet der einzige civilisirte Staat auf Erden, wo es durchaus kein Militär gibt. Turner hält sich überzeugt, daß die Lamas in Tibet glücklich sind.

Er spricht auch mit großer Bewunderung von dem Todtenpallaste des verstorbenen Teshoo-Lama, der, nachdem er ungeheure Summen auf die Erbauung eines Pallastes für die sterblichen Reste seines Vorfahrers verwendet hatte, für sich selbst ein nicht minder prachtvolles Gebäude errichtete, wohin er sich nach seiner Rückkehr in die Einsamkeit zurückziehen wollte. Nachdem er aber unterwegs starb, wurde er in demselben beigesetzt. Turner zeigte Verlangen, dasselbe zu besuchen, und man machte nicht die geringste Schwierigkeit; man kam in den Hof, der durch die Einfassung des Mausoleums gebildet wird: drei Seiten desselben waren mit einer Kolonnade umgeben, unter welcher Pilgrime und andere Andächtige sich aufhielten. An den Wänden waren sinnbildliche Gemälde von riesenhaften Figuren grob gemalt. Zwei Hauptfiguren von kolossaler Größe mit scheußlichen Gesichtern, blau und roth angestrichen, stellten die Menschwerdung Kalis vor. In der Mitte der Kolonnade war ein großer Thorweg, der nach einem Haupteingange in das Kloster führte. Diesem Thore gegenüber war der Säulengang des Mausoleums, worunter ein Priester saß, der in einem Buche las und auf die Vorübergehenden gar nicht merkte; sein Geschäft war, hier zu sitzen, das ewig brennende Feuer zu nähren und ein ewiges Gebet zu verrichten, in welchem Geschäfte er von einer Reihe anderer Priester abgelöst wird. Als sich die zwei karmesinroth angestrichenen und mit goldenen Knöpfen versehenen Thore öffneten, erklang das ganze Gebäude; und Turner sah nun mit Überraschung, daß alles, was er bis jetzt gesehen hatte, nur ein Behältniß war, um die innere, sehr schöne Pyramide zu bedecken.

Auf dem Grunde derselben stand die Leiche des Lama in einem Sarge von gediegenem Golde, in dem er auf Befehl des Kaisers von China von Peking nach Teshoo-Lombo gebracht ward. Nur die Leichen des Großlama werden aufbewahrt, alle andern werden verbrannt oder den wilden Thieren preisgegeben. Eine goldene Bildsäule, den verstorbenen Lama vorstellend, krönt die Pyramide, unter einer großen weiß und roth gestreiften Bedachung. Er sitzt auf Kissen, ein gelb atlassener Mantel ist nachlässig über die untern Theile gebreitet, und eine infulähnliche Mütze deckt sein Haupt. Rund um den Traghimmel, der die Bildsäule deckt, hängen kostbare Rosenkränze aus Edelsteinen, die der Lama in seinem Leben gebraucht hatte. Die Seiten der Pyramide waren mit Platten von gediegenem Silber eingefaßt, und auf jedem Absatze derselben standen allerlei Seltenheiten und künstliche Arbeiten, die dem Lama während seines Lebens als Weihgeschenke verehrt worden waren. Überhaupt war das Ganze so prachtvoll und kostbar, daß man wirklich in Erstaunen gerieth, und Turner keine Schätzung wagte, um nicht in den Verdacht der Abenteuerlichkeit zu fallen. Man wird auch hier sehr mannigfaltig an Egypten erinnert, und Turner glaubt, daß die Berührung zwischen Tibet und Egypten einmal häufiger Statt gefunden haben müsse; was um so glaublicher ist, da man hier jetzt noch mit Verehrung davon spricht. So zärtlich übrigens die Gesandten behandelt wurden, so zogen sich doch die Unterhandlungen in die Länge, und wurden mit der größten Behutsamkeit von Seite der Eingebornen geführt, zuletzt aber doch zu beider Zufriedenheit geendigt.

Sowohl auf seiner Hinreise, als auch während seines Aufenthaltes in Teshoo-Lombo und auf seiner Rückreise hatte Turner Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche des Landes zu studieren. Unter allen Seltsamkeiten Tibets ist wohl die der häuslichen Verhältnisse die merkwürdigste, und er bestätigt nicht nur die Angaben früherer Reisenden über die abenteuerliche Vielmännerei der Weiber, sondern führt auch alle Einzelheiten dieser Sonderbarkeit auf. Die Lamas, so wie alle, welche Klöster be-

wohnen (und es gibt auch äußerst zahlreich bevölkerte Weiberklöster), halten es für etwas sehr Verächtliches, an die Fortpflanzung ihres Geschlechts zu denken, und überlassen diese Sorge dem gemeinen Volke, welches denn auch seinerseits wieder auf die seltsamste Art sich derselben zu entledigen sucht. Mitten in Asia, dem Vaterlande der Vielweiberei, rings umgeben von Völkern, deren Glückseligkeit Mahomeds Paradies ausmacht, sieht man hier Weiber, welche mit fünf Männern zu gleicher Zeit in einer glücklichen Ehe leben. Niemand kennt den Ursprung dieser widernatürlichen Sitte, genug, sie ist wirklich vorhanden, ohne daß man einen andern Grund für dieselbe auffinden könne, als daß auf dem Register menschlicher Thorheit keine erdenkliche mangle. Die Heirathsgebräuche werden ohne eine andere Ceremonie, als daß der Bruder, dem es zukommt, eine Gefährtin wählt, mit der die übrigen zufrieden seyn müssen, vollzogen. Die Weiber sind aber dagegen auch die Herrscherinnen des Hauses, die wahren Hausmütter und Versorgerinnen der ganzen Familie; daher Turner dieser Unnatürlichkeit keinen nachtheiligen Einfluß auf die Sitten zuschreibt. Der Tibeter ist menschenfreundlich, ungekünstelt und artig, wie kein anderes Volk der Erde, die Weiber behaupten einen hohen Rang in der Gesellschaft, die Familien leben friedlich unter einander, wie überhaupt Ruhe und Besonnenheit ein charakteristisches Merkmal dieses sonderbaren Volkes seyn soll.

Die Regierung des Landes anlangend, so gestehen sowohl Boglie als Turner, daß sie äußerst mild, weise und ruhmvoll sey. Der Einfluß des Lama von Teshoo-Lombo, für den selbst der Dalai-Lama die größte Ehrfurcht hegt, erstreckt sich nicht bloß auf Tibet, sondern auf alle tartarischen Stämme auch außerhalb des Landes bis zu den Kalmücken und tief nach China hinein. Es werden von allen Seiten Wallfahrten angestellt und Geschenke gebracht, und der geistliche Einfluß wirkt zauberartig auf alle Klassen des Volkes. Stirbt der Lama, so werden gewisse Anzeichen abgewartet, nach denen er in irgend einer Familie wieder erscheint. Dieses Kind wird sodann wieder

in die alte Residenz gebracht, und mit allem Prunk umgeben, der dem Oberhaupt des Landes und dem verkörperten Gott gebührt. In dieser Meinung auferzogen, mag es dann wohl geschehen, daß er am Ende selbst an seine Göttlichkeit glaubt.

Indessen hat sich seit Turners Anwesenheit in Tibet gar manches geändert. Im Jahre 1792 fiel ein Volksstamm aus den Gebirgen von Nepal in Tibet ein, unterjochte das waffenlose Volk schnell, erschien vor Teshoo-Lombo, und nur mit Mühe gelang es dem Lama, mit seinen Gylongs nach Lassa zu flüchten. Teshoo-Lombo wurde nun geplündert, aller seiner Schätze beraubt, und so viel möglich zerstört. Sobald der Kaiser von China diesen Unfall hörte, sandte er eine Armee, um den Lama zu rächen, was auch vollkommen gelang. Die Nepalesen warfen sich endlich in die Arme der Engländer, um ihre Vermittlung nachzusuchen. Diese wurde von dem chinesischen Hofe sehr übel aufgenommen, und mag zu der kalten Aufnahme der spätern Gesandten nicht wenig beigetragen haben. Der Erfolg englischer Vermittlung war der gewöhnliche; die Nepalesen wurden preisgegeben, von den Chinesen geschlagen, und mußten auf die schimpflichsten, wiewohl gerechten Bedingungen den Frieden um jeden Preis eingehen.

Nicht nur mußten die Nepalesen alle geraubten Schätze an den Teshoo-Lama zurück erstatten, und allen Schaden ersetzen, sondern auch sich zu einem jährlichen Tribute verpflichten; überdieß wurden noch militärische Grenzposten aufgestellt, und alle Verbindung zwischen den brittischen Besitzungen und Tibet aufgehoben.

7. Neueste Nachrichten aus Tibet.

Indem man auf diese Weise auf alle weitere Erforschung jener Länder verzichten zu müssen glaubte, kam plötzlich von einer Seite Nachricht aus jenem Wunderlande, welche nicht nur für den Augenblick ganz überraschende Resultate gewährte, sondern sogar für die Zukunft zu überaus großen Hoffnungen berechtiget. Wir finden plötzlich in Tibet einen Mann, der geschäftig ist,

dieses interessante Land sowohl nach allen Richtungen, als auch in allen Beziehungen auf das sorgfältigste zu durchforschen. Es ist dieses der durch mehre Berichte bereits bekannt gewordene Csoma de Körös. Von einem Volke, das bis jetzt eben nicht gewohnt war, Entdeckungsreisen zu machen, reiste dieser unternehmende Mann aus seinem Vaterlande Siebenbürgen nach Asia, um daselbst die Heimath seines vor 900 Jahren nach Europa eingewanderten Volkes aufzusuchen. Dieses ist ihm nun freilich zu finden nicht gelungen; dagegen scheint er gefunden zu haben, was er nicht suchte, nämlich ein civilisirtes, aber ganz unbekanntes Land.

Köröschy ist ein geborner Siebenbürger, von wo er sich, voll ungarischem Nationalenthusiasmus, um eine Welt, worin auch Gott Vater ungarisch spricht, aufzusuchen, im Jahre 1819 entfernte. Er ging durch die Wallachei, Bulgarien, Syrien nach Persien, von hier drang er nach Chorasan vor, und reiste durch die Bucharei nach Kabul, durchstreifte rechts und links Asia; aber die Leute wollten durchaus nicht ungarisch sprechen. Er ging sodann nach Peschawir, Kaschmir und Lei, der Hauptstadt von Ladak, wo er im Juni 1822 ankam. In Tibet traf er später mit Moorcroft zusammen; hier legte er sich auf die tibetanische Sprache, und von seinen Studien daselbst berichtet Gerard: »Der interessanteste Zustand meines Ausflugs war mein Zusammentreffen mit dem ungarischen Reisenden Köröschy bei dem Kloster Kanam in Kunawar. Ich fand ihn mit seinem gelehrten Freunde, dem Lama, von Büchern umgeben, in bester Gesundheit; er hatte große Fortschritte gemacht, und sowohl eine Grammatik, als auch ein tibetanisches Wörterbuch beinahe vollendet. Er hat aber noch größere Plane vor, und wünscht Gelehrte von Teshoo Lombo (Teschu Lumbu) und Lassa oder H'Lassa, auch Klassa, einzuladen, mit ihrer Hülfe die mongolische Sprache zu erlernen, welche er für den Schlüssel der chinesischen Literatur hält; um mittelst ihrer sich den Weg in die Mongolei zu bahnen, wo er interessante Aufschlüsse erwartet. Unglücklicher Weise fehlt es ihm an Geld, und er ist so stolz, keine

Unterstützung anzunehmen, die nicht aus öffentlicher Quelle fließt. Es fehlt ihm auch sehr an Klassikern.« Er zeigte Gerard seine Arbeiten, er hatte 44 Bände der tibetanischen Encyklopädie durchlesen, und seine Ausdauer wurde reichlich belohnt. Von seinem Lama behauptet er zu wissen, daß der Steindruck schon seit Jahrhunderten iu den Städten Teshoo Lombo und Lassa blüht, und daß an ersterm Orte die Anatomie des menschlichen Körpers in vierzig Partien dargestellt zu haben ist. (Das arme Europa wird also am Ende auch den Steindruck von den Chinesen gelernt haben, und zuletzt wird sichs zeigen, daß Europa selbst in China erfunden worden ist.) Es werden noch eine ganze Menge Thatsachen angeführt, womit man uns glauben machen will, daß in Tibet schon vor ein paar Jahrtausenden die Civilisation auf einem höhern Punkte gestanden habe, als in Paris oder London. Für die Erdbeschreibung, und das ist sehr gut, soll Köröschy sehr viel gesammelt haben, und die Klosterbibliotheken Tibets sollen reich an erdkundlichen Schriften seyn.

Köröschy verweilt seitdem noch immer im Oriente, und was spätere Nachrichten von ihm berichten, zeigt allerdings außerordentlichen Fleiß und erstaunliche Ausdauer an. Nach den letzten, die aus einem von ihm selbst geschriebenen Briefe entnommen sind, befand er sich in Ostindien, von wo er durch London seinen Landsleuten den Dank für übersandte Geldunterstützung schickt, und zugleich versichert, trotz aller seiner Bemühungen die Ursitze der Ungarn nicht aufgefunden zu haben; er glaubt jedoch, daß das Innere der Tartarei das Land sey, wo man sie zu suchen habe; er verbittet sich alle weitern Unterstützungen, gedenkt aber nach einigen Jahren in sein geliebtes Vaterland zurück zu kehren. Zu bedauern ist, daß, wie es scheint, diesem so fleißigen, kraftvollen und ausdauernden Reisenden sowohl eine tüchtige Vorbildung, als jener heitere Blick des Genies, die Welt und das Leben aufzufassen, mangelt. Was bis jetzt bekannt ist, zeigt mehr den düstern, schweren und grübelnden Fleiß, als den feurigen, um- und auffassenden Welt- und Menschenforscher, ein Umstand, der

ihn mehr geeignet macht, gelehrtes Wissen als praktische Kenntnisse zu bereichern.

Mit Köröschy muß auch der Engländer Moorcroft, durch mehrfache Reisen in Hochasia berühmt, erwähnt werden. Dieser Mann traf ebenfalls mit Köröschy in Tibet zusammen, und gehört unter diejenigen Männer, die sich im eigentlichsten Sinne für die Wissenschaft aufgeopfert haben. Er drang bis in das Innerste Asias ein, bis in die Nähe von Buchara oder Bokhara. Er hatte ein bedeutendes Gefolge von Gesellschaftern bei sich, war aber so unglücklich, im sechsten Jahre seiner Reisen nebst mehren seiner Begleiter eben in der Nähe von Buchara zu sterben. Alle Anzeichen bestärkten den Verdacht, daß der Tod dieser Reisenden mittelst Gift von den boshaften Eingebornen bewerkstelligt sey.

Auch der Engländer Gerard Reise nach Ladak in Tibet verdient Erwähnung. Es sind zwei Gebrüder, welche im Jahre 1818 eine Entdeckungsreise in das noch ziemlich unbekannte Himalajagebirge unternahmen, und die Untersuchungen daselbst bis 1830 fortsetzten. Sie besuchten auch Tibet, und haben hier sowohl für die Naturgeschichte, als die Geo- und Ethnographie dieser Länder sehr wichtige und bedeutende Entdeckungen gemacht, und Beobachtungen gesammelt, die jedes dieser Gebiete erweitern; ihnen verdankt man auch die ersten Nachrichten über Köröschy's Reisen in Asia. Überraschend sind einige geologische und klimatologische Bemerkungen aus Tibet. 15500 Fuß über dem Meere fand Gerard Muschelkalk und eine Menge Versteinerungen. Ein Dorf im Himalaja, und zwar schon nördlich vom Wendekreise, liegt 14700 Fuß über der Meeresfläche, und das Thermometer stand im Oktober auf 17°, obwohl die Nacht über Seen und Flüsse mit dünnen Eiskrusten bedeckt wurden. 14900 Fuß über dem Meere gedeihen unter 25° N. B. noch reichliche Gerstenernten, und Gerard zweifelt nicht, daß dieses selbst auf einer Höhe von 16 bis 17000 Fuß noch Statt finde. Die Shawlziegen scheinen in dieser Höhe sehr feines Haar zu tragen, und feiner als in tiefern Gegenden. An der Nordostgrenze von Ku-

nawar, also wenigstens 29° n. Br., erreichte Gerard eine Höhe von mehr als 20,000 Fuß, ohne Schnee zu finden, und obwohl es im Schatten sehr kalt war, brannten doch die Sonnenstrahlen heiß. Diese Umstände erregen billig noch mehr Erstaunen, als die so hoch ansteigende Schneegrenze in Altoperu; die Gesetze der Physik erleiden dadurch sehr gewaltige Ausnahmen.

8. Des Pater Hyacint Nachrichten über Tibet.

In der neuesten Zeit scheint der Mensch sich sein Erbe im Sturme erobern zu wollen, und betrachtet man die wundervollen Entdeckungen, womit seit wenig Jahren die Erdkunde bereichert wurde; so geräth man auf den Gedanken, daß die Zeit in ihrem letzten Stadium sich befinde, und mit rascher Eile ihrem Ende entgegen gehe, so sehr rollen Ereignisse und Entdeckungen an uns vorüber. Von solchen Seiten, von woher man niemals irgend eine Kunde erwartet hätte, erhalten wir plötzlich Beleuchtungen und Übersichten ganzer Gegenden, die bisher in Dunkel gehüllt waren. Ein solches Ereigniß ist auch die Bekanntmachung eines chinesischen Itinerariums von China nach Lassa, welches wir dem Russen, Pater Hyacint verdanken. Julius Klaproth, der unermüdete Forscher in den Nachrichten über Asia, hat die russische Übersetzung Hyacints durch seine Bearbeitung ins Französische für die Welt erst recht brauchbar gemacht, indem er aus dem chinesischen Originale Hyacints sehr unvollkommene Übersetzung berichtigte.

Der Chinese war Proviantmeister der Armee seiner himmlischen Majestät, welcher sich nach der Eroberung Tibets durch die Chinesen nach dem erstern Lande begab, und daselbst von 1786 bis 1790 blieb. Bei seiner Rückkehr nach China verfaßte er seine Beobachtungen über Tibet, und gab sie 1792 heraus. Sie ist in mehre Bücher abgetheilt; das erste Buch enthält eine Beschreibung von Tibet, dessen eigentlicher Name Si-tsang oder Tangut ist. Die Tibeter stammen von San-miao, einem Sohne des chinesischen Kaisers Schün ab. Einige Jahrhunderte hindurch waren sie von den Chinesen getrennt, oder

mit ihnen im Kriege begriffen; im Jahre 634 nach Christo kam eine tibetische Gesandtschaft nach China, um eine kaiserliche Prinzessin für Lungdzan, den König von Tibet, zu verlangen. Diesem Gesuche wurde nur nach mehren Schwierigkeiten willfahrt. Die Prinzessin wurde in Tibet mit Freuden empfangen, und ihr Gemahl ließ eine Stadt und prächtige Palläste für sie bauen. Dieser Fürstin wird die Humanisirung der tibetischen Bergbären zugeschrieben; sie hatte Abscheu vor der Rohheit, rief chinesische Gelehrte ins Land, und sandte die edle Jugend von Tibet nach China, um dort gebildet zu werden. Der Seiden- und Weinbau wurde von ihr eingeführt; sie ließ Mühlen bauen, Papier färben, und mit einem Worte alles einführen, was Tibet ihrem gebildeten Vaterlande ähnlicher machen konnte. Seit der Zeit dauerten die Verbindungen beider Nachbarreiche bis zum achten Jahrhunderte nach Christo fort; von da an bis 1209 ist ihre Geschichte eine Kette von innern und äußern Kriegen, Blutvergießen und Empörungen. Seltsam genug, daß dieser Zustand Tibets mit einem ähnlichen Zustande in Europa, der Tolteken Bewegung in Amerika, und einer ähnlichen Völkerreibung in Afrika, so wie auch im übrigen Asia in einem Zeitraume zusammenfällt. Es scheint, daß auch die Tollheit miasmatisch ist, und am Ende kontagiös wird.

Im Jahre 1209 unterwarf Dschingis-Khan auch Tibet, und errichtete daselbst eine Regierung; einige Jahre später theilte Kublai-Khan Tibet in Provinzen und Bezirke, und unterwarf sie der Gewalt des Oberpriesters Ti-szü, wie der Dalai Lama damals genannt wurde. Dieser eingefleischte Gott erscheint hier zum ersten Male in der Geschichte; man widmete ihm die größte Ehrfurcht. Die Tibeter scheinen, wie alle Gebirgsvölker, ziemlich unruhigen Geistes gewesen zu seyn, und die chinesischen Kaiser aus der Dynastie Ming fanden sehr politisch in der Priesterschaft ein Mittel, indem sie ganz Tibet in ein Kloster verwandelten, die Bewohner von ihrer unbequemen Kriegslust zu entwöhnen. Indessen dauerte eine Art politischer Obergewalt fort, und China sandte noch gegen das Jahr 1720

einen chinesischen Großen zur Verwaltung der weltlichen Obergewalt nach Tibet ab. Sein Sohn empörte sich aber gegen China, und wurde 1750 enthauptet. Seitdem ist die Königswürde abgeschafft, und das Land gänzlich unter die Regierung des Dalai Lama gestellt. Zwei chinesische Generale residiren indessen immer in der Hauptstadt, und bilden gleichsam die Minister des Dalai Lama. Dieses Kleeblatt ernennt alle öffentlichen Behörden, welche sammt und sonders von dem Ertrage der Steuern leben, die in ihrem Bezirke entrichtet werden. Man erhebt die Auflagen in natura. Die Zölle und Geldstrafen werden zum Unterhalt des unermeßlichen Pfaffenthums verwandt. Frohndienste müssen alle Einwohner ohne Unterschied leisten; nur Reiche, die sich auslösen, und Alte, die das sechzigste Jahr erreicht haben, sind von diesen Auflagen frei. Der chinesische Reisebeschreiber erwähnt auch eines Kriegsheeres, von dem Turner nichts sagt; vielleicht, daß es nur in Kriegszeiten auf die Beine gebracht wird. Es soll aus 50,000 Mann zu Fuß, und 1500 Mann zu Pferd bestehen. Die Kriminalgesetze sind außerordentlich streng und unmenschlich, sollen aber in neuerer Zeit gegen den etwas milderen chinesischen Strafkodex vertauscht worden seyn.

Die Häuser in Tibet werden durchgehends aus Bruchsteinen erbaut, und sind mehre Stockwerke hoch. In großen Häusern der Reichen verziert man die Gemächer mit schönen Skulpturen. Um Holz und Wasser zu haben, erbauen die Landleute gewöhnlich ihre Hütten am Fuße der Berge. Die wandernden Hirtenstämme wohnen unter schwarzen Filzzelten. Alle Landleute tragen ein Kleid mit großem Kragen und einen breiten Filzhut von feiner Wolle; in der Hand halten sie einen Rosenkranz, und schlagen einen Riemen oder baumwollenes Tuch um den Leib, an welchem ein kurzer, breiter Säbel, eine Tasse zum Theetrinken, ein Feuerstahl u. dergl. hängt. Die Weiber und Mädchen scheiteln das Haar und flechten es zierlich; Jungfrauen tragen drei Zöpfe, alle Weiber aber rothe oder grüne spitzige Wollenmützen, Halbstiefel, Röcke von schwarzem oder rothem

Zeuge, und eine gleiche Schürze, die auch oft von Seide ist, mit einem Rande von gestickten Blumen. Ringe und Armbänder schmücken sie. Rosenkränze, Ketten, Geschmeide ꝛc. werden nach der Wohlhabenheit sehr häufig angewandt; Damen tragen kleine Hütchen aus lakirtem Holze. Jedes Frauenzimmer, das vor einem Lama erscheint, muß sich das Gesicht durch Farben entstellen, weil es sonst heißt, daß sie den Geistlichen durch ihre Schönheit habe verführen wollen; eine Sünde, die nicht vergeben wird. Die folgenden Bücher handeln von den Nahrungsmitteln, Hochzeitgebräuchen, Festtagen und den Begräbnissen des Tibeters. Das Begräbniß des Tibeters ist dreierlei; er wird beschmaust, beweint, zur Hälfte vom Staate, zur Hälfte von den Priestern beerbt, dann zerstückt und den Hunden vorgeworfen, und das heißt ein irdisches Begräbniß. Die Knochen werden sodann in Mörsern gestoßen, mit geröstetem Mehle zu Klößen geknetet und den Hunden vorgeworfen, und dieses ist alsdann das himmlische Begräbniß. Jeder Tibeter schätzt sich glücklich, also begraben zu werden. Welche kein Geld haben, um die Todtenbeschneider zu bezahlen, die werden ins Wasser geworfen, und dieses nennt man alsdann ein wässeriges Begräbniß, welches für ein Unglück gehalten wird. Nach dem chinesischen Autor wird nicht nur der oberste Lama, sondern jeder Lama verbrannt, und über seinem Leichnam eine Pyramide errichtet.

In der Arzneikunde spielen die eigentlichen Arzneimittel eine sehr untergeordnete Rolle, eine desto größere dagegen barbarische Alfanzereien, was der lithographirten Anatomie, die schon vor Jahrhunderten herausgegeben wurde, wenig Ehre macht. Desto sorgfältiger ist man in Verehrung des Dalai Lama, dem zu Ehren jährlich ein großes Fest gefeiert wird. Die zahlreiche Bevölkerung der 3000 Lamaklöster versammelt sich an diesem bestimmten Festtage zu Lassa. Der Großlama nimmt den Platz auf einer hohen Bühne ein, und erklärt dem Volke das Gesetz. Aus den entferntesten Gegenden strömt an diesem Tage alles Volk herbei, und alle Heerstraßen sind mit Betfahrern angefüllt. Dem Dalai Lama nahend, legen sie Gold, Perlen und Kostbarkeiten

auf das Haupt, und bringen es knieend als Opfer dar. Nimmt er es an, und schwingt seinen Fächer dreimal über ihrem Haupte, so ziehen sie sich voll enthusiastischer Freude zurück, froh im Herzen, von der sichtbaren Gottheit mit Segen überhäuft worden zu seyn. Mit Sonnenuntergang wird das Innere des Haupttempels zu Lassa mit vielen tausend Lampen erleuchtet, und diese Illumination, welche die ganze Nacht dauert, soll etwas Imposantes haben.

Die amtlichen Listen zählen in Tibet nicht weniger als 3000 Tempel und Klöster auf, unter denen besonders vier in den Hauptstädten merkwürdig sind, und sich durch Kunst und Pracht ganz besonders auszeichnen. Der chinesische Autor gibt die Zahl der Lamas, welche in diesen Klöstern auf Regierungskosten unterhalten werden, auf nicht weniger als 84,000 an. Der Dalai Lama oder lebende Buddha zu Lassa ist eine göttliche Inkarnation. Will diese lebendige Gottheit sich aufs neue verkörpern, so bestimmt sie im voraus den Ort, wo ihre Wiedergeburt Statt finden soll. Kaum ist sie geboren, so ist sie auch im Stande, alle Umstände ihres vorigen Lebens wieder zu erzählen. So weit reichen unsere Kenntnisse von Tibet und den angrenzenden Ländern Ostasias.

Sechstes Buch.

Entdeckungsreisen in Nordasia.

Unter dem Gesammtbegriffe Nordasia fassen wir so ziemlich den ganzen Theil Asias zusammen, der nördlich vom 48. Parallelkreise bis zum Nordpolar-Ozean sich erstreckt, und gegenwärtig beinahe ganz unter russischer Herrschaft steht, also den Altai sammt seiner ganzen nördlichen Abdachung. Ein ungeheures Land, das seit der ältesten Zeit von einem sehr großen und gemischten Völkergewühle bewegt wird. Wenn übrigens noch etwas in demselben zu entdecken seyn sollte, so darf man es wenig-

stens nicht der russischen Regierung zur Last legen, denn diese hat seit 200 Jahren eine solche Masse gebildeter Menschen dahin gesendet, wie schwerlich noch ein zu erforschendes Land auf Erden gesehen hat. Nicht nur wurden kostbare Expeditionen angeordnet, sondern unter den wider ihren Willen dahin Wandernden gibt es nichts weniger als Narren. Wir haben daher eine bedeutende Masse Reisender und Entdecker aufzuführen.

1. Ältere Nachrichten von Sibirien.

Der erste Reisende, dem wir eine genauere Kenntniß Sibiriens verdanken, ist der Russe Iwan Wasiliewitsch, der im Frühlinge und Sommer des Jahres 1552 eine Reise durch das nördliche Asia unternahm. Durch ihn wurde man mit den ungeheuren Ländern des nördlichen Asia zuerst bekannt, und erstaunte nicht wenig, hier eine neue Welt zu finden. Ganz neu war sie zwar nicht, denn schon Herodot hatte eine ziemlich genaue Kenntniß davon, die, wenn sie sich auch nicht so weit erstreckte als die unserige, doch immer für jene Zeit bewundernswerth ist. Einige Jahre später wurde der spanische Mönch Andreas Urdanietta Entdecker der Straße, welche Asia von Amerika trennt, ohne daß diese Entdeckung gebührend gewürdigt worden wäre.

Die Engländer sandten um diese Zeit ihren Landsmann Jenkinson zur Erforschung der Tatarei nach Asia, und er vollbrachte dieselbe mit Umsicht und Glück. Diese Reise wurde im Jahre 1557 unternommen. Er entwarf nicht nur eine ziemlich gute Karte von Mittelasia, sondern brachte auch sehr schätzbare Nachrichten über die kleine und große Bucharei, Kaschgar und die Usbektataren mit zurück. Jenkinson war ein gebildeter Kaufmann, und zugleich ein guter Kopf. Der Zweck seiner Sendung durch die englische Handelskompagnie zu Moskau war Gründung eines Handelverkehrs mit dem nördlichen Mittelasia. Er reiste am 12. Mai 1557, an der Spitze einer Flotte von vier Schiffen, von Gravesand ab, und landete am 12. Juli in Rußland, wo er sich sogleich nach Mos-

kau begab. Der Czar nahm ihn gütig auf, und versah ihn mit Empfehlungsschreiben an verschiedene nordische Fürsten, deren Staaten er durchreisen sollte. Mit zwei Engländern und einem Tataren im Gefolge, machte er sich am 20. April 1558 von Moskau aus auf den Weg, und zwar zu Wasser. Er langte glücklich in Kasan an, das die Russen erst wenig Jahre vorher erobert hatten. Von dieser Stadt bis zum Kaspisee traf er keine weitere Stadt an. Er verließ Kasan am 13. Juni des folgenden Jahres. Das linke Ufer der Wolga wird von Götzendienern bewohnt. Er langte zu Astrachan an, wo dazumal Bürgerkrieg, Pest und Hungersnoth wütheten. Es kamen mehr als 100,000 Menschen dabei ums Leben, und Jenkinson bemerkt, daß sich die Russen darüber freuten. Vom Einfluß der Kama bis Astrachan wird das ganze Land rechts der Wolga Krimm genannt; die Bewohner sind Muhameder, und ihre Lebensweise den Nogayren gleich; sie leben in beständigem Kriege mit den Russen. Die Stadt Astrachan liegt auf einer Insel, und hat im Innern ein Schloß, dessen Festungswerke theils aus Erde, theils aus Holz bestehen. Die ganze Stadt hat ein ziemlich lumpiges Aussehen, ungesunde Luft, Mangel an Lebensmitteln und eine entsetzliche Menge Mücken. Der Handel von Astrachan ist sehr unbedeutend, ob er wohl bedeutend werden könnte. Jenkinson schiffte sich auf der Wolga ein, und fuhr über das kaspische Meer. Er besuchte mehre Inseln des Kaspisee, von denen manche ziemlich ausgedehnt und hoch waren. Die Insel Baughleata ist durch das Grab eines heiligen Tataren berühmt; er fuhr an der Mündung des Jaik vorüber, und schiffte sich im Lande des Sultan Timur aus. Der Sultan, den er zu besuchen genöthigt wurde, nahm ihn ziemlich gut auf, und bewilligte ihm sogar freien Durchzug durch das Land unter billigen Bedingungen. Dreißig Tagreisen führten ihn nun durch eine Wüste; er vollbrachte sie im Gefolge einer großen Karawane von 1000 Kameelen. Endlich gelangte er nach dem Schloß Sellizure, ein elendes Bergnest, wo Azim-Khan mit seinen drei Brüdern residirte. Jenkinson wurde

zur Audienz gelassen, und erhielt auch hier gegen Abgaben des neunten Theiles seiner Waaren, die Erlaubniß zum freien Durchzuge. Von hier kam er nach Urgenz, wo er ebenfalls freies Geleite gegen Bezahlung erhielt. Vom Kaspisee bis Urgenz erstreckt sich das Land der Turkomanen, es wird von Zeltenvölkern bewohnt, die große Heerden prächtiger Schafe mit Fettschwänzen besitzen.

Am 26. November verließ Jenkinson Urgenz, um sich nach Bokhara zu begeben. Die Gefahren waren nicht gering, und eine Menge Plackereien und räuberischer Anfälle neckten ihn, bis er zu Bokhara, der Hauptstadt von Baktrien, anlangte. Dieses ist eine große Stadt, die aber nur einen Erdwall zur Vertheidigung hat. Das Schloß des Khans nimmt einen Drittheil der Stadt ein, es besteht aus gehauenen Steinen; die übrigen Häuser sind aus Erde gestampft. Der Oberpriester genießt ein bei weitem größeres Ansehen als der Khan, der von jenem nach Belieben ein- und abgesetzt wird. Jenkinson wurde vom Khan gut aufgenommen. Aus allem, was er in Bokhara erfuhr, geht hervor, daß dazumal alles ein sehr barbarisches und unsicheres Ansehen in jenen Gegenden hatte. Nachdem er sich über alles, was ihm zweckdienlich schien, unterrichtet hatte, trat er seine Rückreise mit einer Karawane an. Er gibt dem kaspischen See, welchen er abermal durchschiffte, ungefähr 200 Meilen Länge auf 150 Breite, was offenbar falsch ist. Gegen Osten, sagt er, liegt die große turkomanische Wüste, im Westen das Land der Cirkassen und der Kaukasus. Das schwarze Meer ist nur 100 Meilen vom Kaspisee entfernt. Nordöstlich der Wolga liegt das Land der Nogaytataren, südlich davon Persien und Medien. Jenkinson setzt hinzu, daß der kaspische See an manchen Stellen süßes Wasser enthalte, an andern dagegen nicht weniger salzig als der Ocean selbst sey; obwohl mehre Ausflüsse sein Wasser vermindern, so entledige er sich desselben doch größtentheils durch unterirdische Kanäle. Der hauptsächlichste Fluß, der sich in den Kaspisee entleert, ist die Wolga, welche die Tartaren Edel nennen, und die aus einem See in der Nähe

von Novigrod entspringt; sie hat einen Lauf von nicht weniger als 200 englischen Meilen bis zu ihrer Mündung. Der Jaik oder Yem hat seine Quelle in Sibirien, der Cyrus oder Arash kommt vom Kaukasus. Troß aller dieser Vortheile ist der Handel auf dem Kaspisee sehr unbedeutend. Die Umwohner sind arm; an guten Häfen mangelt es, an Schiffen noch mehr, und das Eis hält die Flüsse einen bedeutenden Theil des Jahres hindurch verschlossen. Bei seiner Rückkehr nach Moskau wurde er vom Czar mit großer Auszeichnung empfangen, ohne daß jedoch für damals seine Entdeckungen von bedeutenden Folgen gewesen wären.

Etwa zwanzig Jahre nach Jenkinsons Reisen unternahm ein Kosak, Namens Deschneff, eine Reise durch Sibirien, und von diesem Zeitpunkte an, nämlich vom Jahre 1577, beginnt die Unterwerfung dieses so wichtigen Landes unter russische Oberherrschaft. Der Kosakenhetman Jermak Tomofeew unternahm die Eroberung Sibiriens, und drang bis an den Irtisch vor, indem er sich am Ural und in den niedern Steppen ausbreitete. Die Stadt Sibir wurde zerstört. Tomofeew starb 1584. 1587 wurde an der Mündung des Tobol in den Irtisch die neue Hauptstadt Sibiriens, Tobolsk, erbaut; weiter aufwärts am Irtisch wurde 1594 der Grund zur Stadt Tara gelegt; 1604 drang man bis an den Ob vor, wo Tomsk gegründet wurde. Der Grund zu Kusnezk am Tom wurde 1618, und Jeniseisk am Kem oder Jenisei 1620 gegründet. Acht Jahre darauf war man bereits weit genug aufwärts am Jenisei gedrungen, um 1628 Krasnojarsk zu erbauen; an der Lena finden wir die Russen 1632, wo sie Jakuzk erbauen; näher am Baikalsee, an der Angara, entsteht 166. Irkuzk. Von Tara Tomsk und Kusnezk aus wurden allmählich die ganzen Steppenflechten, bis gegen die äußersten Verzweigungen der Bergzüge hin, eine Menge Hirten- und Jägervölker aufgefunden und beunruhigt. Dieser Kampf mit den freien Kindern der Steppe dauert bis heute fort; allmählich beugen sich alle dem russischen Adler. Die Kalmücken,

Dsungaren, Ostiaken, Telenguten und Burâten sind alle mehr oder weniger ausgerottet, geschwächt, verdrängt oder unterworfen. Von Jakuzk aus, im äußersten Ostsibirien, gelang es 1643 dem Wasiljei Pocharkow, bis an den Amur vorzudringen, und der Bojar Jerofjei Chambarow beschiffte diesen Fluß im Jahre 1650; an ihn erbaute acht Jahre später Paschkow die Bergstadt Nertschinsk. Aus den taurischen Gebirgen wurden friedliche Kulturvölker verdrängt, und ein sehr blutiger, nicht weniger grausamer Vernichtungskrieg als der war, welchen Spanien in Mexiko und Südamerika führte, dauerte in Nordasia zwischen Russen und Eingebornen bis in die neuern Zeiten fort. Diese Kriege waren Vernichtungs- und Entdeckungskriege zugleich. Man würde sich irren, wenn man glauben wollte, daß sich die nordischen Völker jener ausgedehnten Länder ruhig und feige der Fremdherrschaft unterworfen hätten. Manche mußten förmlich ausgerottet werden, andern wurden Privilegien und Vortheile bewilligt, noch andere wanderten aus, und nur nach und nach konnte sich das russische Scepter Ansehen verschaffen. Erst nachdem dieses geschehen war, wurde es möglich, ruhige Forschungen in einem Lande anzustellen, welches sowohl durch seine Rauhheit, als die Ungastlichkeit seiner Bewohner zurückstieß. Im Jahre 1629 finden wir einen Spanier, Don Pedro Cubero, der unter Kalmucken und Kirgisen, Baschkiren und andern Völkerschaften, Kandidaten für den Himmel zusammen zu bringen sucht. Indessen machte eine Beschreibung der von ihm durchwanderten Länder und Völker, die er uns hinterließ, wohl den besten Theil seiner Erwerbungen aus. Ein gleiches Verdienst um jene Gegenden erwarb sich der Karmeliter, Pater Philipp a Trinitate, der 1603 in Frankreich, unweit Avignon geboren, in derselben Absicht die Steppen Asias und Persiens durchzog. Zehn Jahre später durchforschte der Russe Dimitri Kopilow, zur selben Zeit, ganz Sibirien, als eben eine russische Expedition von Jakuzk aus über den Aldan, bis Ochozk und Udskoi, am Küstenflusse Ud vordrang, und so zuerst das Ochozkisch-kamtschatkische

Meer entdeckte. Dieses Meer wurde nun von den Russen bald nord- bald südwärts befahren. Man fand hier die Tungusen, welche sich den Russen willig anschlossen, und die ersten Nachrichten von den Zuflüssen des Amur gaben. Dadurch machten sich die Russen am Amur, wo ackerbauende Völker wohnten, bekannt. Es wohnten hier die Dauren, zu denen 1640 eine Expedition von Jeniseisk aus unternommen wurde. Die Dauren trieben Ackerbau und säeten viel Getreide, schmelzten Silbererz, und kauften dafür von den Tungusen Zobelpelze, deren Überfluß sie wieder an die Chinesen, gegen seidene Zeuge und andere Industriewaaren, verhandelten. Auch Kupfer und Bleierz wurde von ihnen verschmolzen. Sowohl diese Umstände, als die Nachbarschaft des chinesischen Reichs, lockten die Russen zu neuen Unternehmungen, und so trat von Jahr zu Jahr Nordasia immer mehr und mehr, wenn auch nicht gerade in die allgemeine Erdkunde, doch in den Umfang des russischen Gebietes und seiner Archive ein. Übrigens ist es sehr bemerkenswerth, daß auch hier, wie in der Westwelt, edle Metalle es waren, welche am meisten lockten. Die Geschichte dieser Kriege haben mehre deutsche Gelehrte, besonders aber Müller, in seiner Sammlung russischer Geschichten, weitläufig erzählt.

2. Fortsetzung des Vorigen.

Als besonders bemerkenswerth müssen wir die für die Erdkunde besonders wichtige Seefahrt erwähnen, welche im Jahre 1648 Simon Deschnew, ein Kosakenhetman, vollbrachte. Es fuhren nämlich sieben kleine russische Fahrzeuge in Sibirien durch die Mündung des Kolyma, in das Eismeer aus. Ihre Absicht war, Asia gegen Osten zu umschiffen, und was den kühnen Holländern nicht gelungen war, das gelang dem abgehärteten Kosaken. Am 20. Juni 1648 fuhr derselbe gegen Osten aus und um Tschukotskoi Nos herum, in die seitdem oft befahrne Straße zwischen Asia und Amerika ein; er landete glücklich in der Mündung des Anadyr. Nicht jedes Jahr ist diese Straße frei von Eis, und daher keineswegs für einen

Handelsweg geeignet. Indessen gebührt dem wackern Kosaken der ungeschmälerte Ruhm, eine nordöstliche Durchfahrt um Asia herum nach Ostindien wirklich gefunden zu haben. Er errichtete am Anadyr eine kleine Kolonie, unter dem Namen Anadyrostrog. Dieser hatte durch seine Fahrt ein Problem gelöst, welches bis dahin nicht wenige ausgezeichnete Seefahrer beschäftigt hatte. Für die Kenntniß der Erde war damit freilich vieles, für den praktischen Nutzen jedoch nichts gewonnen; derselbe Fall wird eintreten, wenn es einmal einem zweiten Deschnew gelingen sollte, eine nordwestliche Durchfahrt aufzufinden.

Einen ausgezeichneten Namen in der Entdeckungsgeschichte Sibiriens verdient auch Dunajew, der eine sehr werthvolle Reise durch das nördliche Asia im Jahre 1652 vollbrachte. Was dieser Mann durch seine Umsicht erforschte, das vollbrachte Chabarow durch die kluge Anwendung seiner Waffen. Die russische Regierung hatte sich allmählich gewöhnt, Sibirien eben so, wie Spanien Amerika, als ihr gutes rechtmäßiges Eigenthum zu betrachten. Die Folge davon war, daß Statthalter dahin gesandt wurden, um mit bewaffneter Hand den unwissenden Sibiriern Rußlands Rechte begreiflich zu machen, und den Jassak oder Tribut einzufordern. Dieser Tribut besteht in Pelzwerk, das, wie bekannt, in Sibirien von besonderer Schönheit ist. Chabarow hat sich auf diesem Felde unsterblichen Ruhm erworben; er erfocht am Amurstrom die glänzendsten Siege, und ein zweiter Cortez nahm er sich vor, das als sibirisches Kanaan gepriesene Amurland mit allen seinen Reichthümern zu unterwerfen. Er bat daher den Statthalter von Jakuzk um die Erlaubniß, 150 Mann auf eigene Kosten ausrüsten, und die Unterwerfung der Daurier unternehmen zu dürfen; dagegen versprach er, den Jassak in Pelzwerk nach Jakuzk einzuliefern. Man ging seinen Vorschlag ein, und so setzte er sich mit 70 Mann in Bewegung. Es ist ein ganz eigener Anblick, die Überlegenheit künstlicher Waffen über die rohe Naturgewalt der Völker zu beobachten. Mit einer Handvoll Menschen steht ein kühner Abenteurer keinen Augenblick an, über ein ganzes

Volk herzufallen, in der festen Überzeugung, daß der Erfolg gar nicht zweifelhaft seyn könne. Der Winter überraschte indessen Chabarow an der Einmündung des Tugirflusses in den Amur. Doch schon in der Mitte des Januar setzte er sich aufs neue in Bewegung, überstieg die Gebirge, welche ihn vom Amur trennten, und drang in das Gebirge des daurischen Fürsten Lawkai ein. Diesem war indessen vom Anzuge der Russen Kunde zugekommen, und so fand Chabarow alle Schlösser desselben leer; er fand deren mehre, die gewöhnlich anderthalb Tagreisen von einander entfernt lagen; sie waren sämmtlich aus Holz gezimmert, mit Schießthürmen versehen, und von hohen Erdwällen und Gräben umgeben. Unter den Thürmen befanden sich kleine Pforten zu Ausfällen, und geheime Wege zum Wasser. Inwendig standen große hölzerne Häuser, aus einzelnen Zimmern bestehend, und mit Papierfenstern versehen. Erst nachdem sie mehre dieser Schlösser eingenommen hatten, bekamen sie Einwohner, und unter diesen den Fürsten Lawkai selbst zu Gesicht; sie hielten aber keinen Stand, sondern entfernten sich schnell, nachdem sie den Kosaken zu erkennen gegeben hatten, daß sie keine Gemeinschaft mit ihnen haben wollten. In den Schlössern, die sie nun trafen, fanden sie Niemand als eine alte Frau, von der Chabarow erfuhr, daß in der Nähe sich mächtige Khane befänden, die einem großen und mächtigen Khane unterworfen seyen.

Chabarow ahnte hier schwerlich die Nähe des großen Khan der Mandschutartaren, und welch ein großer historischer Moment es sey, in welchem hier die zwei größten und ausgedehntesten Reiche der Erde, China und Rußland, sich berührten. Es waltet eine höhere Hand im Geschicke der Völker, und was sich menschlicher Übermuth auch brüsten mag, wir bleiben immer nur, zwar nicht willenlose, aber doch kurzsichtige Werkzeuge in höherer Hand. Indem Chabarow dem ehrgeizigen Triebe seines abenteuerlichen Geistes folgte, berechnete die Vorsehung die künftige Geschichte zweier ungeheurer Völkerfamilien, von der beide keine Ahnung hatten. Chabarow, eben

so klug als kühn, zog sich in einige Schlösser zurück, um seine Eroberung zu decken, und sich den Rückzug zu sichern. Das südliche Sibirien war in der That ein Paradies, gegen das bisher entdeckte nördliche Land. Man fand hier von den Dauren zurückgelassene, reichgefüllte Korngruben; der Amur gab eine Fülle köstlicher Fische, von einer Größe, wie man sie in ganz Sibirien noch nicht gesehen hatte. Die Belugen, Störe oder Hausen waren zwei bis drei Faden lang und mannsdick. Der Boden war für den Ackerbau höchst empfänglich, die prachtvollen Waldungen mit Wildbret und köstlichen Zobeln gefüllt. Chabarow freute sich über seine Entdeckung, und kehrte frohlockend nach Jakuzk zurück, um von dem Lande, das man gefunden hatte, Kunde zu bringen. Ein Jahr später unternahm Chabarow eine zweite Expedition, mit 140 wohlausgerüsteten Mannen, an den Amur; er verstärkte sich mit seiner vorigen Mannschaft, und tritt nun als Eroberer auf, indem er die Daurier schlägt, eben so mehre Tausend an ihn abgesandte Chinesen zerstreut, und sich bedeutende Städte und Festungen bis Atschinsk hinab unterwirft. Nach diesem Siege wurde Chabarow vom Czar nach Moskau berufen und mit Ehren überhäuft; doch scheint Czar Michailowitsch vom spanischen Geiste befallen worden zu seyn, denn er sandte Chabarow nicht mehr zurück, sondern an dessen Stelle einen neuen Befehlshaber, Namens Sinowjew, der im August 1653 am Amur anlangte, aber von Chabarows Kriegsgefährten mit Murren und Widerwillen empfangen ward. Der Czar befahl, die Daurier mit Milde zu behandeln, zur Taufe nicht zu zwingen, und die Gefangenen frei zu geben. Indessen war die Seele der Unternehmung mit Chabarow entwichen, und die Russen mußten das engherzige Mißtrauen ihres Czar schwer genug büßen. Die Kunde von dem reichen Daurien hatte sich durch ganz Sibirien verbreitet, und das Gelüste nach den Schätzen desselben ergriff die ganze dünne russische Bevölkerung; alle wollten sich am Amur ansiedeln; sie betrugen sich dabei hart gegen die Eroberten, und entfernten dieselben von sich; Hungersnoth riß ein,

und die Chinesen nahmen sich ihrer Bundesgenossen männlich an. Es landeten 1655 in Kamarskoi-Ostrok 10,000 Chinesen, die zwar den überlegenen Waffen der Russen weichen mußten, aber die russische Flotte gänzlich vernichteten. Da erschien nun noch, um das Elend der Russen voll zu machen, an die Völker in Daurien der Befehl des Kaisers von China, sie sollten das Land augenblicklich verlassen, und sich südwärts über den Schingal und Naunfluß zurückziehen. Dadurch wurde das von den Russen eroberte Land zur Wüste, Elend und Hungersnoth entmuthigte sie, Chabarows Geist fehlte; daurische Scharen und chinesische Flotten erschienen, die Russen wurden theils gefangen, theils erschlagen, und so dem Vordringen derselben 1658 ein Ende gemacht. Die gefangenen Russen wurden nach Pekin geführt, und daselbst als Fremdenkolonie, die bis heute noch fortbesteht, angesiedelt. Diese Ereignisse brachten Rußland mit China in Verbindung; es wurden Friedensschlüsse und Verträge in dem von Paschkow gegründeten Nertschinsk 1689 geschlossen, dadurch dem russischen Reiche seine südöstliche Grenze festgesetzt, und jener Verkehr eingeleitet, dem wir in der neuesten Zeit die Gesandtschaftsreisen nach China, die Mission der Russen in Pekin, und die daraus entspringenden geographischen Nachrichten verdanken.

In diese Zeit fällt auch die Fahrt des Franzosen Martiniere um Norwegen, Lappland, Nova-Semlja an die Nordküsten Sibiriens. Er war der erste Franzose, welcher eine Seereise in die Polargegenden drucken ließ. Auch von dem Russen Paschkow sind Nachrichten seiner Abenteuer in Sibirien vorhanden. In das Jahr 1660 fällt die Fußreise des Russen Fedorowitsch Penda durch ganz Nordasia bis Kamtschatka; ein Spaziergang, den in unserm Jahrhundert der Engländer Cochrane wiederholte. Überhaupt war um diese Zeit Sibirien niemals leer von reisenden Abenteurern.

3. Isbrand Ides und Andere.

Wir haben schon bei Gelegenheit der Entdeckungsreisen in

China dieses ausgezeichneten Mannes gedacht, und das Wesentlichste seiner Reise in China, so viel es der Raum erlaubte, erwähnt. Hier haben wir seines Weges durch Rußland und Nordasia bis an die chinesische Mauer zu gedenken. Der ihn begleitende Nikolaus Witsen trug nicht wenig dazu bei, den Werth dessen, was Isbrand leistete, als kundiger Geograph zu erhöhen. Isbrand Ides vollbrachte seine Reise in den Jahren 1693 bis 1700; er bereicherte die Kunde Sibiriens durch manche ganz neue Thatsachen, besonders über die Sitten der Ostjaken und anderer sibirischer Völker. Es war also schon damals Sitte in Rußland, daß der Hof zu seinen Unternehmungen sich der Ausländer, besonders der Deutschen, bediente. Isbrand starb 1717 in Amsterdam.

Um dieselbe Zeit wurde auch die Halbinsel Kamtschatka von dem Russen Moroskoi 1697 entdeckt. Mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts kam der Elementarlehrer Rußlands, das größte Schulmeistergenie für schulpflichtige Völker, das jemals gelebt hat, Peter der Große, auf den russischen Thron. Man muß gestehen, daß er seinen Bakel zu führen verstand; hingegen haben seine Burschen auch die Konjugation gelernt. Unter ihm fingen 1710 die Fahrten und Entdeckungsreisen der Russen in Ostasia an; unter ihm wurden zwischen 1710 und 1716 die Inseln des Katharinen-Archipels entdeckt, Kamtschatka wurde umsegelt; 1714 unternahm ein Engländer, John Bell, eine Reise von Petersburg nach dem nordöstlichen Asia. Wenn Horaz sich darüber mokirt, der doch keinen Luftballon kannte, und ihn auch zu erfinden nicht im Stande war; was hätte er erst zu dem kühnen Unternehmen Markows gesagt, der nichts Geringeres unternahm, als eine Schlittenfahrt nach dem Nordpol; und kaum sollte man es glauben, daß es diesem kühnen Manne nicht nur gelang, bis zum 78. Breite-Grade vorzudringen, sondern sogar noch glücklich zurückzukehren. Von einem Eisberge aus erblickte der kühne Schlittenfahrer meilenweit nichts als Eis, was beiläufig gesagt, eben nicht dafür spricht, daß der Nordpol offenes Wasser habe.

Wichtiger noch in Bezug auf die Kunde Nordasias ist wohl diejenige Reise, welche Peter dem Arzt und Naturforscher Daniel Gottlieb Messerschmidt aus Danzig zu unternehmen befahl. Dieser war der erste, der naturhistorische und geographische Kenntnisse genug besaß, um Sibirien und Daurien mit Nutzen zu bereisen. Die Reise wurden zwischen 1719 und 1727 mit vieler Umsicht ausgeführt, und entsprach vollkommen den Absichten seines Kaisers. Die Resultate dieser Reise wurden 1724 zu Petersburg gedruckt. Der fleißige Deutsche war der erste, welcher astronomische Beobachtungen in Sibirien machte. Mit dem Kompaß in der Hand verfolgte er den Lauf der Flüsse, entwarf chorographische Karten, und drang über Nertschinsk zum Grenzflusse Argun, ja bis Dalai-Nor vor; er kam bis zum Einflusse des Flusses Kailar. Dalai-Nor bedeutet so viel, als der heilige See. Hier fand Messerschmidt Spuren des lamaischen Götzendienstes, eine metallene Glocke, kleine metallene Becher, Metallschüsseln mit Staub gefüllt, tangutische Schriften, und alles, was zu einem lamaischen Todtenopfer gehört. Er drang tief in die Steppen ein, und ist in jenen Gegenden noch bis heute beinahe der einzige sichere Führer.

Dieser so zweckmäßig angeordneten und bündig ausgeführten Reise folgten ähnliche großartige Unternehmungen. Rußland besaß ein ungeheures Gebiet, Europa an Größe weit übertreffend; allein es war ihm so gut wie unbekannt, und hier traf demnach das wissenschaftliche, wie das politische Interesse zusammen, um die Völkerkunde auf das kräftigste zu fördern.

Besonders bemerkenswerth ist die im Jahre 1733 von der Akademie der Wissenschaften angeordnete Reise nach Sibirien, welche Georg Friedrich Müller und de la Croyere, mit dem berühmt gewordenen Johann Gmelin an der Spitze, im Jahre 1733 ausführten. Diese Reise dauerte volle zehn Jahre, bis 1743. Gmelin reiste als Naturforscher, hauptsächlich als Botaniker; Friedrich Müller hatte den Auftrag, als Gmelins Reisegefährte, die Archive Sibiriens und Dauriens

zu durchforschen, und alles zu sammeln, was auf die frühere Geschichte dieser Erdgegenden Bezug haben könnte. Die Frucht seiner Arbeiten ist in seinen russischen Geschichten niedergelegt, und bleibt immer die vorzüglichste Quelle für die Geographie jener Gegenden. La Croyere begleitete die Expedition als Astronom und Feldmesser, und leistete mit seinen Untergebenen für die Aufnahme sehr viel. Gmelin verdanken wir die ersten umständlichen Nachrichten über Daurien, eine Flora altaica, und sehr viele dankenswerthe Nachrichten. Indessen reichten seine Talente durchaus nicht an die seines Vorgängers Messerschmidt, noch viel weniger an die seiner berühmten Nachfolger.

Die ganze Expedition ging am 7. Juli 1733 von Petersburg ab, und langte glücklich in Kasan an. Sie hatten unterwegs die Tschuwaschen besucht, und beschreiben sie als eine bedeutende Nation, welche, in mehre Distrikte vertheilt, über eine Million stark ist. Man hatte eben dazumal Schulen gegründet und Anstalten getroffen, um die jungen Tschuwaschen zum Christenthume zu bekehren und darin zu erziehen; indessen meint Gmelin machen die jungen Proselyten dem Christenthume sehr wenig Ehre, da dasselbe nur angenommen wird, um sich den Verfolgungen zu entziehen. Liest man überhaupt die Berichte Gmelins über den damaligen Zustand des russischen Reichs, und vergleicht damit die Gegenwart, so muß man gestehen, daß die Fortschritte wirklich mit Siebenmeilen-Stiefeln gemacht sind. Zu Kasan wurden die Akademiker ziemlich schlecht logirt, doch tröstete sie darüber der Wein, den sie hier wieder empfingen. Interessant ist das Fest der heiligen Jungfrau, dem sie hier beiwohnten. Wer kennt das berühmte Gnadenbild unserer lieben Frau von Kasan nicht? Ihr Fest fällt auf den 22. September. Um zehn Uhr Vormittags begaben sich die Reisenden zum Gouverneur, der sie am Fuße der Treppe mit einem großen Gefolge des Vicegouverneurs und der angesehensten Einwohner der Stadt empfing. Man verfügte sich nun feierlich in die Kathedrale, wo der Archimandrit die Funktionen des in Pe-

tersburg abwesenden Erzbischofs ausübte. Er hatte noch zwei Igumenen und einige Diakonen zu Assistenten. Bei der Ankunft des Statthalters ordnete sich der Klerus zur Prozession. Ein Evangelium und mehre Bilder wurden vor dem Archimandriten hergetragen, ihm folgte der Gouverneur, und die ganze Prozession begab sich nach dem Kloster unserer lieben Frau zu Kasan, welches ein Frauenkloster ist. Vor der Pforte wurden einige Stellen aus dem Evangelium gelesen; man sah hierauf die Äbtissin und Nonnen, das Bild unserer lieben Frau tragend, anlangen. Dasselbe ist das Jesus-Kind im Arme, auf einer hölzernen Tafel gemalt; es trug eine Krone und ein prachtvolles Halsband, dessen Fassung allein 300 Rubel gekostet hatte. Das Bild selbst rührt von einem Mönche her, von dem man behauptet, die heilige Jungfrau sey ihm leibhaftig erschienen, und habe sich Zug für Zug abbilden lassen. Der russische Klerus verlegt sich, nach Gmelin, sehr stark auf Malerei, und verschafft sich dadurch, indem er die russische Christenheit mit Bildern versorgt, ein bedeutendes Einkommen. Bildhauerarbeiten werden als Götzenbilder betrachtet und nicht geduldet. Das Bild wurde nun in feierlicher Prozession nach der Klosterkirche gebracht, mit Liedern begleitet und zur Verehrung ausgestellt. Während der Messe wurde von den Gläubigen eine ungeheure Menge Wachskerzen herbeigebracht, angezündet, und stets durch frische ersetzt, nachdem die abgelöschten in eine Kiste kamen. Diese Wachskerzen sollen das einzige Einkommen des Klosters seyn, dessen Daseyn also auf die Dauer der Frömmigkeit der Gläubigen berechnet ist. Nach der Predigt begann die Liturgie, welche die Ceremonie schloß. Große Gastmäler, wozu auch die Akademiker eingeladen waren, folgten dem Feste.

Während ihres Aufenthalts zu Kasan besuchten sie auch den Tempel der Tataren, und hatten Gelegenheit, den Gottesdienst derselben zu beobachten. Sie kamen hier mit Menschen von verschiedenen Stämmen zusammen, unter andern mit Jakuten und Wodjaken. Kasan ist die Hauptstadt des Gouvernements, und liegt an der Kasanka, sieben Werste von

ihrer Einmündung in die Wolga; eine steinerne Citadelle beschützt und zähmt die Stadt. Magazine und Kirchen sind aus Stein, die übrigen Gebäude aus Holz. Die Tartaren bewohnen ein eigenes Quartier. Am 12. Dezember verließen sie Kasan, und hatten Gelegenheit, die Sitten der Tartaren zu beobachten. Sie sind Muhameder, und haben daher so viele Weiber, als sie ernähren können. In der Kleidung unterscheiden sie sich wenig von den Russen, aber die Männer rasiren sich den Kopf. Im Allgemeinen sind diese Tartaren ein gutmüthiges Volk. Mehr äußere Unterscheidungszeichen haben die Wodjaken, indem ihre Kleidung nach dem Alter abwechselt; sie sind überhaupt etwas umständlicher als die übrigen Tartaren. Auch die Tscheremissen werden beschrieben. Beinahe in jedem Dorfe fanden sie Einwohner eines andern Stammes; ein Umstand, den man unter den meisten slavischen Völkern bemerken kann. Zu Kungur besuchten sie die prachtvolle Grotte, welche sich daselbst befindet, und die an Schönheit und Ausdehnung mit den berühmtesten Grotten der Erde wetteifert.

Bei ihrem Eintritte in Sibirien betraten sie die Bergstadt Katharinenburg, und gelangten am 17. Februar nach Tobolsk. Sie fanden bereits Sibirien ziemlich gut bevölkert, denn die Ereignisse in Rußland hatten es zu keiner Zeit an sehr ausgezeichneten Kolonisten fehlen lassen. Sie schifften sich nun auf dem Irtisch ein, landeten oftmals, und trachteten so viel an ihnen war, daß ihnen nichts Merkwürdiges entschlüpfte. Am 4. März gelangten sie endlich nach Irkutsk, sodann an den Baikal, bis nach Kiachta Krepost, wo sie am 24. April sich mit la Croyere, der vorausgegangen war, wieder vereinigten. Dieses war der äußerste Punkt ihrer Reise, wo sie am Weitergehen durch die chinesische Grenze verhindert wurden. Sie durchkreuzten nun Sibirien nach allen Gegenden, und sammelten, was nur immer zweckmäßig schien. Nach vielen Reisen, Beschwerden und Abenteuern kamen sie endlich 1743, am 16. März, nach Petersburg zurück. Gmelin hatte nun eine sehr beschwerliche, aber höchst nützliche Reise

vollbracht; er blieb noch vier Jahre in Petersburg, nahm sodann seine Entlassung, und kehrte als ordentlicher Professor der Chemie und Naturgeschichte nach Tübingen zurück.

Die lange und beschwerliche Reise hatte seine Kräfte erschöpft, demungeachtet war er unermüdet beschäftigt, seine gesammelten Schätze und Erfahrungen für die Welt und Wissenschaft nutzbar zu machen. Er betrieb auch, troß seiner Kränklichkeit, seine Professur mit seltener Anstrengung bis an seinen Tod. Seine zahlreichen Schriften sind Zeugen seiner ausgebreiteten Kenntnisse, so wie seines unermüdeten Fleißes. Jene scharfe Kompilationsgabe, welche jede Erscheinung im Zusammenhange mit dem Ganzen betrachtet, und daher auch alles mit dem Ganzen in Verbindung bringt, fehlte ihm zwar; dafür aber wohnte in ihm eine glühende Liebe zur Wissenschaft, und ein ausdauernder Fleiß, die ihm in der Geschichte der geographischen Entdeckungen seinen Ruhm sichern.

4. Weitere Reisen im nördlichen Asia.

Unter den kühnen Wagehälsen für die Wissenschaft darf der russische Lieutenant Lassenius keineswegs übergangen werden. Seine kühne Fahrt durch das nördliche Polarmeer, um von der Mündung der Lena nordöstlich nach Kamtschatka zu gelangen, bleibt immer ein Unternehmen, welches dem menschlichen Willen Ehre macht. Leider unterlag er bei dem kühnen Wagestück, und die ganze Expedition nahm ein klägliches Ende, obwohl sie ihren Zweck erreichte; denn der größte Theil der Mannschaft kam um, und nur der kleinste langte in einem kläglichen Zustande im Meerbusen von Anadyr an.

Die Geographie der nördlichen Gegenden Asias wurde auch durch die neuen Entdeckungen des Stephan Krascheninikow, den Gmelin im Jahre 1737 nach Kamtschatka gesandt hatte, bereichert. In derselben Zeit besuchte auch ein Deutscher, Georg Wilhelm Steller, dasselbe Land, und beide haben äußerst schätzbare Nachrichten daraus heimgebracht. In demselben Jahre wurde von den Russen, deren Flotten kühn

zu werden anfingen, die Mündungen des Amur oder Sakalhien untersucht und erforscht.

Wir müssen hier auch noch des Journals gedenken, welches der russische Astronom aus Frankreich, de Lisle, über seine Reise nach Beresow in Sibirien bekannt machte. Er war auf kaiserliche Kosten dahin gereist, um daselbst den Durchgang des Merkur durch die Sonne zu beobachten. Wenn Sibirien ziemlich unwirthbar ist, und es damals, wie natürlich, noch mehr war, so müssen wir aber auch gestehen, daß die Regierung für die reisenden Gelehrten, die sie nach jenen rauhen Gegenden absandte, mit wahrer Zärtlichkeit sorgte. So mußte ein Gardeofficier de Lisle vorauseilen, um überall alles bereit zu halten, und dem Astronomen diese Reise so bequem als möglich zu machen. Das Tagebuch de Lisles und seines Begleiters Königsfeld enthält eine Menge mit sehr guter Laune vorgetragener Notizen über die durchreisten Gegenden. Indessen spielte ihm der Himmel einen Possen. Wenn man bedenkt, daß ein Mann auf öffentliche Kosten so weit reist, um eine Erscheinung an den Gestirnen zu beobachten, die nur nach längerer Zeit wiederkehrt; so kann man sich wohl das tragisch-komische Gesicht denken, welches die Folge einer solchen Täuschung ist. Am 22. April war nämlich alles zur Beobachtung des Merkur bei seinem Durchgange durch die Sonne bereit, aber Frau Sonne fand es nicht bequem, sich in zärtlicher Umarmung mit dem Gott der Diebe überraschen zu lassen, und zog den Gaffern zum Troß, in dem wichtigen Augenblicke, einen Wolkenschleier vor. Sie erschien erst eine Stunde nach dem Abenteuer, und der Astronom mußte suchen, die Akademie durch andere nützliche Beobachtungen zu entschädigen. Beresow war übrigens der Ort, wo der Minister Peter des Großen, der so mannigfach und meist falsch beurtheilte Fürst Menzikof, seine Verbannung und Armuth mit eben der Ruhe und philosophischen Gleichgültigkeit ertrug, wie früher den Pastetenkorb und das Staatsschiff. Man zeigt zu Beresow noch die Hütte, worin der große Mann seine Kinder Tugend und Gleichmuth gegen den Wechsel des kurzen Lebens

lehrte. Seine Verbannung hat wenigstens keinen Schatten auf sein Bild geworfen.

Im Jahre 1743 sehen wir einen Engländer, James Hanway, aus London, in Petersburg anlangen, um von da nach der englischen Faktorei in Persien abzugehen, und wo möglich eine Handelsverbindung über den Kaspisee nach Indien zu bewerkstelligen. Er vollendete seinen Auftrag so gut es sich thun ließ, und schrieb nach seiner Rückkehr eine äußerst wichtige Reisebeschreibung nieder, die er 1753 herausgab. Dieses Werk ist sowohl in Bezug auf Geographie als Geschichte gleich wichtig. Es zeigt eine Menge geographischer Irrthümer damaliger Zeit an, gibt uns einen Abriß der Handelsverhältnisse in Asia, und erzählt uns die Ereignisse, welche eben damals mit dem berüchtigten persischen Usurpator, Schah Nadir, Mittelasia zerrütteten. Ein Gegenbild dieses Ungeheuers war der edle Hanway, der nach seiner Reise nach London zurückkehrte, und sein Vermögen so anzuwenden verstand, daß er den Namen Philantrop und Vater der Armen sich erwarb. Ein Monument in der Westmünster-Abtei erzählt der Nachwelt die Verdienste dieses würdigen Mannes, welche immer neben seinen Bereicherungen der Erdkunde stehen mögen.

Schon 1728 und später 1741 machte Tschirikow mit dem berühmten Behring den Versuch, die Nordostküste Asias genauer zu erforschen. Wirklich wurde auch die Straße bis nach dem gegenüber liegenden Amerika durchschifft. Behring starb auf der nach ihm benannten Insel, wohin ihn ein Sturm warf; Tschirikow kehrte glücklich zurück. Dasselbe Meer, so unfreundlich seinen Beschiffern, wählte sich Nowosilzoff zum Schauplatze seines Kampfes um des Namens Unsterblichkeit. Von der Halbinsel Alaschka, an der Nordwestseite Amerikas, zieht sich eine Reihe vulkanischer Inseln gegen die asische Halbinsel Kamtschatka herüber. Dem russischen Seefahrer Nowosilzoff gebührt der Ruhm, einen Theil dieser feurigen Kinder des Nordens entdeckt zu haben. Sein Landsmann Tolstyk setzte

zwei Jahre darauf, 1747, diese Entdeckung fort, und vermehrte die Verdienste der Russen um die Enthüllung des Nordens.

Für die astronomische Aufnahme Sibiriens hätte der Abbé Chappe d'Auteroche auf seiner Reise durch Sibirien, welche die Beobachtung des 1761 Statt gefundenen Durchgangs der Venus durch die Sonne zum Zwecke hatte, sehr viel leisten können, wenn seine Beobachtungen etwas genauer, und minder flüchtig gewesen wären; was bei der Schnelligkeit, womit er reiste, in einem nördlichen Lande wohl nicht anders seyn konnte. Desto vollständiger erreichte er seinen Hauptzweck, nämlich die Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne, durch welche er der Erdkunde um so größere Dienste leistete, als zu demselben Zwecke verschiedene Sternkundige ausgesandt waren.

5. Russische Reisen unter Katharina der Großen.

Die Vortheile, welche die ein Jahrhundert früher kaum dem Namen nach bekannten Länder des nördlichen Asia der russischen Regierung gewährten, und die noch bei weitem größern Hoffnungen und Aussichten, welche auf diesen Besitz gegründet waren, bewogen die russische Regierung, diese Länder so viel möglich genau zu durchforschen und nutzbar zu machen. Zu diesen in politischer Rücksicht mächtigen Beweggründen gesellten sich auch noch solche Umstände, welche der Entdeckung jenes Theiles der Erde außerordentlich günstig waren.

Täglich enthüllte jene Gegend, die man früher als ein Land betrachtet hatte, das die Natur im Zorne erschaffen habe, mehr und mehr, welche ungeheure Masse jener Schätze in ihr aufgehäuft seyen, die von civilisirten Völkern gierig gesucht und gewünscht werden. Die vielen äußerst gebildeten Personen, welche, nach der Laune der Selbstherrscher auf dem Czarenthrone, in jene kalten Steppen und Wüsten verbannt wurden, lernten ein Land lieben, das ihnen nicht nur ruhigen Lebensgenuß, sondern auch Sicherheit vor den Petersburger Hoffkabalen und launischem Witterungswechsel am Thronhimmel gewährte. Die trauernde

Tugend lernte in den Wäldern Sibiriens, daß ihr die Natur überall günstiger, als der Menschen Gemüth sey. Die erhabene Pracht des Landes, die Fruchtbarkeit geschützter Thäler, die Schönheit des zwar rauhen und kalten, aber äußerst gesunden Himmels, die unerschöpfliche Fülle metallener Schätze, alles dieses gab in den Augen jener wahrhaft großen Männer, die hier ihre Verbannung verlebten, einem Menzikof, Biron, Münich u. dgl., dem Lande einen hohen Werth. Es war daher sehr natürlich, daß Sibirien unter einer mildern Regierung zu Petersburg sehr warme Freunde fand.

Als daher Katharina die Große, diese talentvolle Frau und wahrhafte Mutter des Nordens, sich auf den Thron der Czaren schwang, und die Luft des Petersburger Hofes, die seit Peter des Großen Tode schwül und tödtlich über demselben schwebte, für patriotische Menschen wieder einathembar machte; so fanden sich auch Männer genug, welche die Herrscherin auf die Wichtigkeit der asischen Besitzungen aufmerksam machten. Eine Menge aus politischen Gründen Verbannter russischer Großen kehrten von Tobolsk, Irkuzk, Nertschinsk und aus Kamtschatka an den Hof und in den Staatsdienst zurück. Die großherzige, und für edlen Ruhm empfängliche Katharina wurde daher sehr leicht gewonnen, und es begannen nun eine Menge russischer Entdeckungsreisen Nordasias zu Land und zur See. Unter den letztern zeichnet sich diejenige von Iwan Krowin im Jahre 1762 aus. Er überwinterte auf Unalaschka, einer der Fuchsinseln, und sein Gefährte, Stephan Glottof, untersuchte zu gleicher Zeit die amerikanische Küste des Archipels. Dieser Untersuchung folgte gar bald die Gründung der russischen Pelzkolonien, welche seither zu so großer Blüthe gelangt sind.

Zwei Jahre später sandte die Kaiserin eine eigene Expedition zur Erforschung des aleutischen Archipels ab. Es wurden zu gleicher Zeit Lehranstalten gegründet, in welcher Jünglinge mit den gehörigen Kenntnissen ausgerüstet wurden, um später ihrem Vaterlande als Reisende zu dienen. 1768 ging eine neue Expedi-

tion unter Krenizin Solowioff und Lewaschew an die Ostküste Asias ab, und enthüllte vollends jenen großen Inselbogen, der wie eine Demantkette die zwei größten Kontinente des Erdbodens verbindet. Um eben diese Zeit wurden auch von Ochozk aus die Küsten von Kamtschatka umschifft und untersucht. Auf solche Weise trat das Nordostende Asias in die Erdkunde ein, und zwar mit einer Klarheit, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Zu eben der Zeit, wo diese Unternehmungen zu Wasser Statt fanden, um die aus der See hervorragenden Küstensäume Asias, so weit sie russischer Herrschaft unterworfen waren, zu erkunden, wurden noch bei weitem wichtigere Expeditionen zu Landforschungen in Nordasia mit kaiserlicher Freigebigkeit ausgerüstet. Für die Erdkunde sind Landexpeditionen immer von größerem Vortheile als Seeexpeditionen, indem letztere meist nur das Vorhandenseyn der Länder erkunden, erstere dagegen uns auch mit der Beschaffenheit der Länder genau bekannt machen; den russischen Landreisen fehlt nun durchaus nichts, was dieselben nutzbar und interessant machen kann. Sie wurden nicht nur mit kaiserlicher Freigebigkeit ausgerüstet, sondern auch gewöhnlich durch auserlesene Männer ausgeführt. Diese großartigen Unternehmungen nahmen unter Katharina der Großen ihren Anfang, und es wurde bis auf die neueste Zeit eine Art Ehrgeiz ihrer Nachfolger, damit fortzufahren.

Im Jahre 1769 sollte abermal der Durchgang der Venus durch die Sonne beobachtet werden. Dieser Umstand, nebst dem Wunsche, das Binnenland Nordasias genauer zu erforschen, gab zu einer äußerst großartigen Expedition Veranlassung. Sie dauerte volle vierzehn Jahre, während welcher Zeit eine Menge ausgezeichneter Männer in allen Theilen Nordasias mit Erforschung des Landes und seiner Beschaffenheit beschäftigt waren. Unter den von der Akademie der Wissenschaften zu diesem Zwecke auserwählten Naturforschern, Astronomen und Gelehrten befanden sich folgende. Als Mathematiker: Rumowsky, Grischow, Christian Mayer, Treskott, Tschernoi,

Schmidt und Islenie w. Durch ihre Arbeiten wurden die Karten des russischen Reichs, die im Jahre 1745 in zwanzig Blättern erschienen waren, von der Akademie der Wissenschaften für unbrauchbar erklärt. In den neuen Karten fand eine gänzliche Umgestaltung Statt, und man kann sagen, daß erst unter Katharina der Großen das russische Reich wirklich entdeckt wurde. Hierzu trugen die Naturforscher, welche die Expedition begleiteten, nicht wenig bei; es waren besonders folgende: der berühmte Pallas, der jüngere Gmelin, Falk, Güldenstedt, le Pechin, Georgi, denen noch als Gehülfen viele Zöglinge der russischen Lehranstalten beigesellt waren; durch diese Männer ward das russische Reich in Asia, welches das größere Drittel dieses ungeheuren Erdtheiles einnimmt, eben so genau als gründlich durchforscht. Zugleich gelang es dem russischen Hofe, zu Kiachta einen regelmäßigen Verkehr mit dem himmlischen Nachbar, südlich des Altai, einzuleiten, was seitdem zu vielfältigen Erweiterungen der Erdkunde Veranlassung gegeben hat.

Bei dieser Gelegenheit können wir unmöglich mit Stillschweigen die Nachrichten übergehen, welche uns auf die seltsamste Weise von der Welt über Sibirien, und besonders Kamtschatka, zu Theil geworden, und die, was ihren geographischen Theil anbelangt, in der That der Aufmerksamkeit nicht unwürdig sind. Es wurden nämlich während des bedauernswerthesten Ereignisses in Europa eine Menge polnischer Großen nach Sibirien und Kamtschatka in die Verbannung gesandt; unter ihnen auch der geistvolle und gebildete ungarische Graf Moriz August Benjowsky. Dieser in der That sehr ausgezeichnete Geist überschaute seinen Verbannungsort mit jenem genialen Blicke, der ihn in demselben statt ein Gefängniß, einen neuen Schauplatz seiner Thätigkeit finden ließ. Er wußte die Gefangenen und Verbannten in Sibirien, unter welchen sich besonders viele der großen schiffbrüchigen Nation Europas befanden, für sich zu interessiren. Eine furchtbare Verschwörung kam in jenen Steppen und Wüsten zum Ausbruche. Die Rebel-

len, den kühnen Benjowsky an der Spitze, behielten den Sieg. Man bemächtigte sich sowohl der Festung, als des Peter- und Pauls-Hafen, und der zwei darin liegenden kaiserlichen Fregatten, womit man nach dem schönen Madagaskar segelte. Benjowsky schrieb sein abenteuervolles Leben selbst, und man findet darin ein höchst lebendiges Gemälde dessen, was er sah und erlebte; Kamtschatka und sein Zustand ist darin nach dem Leben geschildert.

In demselben Jahre 1769 tritt noch ein anderer Mann auf den Schauplatz geographischer Entdeckungen, der mit Recht berühmte Pallas. Mehr als irgend ein anderer seiner Zeitgenossen hat dieser Mann für die Entdeckung Nordasias und Erforschung dieser weitläufigen Gebiete gethan; wir nannten ihn schon vorhin an der Spitze der Naturforscher, welche zu der großen Expedition Katharinas gehörten. Paul Simon Pallas ist zu Berlin am 22. Sept. 1741 geboren. Sein Vater, der Wundarzt war, bestimmte seinen talentvollen Sohn zum Studium der Medizin. Selten treffen älterliche Bestimmung und kindliche Neigung so glücklich zusammen. Glühende Liebe für die Natur, ein gesunder Körper und außerordentliche Geistesgaben unterstützten diese Neigung; und unter diesen Umständen durfte man es wagen, den Jüngling zu gleicher Zeit mit dem Studium der lateinischen, französischen, englischen und deutschen Sprache zu überhäufen, ohne seinen Fähigkeiten Gewalt anzuthun; denn bei aller dieser Beschäftigung übertraf er noch alle seine Mitschüler im Schulhandwerke, und behielt Zeit genug übrig, um sich von früher Kindheit an der Erforschung der Natur zu widmen. Der Lauf seiner Studien führte ihn auf die Universitäten Göttingen und Leyden, wo er gänzlich dem Studium der Natur lebte. Glücklich genug, von seinem Vater mit hinreichenden Mitteln unterstützt werden zu können, machte er eine Reise nach England, wo er sein erstes Werk über die Zoophyten schrieb, und in einem Alter von 25 Jahren seine zoologischen Miscellen herausgab. Diese seine ersten Versuche konnten ihm überall, nur nicht in seinem Vaterlande, Anerken-

nung verschaffen; er nahm daher, wiewohl wider seinen Willen, den Ruf Katharina der Großen an die Akademie der Wissenschaften nach Rußland an. Hier trat er unter die Zahl derer, welche bestimmt waren, Sibirien zu erforschen. Mitten unter den freudigen Vorbereitungen zu dieser Reise schrieb er seine mit Recht berühmte Abhandlung über die fossilen Knochen der antidiluvianischen Pachydermen. Durch diese Abhandlung leitete er die Aufmerksamkeit auf einen, für die Geschichte unsers Erdkörpers so höchst wichtigen Gegenstand, und legte den Grund zu einer Wissenschaft, auf welcher der Lorbeerbaum wuchs, der seitdem so manchen Kranz zu pflücken gegeben hat. Übrigens entwickelte Pallas schon zu dieser Zeit so großartige Ansichten, daß Cuvier selbst gestehen muß, daß wenig gefehlt hat, daß nicht durch Pallas eine ganz neue Zoologie begründet wurde. Der Gedanke, daß bei der Bildung der Erdrinde verschiedene Epochen angenommen werden müssen, und daß die Schichtung der festen Erdrinde Gesteine verschiedener Epochen aufweisen, gehört Pallas an. Alle neue Systeme der Geologie gründen sich auf die Abhandlung, welche dieser große Mann im Jahre 1777 der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg vorlegte.

Im Jahre 1769 unternahm Pallas seine Wanderungen unter die mongolischen Völker, und verweilte drei Jahre unter ihnen; er studierte dieselben mit bewunderungswürdiger Aufopferung und Geduld, verweilte zwei Jahre am Ural und Baikalsee, und lebte mit den halbwilden Stämmen auf vertrautem Fuße; er selbst gesteht, die Menschen in allen ihren Civilisations-Abstufungen studiert zu haben. Auch die Alterthümer Sibiriens verdanken Pallas ihre geschichtliche Erhaltung. So ausgerüstet konnte er sein Werk über die Mongolenvölker vollenden, und uns die Morduanen, Kirgisen, Baschkiren und die so merkwürdigen Kalmücken nach dem Leben schildern. Was Reisende so selten in sich vereinigen, vereinigte Pallas in sich; er war Menschen- und Thierforscher zugleich, und würdigt die erstern derselben Sorgfalt und Aufmerksamkeit, welche er auf Spinnen

und Ungeziefer verwendet, dessen sich die Völker, welche von Reisenden besucht werden, nicht immer rühmen können. Obwohl Zoologie das Hauptstudium ausmachte, so verlegte er sich doch auf dieser Reise auch auf Botanik, und die Wissenschaft muß ihm den glücklichsten Erfolg nachrühmen. Bedenkt man nun noch, daß dieser außerordentliche Mann auch Hauptredakteur des im Gehirne seiner großen Herrscherin entsprungenen Wörterbuchs der asischen Sprachen war, und daß er aus der Fülle jener Sprachen Vokabularien sammelte, so muß man gestehen, daß nur ein Alexander von Humboldt ihm an die Seite gestellt werden kann. Unermüdet thätig, dabei frei von dem Eigendünkel gelehrter Handwerker, offen und mittheilend gegen Jedermann, war er so glücklich, den größten Theil seiner auf Reisen erworbenen Schätze auch literarisch bearbeiten zu können. Sein Wahlspruch war jedoch der des wenig gereisten Jean Paul: Reisen ist Leben! Als sich daher die Russen in der Krimm und in Taurien auszubreiten anfingen, ergriff er die Gelegenheit, um auch diesen Erdstrich zu durchwandern. Tief ergriffen von der prachtvollen Natur Tauriens, äußerte er den Wunsch, hier leben zu dürfen, und Katharina war gemüthlich genug, um ihn hier mit einem Hause zu Sympheropol, zwei Dörfern und einer Geldsumme zur Einrichtung der Güter zu beschenken. Hier bereicherte er die Geographie mit einer vollendeten Beschreibung des Flusses Anadyr, des altaischen Gebirges u. s. w. Das Kap Tschutktschis, die Halbinsel Kamtschatka, die Eilande der asischen Aleuten, die Höhen des Kaukasus u. s. w. wurden durch ihn bekannt. Sein bestes Werk bleibt jedoch, als ein Muster der Erdbeschreibung, sein physisch-geographisches Gemälde von Taurien. Der unermüdete Wanderer ließ hier in seinem neuen Vaterlande keinen Berg, kein Thal, keinen Fluß unerforscht, und machte es sich zugleich zum unverbrüchlichen Gesetze, nur das selbst Gesehene zu beschreiben. Seine Reisen in die mittäglichen Statthalterschaften des russischen Reichs geben, so wie sein Gemälde von Taurien, eine Ähnlichkeit mehr mit seinem großen Lands-

manne ab; nämlich eine höchst elegante, schöne und einfache Darstellungssprache.

6. Neuere Reisen nach Norden.

Asia zog nun eine Menge Reisender nach seinem Norden, deren Nachrichten jedoch sehr verschiedenes Verdienst haben; so ist z. B. die Reise des Marschall von Bieberstein nach den Ländern am nördlichen Kaspisee nicht ohne Verdienst, um so mehr, als sich um diese Zeit vor dem Interesse, welches Afrika und Amerika einflößte, Asia zurückzuziehen anfing. Bieberstein reiste im Jahre 1796. Im folgenden Jahre besuchte der französische Abbé Joseph Beauchamps Vorderasia und die Länder am Kaspisee. Das Jahr 1800 führte den Liefländer Benjamin Bergmann zu den Kalmücken. Die Reise desselben ist für die Völkerkunde von höchstem Verdienste. Er bürgerte sich unter diesem Stamme ein, bequemte sich ihrer Lebensweise, aß, trank, lebte, arbeitete, schlief mit ihnen, und versäumte keine Gelegenheit, mit ihnen auf das genaueste sich zu verbinden. Er erlernte ihre Sprachen, ihre Lieder, ihre Geschichte, mit einem Worte alles, was die Kalmücken zu Kalmücken macht. Wenn man daher Lyonets Werk über die Weidenraupe als höchst verdienstlich preist, so darf wohl Bergmanns Monographie der Kalmücken eben so als ein Meisterwerk über einen der interessantesten Menschenstämme betrachtet werden. Über die altaischen Kalmücken sammelte im Jahre 1806 auch Iwanowitsch Spaskij treffliche Beobachtungen.

Von bei weitem größeren Folgen um die Erdkunde und die Enthüllung Asias war eine Gesandtschaftsreise des Grafen Golowkin nach China. Im Gefolge derselben befand sich Julius von Klaproth, zu dessen Namen man nichts hinzu zu setzen braucht. Die Gesandtschaft wurde zwar an der chinesischen Grenze von den Chinesen zurückgewiesen; nichts desto weniger hatte indessen dieselbe den Weg durch Sibirien gemacht. Außer Julius von Klaproth befanden sich im Gefolge der Gesandtschaft noch der gebildete Graf Johann Potocki, der

Akademiker und Astronom Schubert, dann Adams als Zoolog und Botaniker, Doktor Pansner als Mineralog und Physiker, Tenner, Suchtelen u. a. m. Für die Erdkunde Asias hat diese Expedition mehr geleistet, als man vermuthen konnte; selten aber traf auch eine solche Anzahl solcher Männer zusammen. Besonders sind Klaproths und Potockis Verdienste um Asia weltbekannt.

Im Jahre 1809 sollte ein russischer Beamter, Heldenström, nach Sibirien verbannt werden. Der überaus gebildete Freund und würdige Beförderer der Wissenschaften, Graf Romanzoff meinte, daß man ihn seiner Kenntnisse wegen eben so gut zu einer Entdeckungsreise nach Norden benutzen könne. Er besuchte die von Sannikoff entdeckten Inseln Stolbooy, Fadey und Neusibirien, im Osten von der Laechow oder Kesselinsel.

Der Vollständigkeit wegen erwähnen wir Clarkes Reise durch Rußland und die Tatarei, dann einiger anderer Russen, die beständig in ihrer weiten Welt reisen, und von Zeit zu Zeit einige Artikel davon bekannt machen. Für Mittelasia ist die Gesandtschaftsreise des russischen Dollmetschers Nasarow nicht ohne Ergebniß gewesen. Er wurde 1813 an den Fürsten von Chokand gesandt. Für die Geschichte sind die gesammelten Nachrichten des Johann Macdonald Kinneir, welche er als Frucht seiner Reisen durch Kleinasien, Armenien und Kurdistan sammelte, bemerkenswerth.

Die Ereignisse, welche in Rußland eintraten, so wie die Aufmerksamkeit, welche diese Regierung auf Seereisen verwendete, scheint die Landreisen eine Zeitlang unterbrochen zu haben. Erst 1820 finden wir Rußland wieder in einer Unternehmung begriffen, welche besonders in geographischer Rücksicht von höchster Wichtigkeit ist. Die Veranlassung dazu scheinen die neuen Anstrengungen der Engländer, eine nordwestliche Durchfahrt zu finden, gewesen zu seyn. Die Nordküsten Sibiriens waren noch immer nicht genau ermittelt, es wurde daher Baron Wrangel, ein Liefländer, der schon mit Krusenstern die Reise um

die Welt mitgemacht hatte, ausersehen, um das nördliche Eismeer zu erforschen, und den noch unbewußten Theil der Küste von Sibirien zu ermitteln. Noch immer hatten hin und wieder manche Gelehrte einen nördlichen Zusammenhang zwischen Sibirien und Amerika vermuthet; diese Expedition sollte die Nichtigkeit dieser unwahrscheinlichen Behauptung erweisen. Die Expedition verließ im März 1820 Petersburg in zwei Abtheilungen, von denen die eine Baron Wrangel, die andere Lieutenant Anjou befehligte. Die eine sollte sich nach Nischnei-Kolimsk, die andere nach Ustiansk begeben. Von hier ausgehend sollten beide zusammentreffen.

Baron Wrangel langte im November desselben Jahres zu Nischnei-Kolimsk an, und nachdem er alles Nöthige für sein äußerst gewagtes Unternehmen vorbereitet, und die nöthigen Erkundigungen eingezogen hatte, reiste er mit acht Schlitten, jeder mit 12 Hunden bespannt, von Nischnei-Kolimsk ab. Drei Schlitten waren mit Baron Wrangel und seinen Begleitern, fünf derselben mit Lebensmitteln für Hunde und Menschen beladen. Man legte von Station zu Station kleine in Eis gehauene Magazine für die Lebensmittel zur Rückkehr an, und sandte nach Maßgabe der Entleerung der Schlitten diese wieder zurück. Ein Zelt aus Rennthierhäuten gewährte nur wenig Schutz gegen die schreckliche Kälte, welche mehr als einmal das Quecksilber der Thermometer gefrierend machte. Sogar die Hunde mußte man mit Pelzstiefeln versehen, um sie vor Erfrierung zu schützen. Trotz aller dieser Hindernisse gelang es, das Kap Schelagskoi zu umgehen, und bis zu einem 45 Werste entfernten Vorgebirge vorzudringen, welches er seinem Begleiter Kosmin zu Ehren nach diesem benannte. Die Gefahren, welche hier Wrangel bestand, scheinen die Grenzen menschlicher Kraft zu überschreiten. Ungeheure Eismassen von mehr als 100 Fuß Höhe stellten sich entgegen; an manchen Stellen war wieder das Eis so dünn, daß man es mit einem Messer durchschneiden konnte; oft trafen sie breite Meerströme, die sie mit Hunden und Schlitten nur auf Eisschollen übersetzen konnten; ja am

27. März 1822, als ein heftiger Sturm eintrat, brach das Eis an der Küste, und Wrangel sah sich plötzlich mit seinen Begleitern auf einer offenen Meerfläche, ohne Hoffnung es wieder zu finden, vom Lande getrennt. Eine schreckliche Nacht wurde auf der Eisscholle zugebracht; am andern Morgen sah man eine Stelle, wo sich das Eis wieder vereinigt hatte; als man aber auf dieselbe zueilte, trennte sie sich schnell wieder, und trieb in rascher Strömung gegen Osten fort. Starke Westwinde trieben große Eisberge heftig nach der Scholle hin, und drohten sie jeden Augenblick zu zerschmettern, so daß der Tod unvermeidlich schien. Erst nach mehren Stunden trieb die Scholle an eine Kette von Eisbergen hin, von denen man das feste Land zu erreichen hoffen durfte. Auf diesen Eisbergen mußte nun abermal eine Nacht zugebracht werden, und erst am dritten Tage gelang es, das feste Land zu erreichen.

Man setzte nun diese, mit solchen entsetzlichen Gefahren unternommene Untersuchung bis 1823 fort. Die Resultate dieser Anstrengungen lieferten den überzeugendsten Beweis, daß die nordöstliche Durchfahrt oberhalb Asia wirklich vorhanden sey, und Asia durchaus in keinem Punkte mit den Nordländern Amerikas zusammenhänge. Der Medweschi-Archipel, die Insel Sabadey, der Tschaubusen, der Lauf der Kolyma und mehrer andrer Ströme, ihre Mündung und die Mündung der Indigirka, ein Theil des Festlandes und die ganze Küstenerstreckung von der westlichen Seite der Indigirkamündung bis zur Insel Kolutschin, sind astronomisch bestimmt und beschrieben worden. Das von Andrejewski gesehene Land ist zwar nicht erreicht worden, aber die eingezogenen Nachrichten machen es möglich, dasselbe zu bestimmen.

Die zweite Expedition unter Lieutenant Anjou erreichte glücklich Ustiansk. Sie sollte die Inseln des Eismeeres, welche der Mündung des Jana gegenüber liegen, untersuchen. Die Küsten des sibirischen Festlandes von der Jana bis zur Lena, und von da bis zur Indigirka aufnehmen; dann aber Nachrichten über eine von Sannikof, der Hederström

begleitet hatte, gesehenen Insel einziehen. Auch diese Aufgaben gelangen nur zum Theil. Er nahm mehre von Hederström besuchte Inseln, dann im Sommer 1821 die Seeküste Sibiriens östlich von Ustiansk bis zu Indigirka, auf. Es wurden ein Paar kleine Inseln im Eismeere entdeckt; auch gelang es Herrn Anjou, nach vielen Gefahren, mit Wrangel in Kolimsk zusammen zu treffen. Das von Sannikof gesehene Land sah er zwar nicht, auch war er weniger glücklich als Wrangel in Aufnahme der Küsten, demungeachtet verdankt man ihm sehr Vieles, nämlich die genaueste Kenntniß der Meeresküste Nordsibiriens, von der Mündung des Indigirka bis zum Ausflusse der Oloneka, so wie der Inseln vor der Janamündung. Im Jahre 1825 unternahm Wrangel mit einer unter seinem Befehle stehenden Korvette eine Reise nach Kamtschatka, um von dort aus seine weitern Forschungen in jenen kalten Ländern fortzusetzen. Mit welchem Erfolge, ist uns nicht bekannt.

7. Meyendorffs Reise von Orenburg nach Buchara.

Die Handelsverhältnisse Rußlands bewogen den Kaiser Alexander, im Jahre 1820 eine Gesandtschaft nach der Bucharei zu senden. Das Haupt davon war der Etatsrath Negri. Unter dem zahlreichen Gefolge befand sich als Arzt und Naturforscher Doktor Eversmann, Georg Freiherr von Meyendorff als Gesandtschaftskavalier, Doktor Pander als Arzt, und mehre Andere. 200 Mann Kosaken, eben so viel Infanterie, und zwei Kanonen bildeten die Bedeckung. 500 kirgisische Kameele trugen die Lebensmittel, Filzzelte und nöthigen Geräthschaften. Man reiste am 22. Oktober 1820 von Orenburg ab und langte am 1. Januar 1821 in Buchara an, wo man bis zum 3. April blieb. Eversmann beeilte sich, unmittelbar nach seiner Rückkehr seine Reisebeschreibung erscheinen zu lassen. Doktor Pander hatte viel für die Zoologie gesammelt, die Resul-

tate erschienen zu Moskau. Meyendorffs Reise erschien im Jahre 1825 in Paris in französischer Sprache.

Der Weg von Orenburg nach Buchara ist mit großen Gefahren verknüpft, die Kirgisen verbrennen gerne das Gras und Rohr auf dem Karawanenwege, und lieben den Raub. Die kriegslustigen Bucharen sehen es auch nicht gerne, wenn Christen in ihr Land kommen; dabei ist der Weg rauh, und im Winter nicht ohne Gefahr, zu erfrieren. Meyendorff erinnerte sich der Erzählung von dem Heerzuge Timurs, von welchem Scherifeddin schreibt: die einen verloren Nase und Ohren, andere sahen ihre Hände und Füße abfallen, der Himmel war eine Wolke und die Erde ein Schneehaufen. Die ganze Reiseroute wird nebst Beschaffenheit des Bodens von Tag- zu Tagreise angegeben. Von Orenburg bis Buchara sind 1596 Werste. Der Landstrich bis zu den Bergen Mughodschar ist in seiner ganzen Ausdehnung höchst einförmig. Der wellenförmige Boden bietet bei seinem Holzmangel und der unbedeutenden Höhe seiner Hügel einen unermeßlichen Horizont und einförmige Stille dar, im Winter weiß, vom Ende Mai an schmutzig gelb; nur an zwei Orten findet man Bäume, sonst nichts als 2 bis 3 Fuß hohes Dorngestrippe. Die Bäche sehen einer wie der andere aus, folgen derselben Richtung, sind seicht, und vertrocknen im Sommer. Nur der Ilek, Emba, Tenor, Or und Irghis sind kleine, beständig laufende Flüsse; Muscheln, Molluskenabdrücke, sogar Haifischzähne und andere Versteinerungen zeugen für den ehemaligen Meergrund. Zwischen dem Ural und Sir ist der Ilek der größte Fluß, er ist 60 Schuh breit, sehr reißend, fließt auf einem Kiesgrunde, ist fischreich, und seine Ufer sind buschig. Das gute Gras lockt die Kirgisen und macht diese Ufer zu ihrem Lieblingsaufenthalte. Hier fanden die Russen zuerst ein großes Dorf, welches man Aul nennt; es bestand aus 50 Zelten von weißem oder braunem Filz. Die Heerde bestand aus 5 bis 6000 Stück Schafen. Im Zelte des Sultan Harun-ghasi hingen neben Kleidungsstücken Tigerfelle und ein reich mit Türkisen und Topasen geschmücktes Diadem, daneben rohes Fleisch, Milchschläuche und hölzerne Gefäße.

Nicht weit von der Mündung des Suiuk-su ergießen sich vier Flüsse in den Ilek, wovon die ganze Gegend Beschtomak, Fünffluß, genannt wird. Man kam auf einen Hügel von 150 Fuß Höhe, der ganz aus krystallisirtem Gyps besteht und sich wie alle Hügel bis zum Sir sanft gegen Nordost, steil gegen Südost abdacht. Die Berge Mughodschar haben im Süden ein milderes Klima als im Norden, sie zeigen überall trachytische Gebilde, nirgends Granit. Die bewässerten Thäler sind fruchtbar. Der Airuk erhebt sich isolirt als die höchste Doppelspitze dieser Berge. Airuk heißt Gabel. Die Kirgisen sind gewohnt, in ihre Namen allzeit Bedeutung zu legen. Die Mughodschar-Berge reichen bis an den Bach Tuban, und sind die östliche Verzweigung des Ural nach dem Altai hin. Zwischen dem Kaundschur bis zum Sir auf einer Strecke von 400 Wersten ist eine Sandwüste ohne einen einzigen Fluß.

Am 2. November traf man am Dodscha-See ein, zwei Tage später bei dem Schwefelbrunnen Kul-kuduk. 600 Fuß seitwärts fand man in einem ausgetrockneten See Bittersalz. Von nun an werden die Salzseen häufig, Viehfutter fängt an zu fehlen, und man kann den Pferden nichts als Beifuß geben. Das Zurücktreten des Aralsee wird durch vielerlei Gründe außer Zweifel gesetzt. Die Mündung des Sir in diesem See wurde besucht, und das Wasser nimmt sogleich einen brakigen Geschmack an. Der Sir ist in der Nähe seiner Mündung 360 Fuß breit, 50 Werste aufwärts hat er die doppelte Breite.

Von den Kirgisen werden dieselben Nachrichten gegeben, welche schon Herodot von diesen Nomaden beibringt. Der Nomade liegt im ewigen Kampfe mit der Natur, der Kirgise muß bei jeder Wanderung von vorne anfangen, da von seiner vorigen Ansiedlung keine Spur bleibt. Der fest angesiedelte Bewohner macht sich den Boden nach und nach unterthan und verändert sich mit diesem. Der Kirgise hat einen Abscheu vor fester Ansiedlung, denn eine alte Tradition sagt ihm, daß er alsbald seine Freiheit verlieren würde, sobald er seiner Lebensweise ungetreu, Häuser und Feld zu bauen anfängt. Nur hin und wieder in fruchtbaren

Thälern, in der Nähe der Flüsse bauen einige arme Kirgisen Getreide. Die Hirse gibt hundertfältige Ernte. Dennoch findet man am Sir 5 bis 6 Fuß tiefe Kanäle, in der Vorzeit gegraben. Die Ufer des Sir sind das Paradies der Kirgisen, in dem dichten Rohre finden sie Zuflucht vor den Stürmen. Die Kirgisen werden von Ältesten, Familienhäuptern, Begs, Behadirs, Sultanen und Khans regiert. Der Khan ist unumschränkter Herrscher, steht aber unter dem Koran. Das Volk ist wild, raubsüchtig und unruhig. Der Kirgise nennt sich Kasak, Reiter oder Krieger. Die große Horde wird mit dem Namen Kirgisen bezeichnet, und steht unter mehren Sultanen, die sich bald zu Rußland, bald zu China halten; die Khane der kleinern Horden sind von Rußland abhängig.

Das Land zwischen dem Sir und Dschanderia ist mit Sandhügeln bedeckt; letzterer Fluß ist wahrscheinlich der alte Kisilderia. Jenseit dieses Flusses gegen Buchara zu wird der Boden fetter, und ruht auf thonigen Felsen; auf der Seite nach Orenburg zu wird er magerer und ruht auf Kalk. Die Karawane setzte auf kirgisischen Schiffen über den Sir; diese waren aus Pappelholz, ohne Nägel, sehr gebrechlich gebaut, und werden von Chiwa auf dem Aralsee hergebracht, welche Kommunikation von den Kirgisen unterhalten wird. Nachdem man auch den Dschanderia übersetzt hatte, kam man in eine unbewohnte Gegend, die sich weit gegen Turkistan und Taschkend erstreckt. Diese Strecke von 8 bis 9 Breitegraden scheidet die Bucharei von der Kirgisensteppe, und das Khanat Khochan vom Khanat Chiwa; nördlich ist diese Einöde zwar bewohnbar, aber die Kirgisen scheuen die wilden Völker von Chiwa. Am 12. Dezember langte die Karawane zu Kara-Aghadsch an. Man sieht hier zum ersten Male wieder Bäume. Bei Aghadma sind Spuren einer alten Stadt und eines Sees. Man findet hier frisches Weißbrot, köstliche Trauben, Wassermelonen und Granaten; der Boden fängt an sich zu erheben, Spuren von Kanälen und alten Gebäuden zeigen an, daß die angebaute Bucharei sich früher bis hieher erstreckte. Endlich gelangt man an kleine Sandberge, und sobald man dieselben überschritten hat,

tritt man in ein ganz verschiedenes Land. Wie durch einen Zauberschlag sieht man sich aus der Wüste, die man durch 66 Tagreisen vor sich hatte, in ein Paradies versetzt. Dießseits der Hügel Wüste und Einöde, jenseits Felder, Kanäle, Baumalleen, Häuser, Dörfer, Gärten und Minarets; man glaubte sich in einem bezauberten Lande zu befinden.

Das zweite Buch von Meyendorffs Reise handelt von den tartarischen und andern Völkern Mittelasias. Das dritte Buch beschreibt endlich die Bucharei. Die Resultate dieser Reise in diesem Bezuge sind seit der Zeit, daß der Araber Ibn Haukal dieselbe beschrieb, die ersten authentischen und ausführlichen Nachrichten, welche man aus diesen bisher verschlossenen Ländern erhält. Dadurch hat diese Gesandtschaftsreise an Bedeutung für die Erdkunde gewonnen, so sehr sie übrigens in wissenschaftlicher Hinsicht manches zu wünschen übrig läßt. So ist es z. B. gewiß schade, daß, wie es scheint, weder Barometer noch sonst physikalische Instrumente bei der Hand waren. Dasselbe gilt auch von Timkowski's Reise nach China, welche ebenfalls 1820 durch Sibirien bis Kiachta geschah, und die wir schon früher erwähnt haben. Für die Kunde Sibiriens liefert auch sie mannigfaltige Beiträge, die jedoch durch spätere Reisen verdunkelt werden.

8. Cochrane's, Moorkroft's und Anderer Reisen in Sibirien.

Man ist gewohnt, von England aus manche Seltsamkeiten zu empfangen, worunter die Inselbewohner selbst nicht mit Unrecht gerechnet werden. Unter diese seltsam ausgeprägten Menschen darf wohl mit Recht der Marinekapitän Lord John Dundas Cochrane, ein Oheim des durch böse und gute Gerüchte bekannten Admirals, gerechnet werden. Dieser Mann nahm sich vor, die ganze Erde zu Fuße zu durchwandern, und es ist nicht seine Schuld, wenn ihn der Tod, der ihn in Nordamerika traf, an der Ausführung dieses eben nicht verächtlichen Lebenslaufes verhinderte. Ein gutes Stück hat dieser Mann übrigens in der

That durchwandert, und seine Tour von Petersburg nach Kamtschatka, wo er sich eine Frau holte, von da nach Kiachta, und wieder zurück nach Petersburg, ist immer ein erwähnenswerthes Stück Arbeit. Er ging von Nischnei Nowogrod nach Tobolsk, von da nach Irkuzsk und weiter nach Nischnei Kolimsk bis Ochozk. Er erwähnt der Arbeiten des Baron Wrangel, mit dem er unweit Schelagskoi Noß zusammentraf; auch den später zu erwähnenden Dobbel traf er in Sibirien. Sodann ging er nach Kamtschatka, in der Absicht, um nach Amerika überzusetzen. Verschiedene Umstände bewogen ihn jedoch, über Jakuzk nach Irkuzk und Kiachta zu reisen, und von da nach Petersburg zurück zu kehren. Daß keine neuen Entdeckungen gemacht worden sind geht schon aus dem Wege hervor, welchen Cochrane nahm; dennoch ist seine Reise nicht ohne Interesse, denn die Beobachtungen dieses Querkopfs sind von so frappanter Auffassung, die Ansichten mancher Dinge so originell und treffend, der Witz, womit manche Gegenstände besprochen werden, so schlagend, daß man in der That unvermerkt auf ganz neue Ansichten jener Gegenden geführt wird. Wer wollte auch einen so lebendigen Mann nicht gerne über die Geheimnisse Sibiriens sprechen hören, sich nicht gerne erzählen lassen, wie eine so geniale Menschenmasse, als die Verbannten in Tobolsk sind, sich daselbst befinde, wie sich manche Fertigkeiten der großen Welt, z. B. das Sticken, zur Kunsthöhe emporschwingt, und in Sibirien sich nach und nach eine Ordnung der Dinge vorbereitet, von der wir nicht glauben, daß sie in Jedermanns Absicht liege. Zudem bietet seine Erzählung eine reiche Ausbeute für Völkerkunde um so mehr dar, als der englische Lord in jeder guten Gesellschaft gefunden, der arme ausgeplünderte Fußgänger aber unter den niedrigsten Klassen des gemeinen Volkes vielfach Schutz und Zuflucht zu suchen genöthiget wird.

Wir hatten schon früher Gelegenheit, des Engländers Moorkroft zu erwähnen, und gedenken hier seiner abermals als eines höchst unterrichteten Reisenden, von dem nur zu bedauern ist,

daß er durch einen unvermutheten Tod verhindert wurde, die Ergebnisse seiner vielfachen Wanderungen der Welt bekannt zu machen. Zur weitern Kenntniß des russischen Reiches tragen noch eine Menge anderer Reisen bei, darunter die der Missionäre Hohenaker und Lang, welche nützliche Bemerkungen über Georgien bekannt machten. Auch die Missionäre Diedrich und Benz beschreiben dasselbe Land. Die Missionäre Hohenaker und Lang traten ihre Reise im Jahre 1823 an, setzten über die Wolga und kamen zu den Tataren, wo sie sich lange herumtrieben und mancherlei Beobachtungen über den jetzigen Zustand jener Scythen machten, die schon Herodot beschrieben hat. Man erkennt noch immer die Züge wieder, welche der Vater der Geschichte von den Vorfahren dieser Wandervölker aufbewahrt hatte. Jenseit der Steppe erreichten sie Madschar im Angesichte des Kaukasus, und damit die erste deutsche Kolonie dieser Gegend. Die Häuser sind aus den Backsteinen der alten Stadt erbaut, die Gegend ist außerordentlich fruchtbar, aber die Ereignisse haben sie entvölkert; erst jetzt fängt sie an, sich durch fremde Kolonien zu erholen. Die Nachrichten, welche nun von diesen Gegenden gegeben werden, bieten ein sehr buntes Bild mannigfaltiger Menschen dar. Die schmiegsamen Deutschen scheinen wie auf der ganzen Erde, so auch hier mitten unter den Tscherkessen sehr wohl zu gedeihen.

Dasselbe bestätigen auch die Tagebücher der Missionäre Diedrich, Zaremba und Benz, die ebenfalls in den Jahren 1823 und 1824 eine Reise von Astrachan nach Tiflis und Georgien vollbrachten. Sie gingen durch die Horden der Kalmücken, welche im Gouvernement Astrachan große Sandwüsten mit ihren Heerden durchziehen; sie sind meist Anhänger des Lama von Tibet, unwissend und abergläubisch. Weiterhin wohnen Nogaytataren, die sich an der Kuma, dem Terek und Kuban bis in die Krimm ausbreiten. Am Terek ist eine Kette von Festungen angelegt, die durch Kosaken besetzt ist, um die Kulturgegend gegen die Einfälle der verschiedenen Scythenstämme jenseits der Flüsse zu schützen. Ein Gemisch aus Tscheremissen,

Tscherkessen, Tschertschenzen, Abassen, Kasaken, Armeniern ꝛc. bewohnen die am Terek liegende Stadt Mosdok, aus elenden Hütten bestehend. Die Gegend ist indessen äußerst fruchtbar. Jenseit des Kaukasus liegt Tiflis, an beiden Seiten des Kur; sie ist, seitdem sie unter Rußlands Scepter steht, im vollen Flore. In einem Buchladen konnten die Missionäre das neue Testament in allen Sprachen haben, die im Lande gesprochen werden. Die große Bevölkerung besteht aus den verschiedensten Nationen. In der Nähe von Tiflis liegen die Kolonien der im Jahre 1819 eingewanderten Würtemberger, von denen eben nicht viel Gutes gerühmt wird. Die Verpflanzung scheint ihnen nicht gut gethan zu haben, denn sie versinken in Rohheit. Die Missionäre gingen weiter nach der Stadt Schuschi, von da nach Schamaki und Abscheron bis Baku. Diese Gegenden sind noch keineswegs genau bekannt, und um so interessanter die Nachrichten, welche sich in dem Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Mission und Bibelgesellschaften befinden. In diesen Missionsreisen liegen überhaupt manche, sehr schätzbare Nachrichten über die entferntesten Völker.

Das dritte Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts ist überhaupt unermeßlich reich an Berichten aus allen Ländern der Erde, besonders aber hat Rußland sich der mannigfaltigsten Erforschungen zu erfreuen. So unternahm Doktor Sjögren aus Finnland eine Reise durch das russische Reich, in der Absicht, um die Verwandtschaftsverhältnisse der finnischen Volksstämme zu untersuchen. Man hatte nämlich schon längere Zeit eine auffallende Ähnlichkeit zwischen den Finnen, Syrianen, Permiern, Wotjaken, Tschereniſſen, Morduinen, Tschuwaschen, Wogulitschen und Ostjaken, sowohl in Bezug auf Sprache, als Lebensweise bemerkt. Sjögren trat seine Reise in der Mitte des Jahres 1824 an, um seine Aufmerksamkeit auf die Sprache, Sitten, Gebräuche, Traditionen dieser Völker zu richten. Das Resultat dieser Reise ist uns bis jetzt noch nicht bekannt geworden, muß aber in jeder Hinsicht höchst interessant, und für die Kunde von Nordasia von der höchsten Wichtigkeit werden. 1824

ging Doktorow, der schon vier Jahre früher eine Entdeckungsreise nach dem Eismeere vollbracht hatte, abermal nach Kamtschatka.

9. Ledeburs Reise durch das Altaigebirge und die Songarei.

Eine der wichtigsten Reisen, welche in neuerer Zeit unternommen wurde, ist wohl diejenige, welche der Staatsrath von Ledebur im Jahre 1826 antrat, und im Interesse der Wissenschaften vollendete. Diejenigen Länder, welche der russische Doppeladler überschwebt, bilden eine Welt für sich, und werden noch lange ein weites Feld für forschungslustige Köpfe darbieten. Die südliche Grenze Rußlands ist in Ostasia noch keineswegs so genau ermittelt, und es dürften noch Generationen dahinschwinden, bevor dieses Ländergebiet genau durchforscht und beschrieben seyn wird. Ledebur reiste Ende Januar 1826 von Dorpat ab; seine Absicht war, besonders das altaische Gebirge in botanischer Hinsicht zu durchforschen. Es begleiteten ihn Anfangs Doktor Meyer und Bunge. Zusammen langten sie am 9. März in Barnaul an, wo sie sich sodann das Gebiet ihrer Forschungen zutheilten. Ledebur begab sich nach den nöthigen Vorbereitungen nach dem seines Bergbaues wegen so berühmt gewordenen Schlangenberge. Die Steppen wurden gerade dazumal, zur Verbesserung der Viehweide, abgebrannt. Er langte am 12. April in Schlangenberg, auf russisch Zmeinogorsk, an; es liegt 1201 Fuß über dem Meere. Hier fällt jährlich außerordentlich viel Schnee, so daß die Häuser nicht selten ganz bedeckt werden, und man zu Ausgrabungen seine Zuflucht nehmen muß. In geringer Entfernung fällt dagegen fast gar kein Schnee, so daß das Vieh den ganzen Winter im Freien ausdauern kann. Ledebur machte Ausflüge von Schlangenberg nach verschiedenen Seiten, besuchte den kolywanischen See und die Schwefelwerke am Vulkan Reven. Die Gebirge um Schlangenberg bestehen aus Thonschiefer; jede Spur von Waldung ist von ihnen verschwunden; die Gegend ist daher

rauh, und die Schneegestöber sind nicht selten lebensgefährlich. Die Silbergrube in Schlangenberg ist die ausgedehnteste und reichste der bekannten Silbergruben. Kolywan ist ein freundlicher Flecken an der Bieleija. Hier wurde 1725 die erste Schmelzhütte am Altai angelegt. Eine Steinschleiferei ist hier im vollen Betriebe, und liefert Arbeiten aus Porphyr und Jaspis von unschätzbarem Werthe. Es sind immer 300 Arbeiter beschäftigt, und im Jahre 1819 wurde eine Schale aus einem Jaspisblocke verfertigt, die beinahe zehnthalb Fuß Durchmesser hatte. Es ist interessant, zu hören, wie von Europäern ferne im östlichen Scythien die kostbarsten Arbeiten in dieser Gattung verfertigt werden. Von Schlangenberg ging Ledebur nach Riddersk, wo er die Frühlingsflora am Fuße des Gebirges, das man in dieser Jahreszeit noch nicht erklimmen konnte, studierte. Er machte von hier eine Exkursion in die Kirgisensteppe, um die Flora des südlichen Irtischufers mit der des nördlichen zu vergleichen. Riddersk liegt 18 deutsche Meilen O. S. O. von Schlangenberg. Am 8. Juni konnte die erste Gebirgsreise unternommen werden. Nachdem Ledebur die Gletscher und das Thal von Korun zurückgelegt, und am Tscharüsch aufwärts die Quelle desselben erreicht hatte, traf er in dem Dorfe Iman mit Bunge zusammen. Er bemerkte, daß die vom Tscharüsch bewässerten Landschaften einen bewundernswerthen Reichthum seltener Pflanzen besitzen, und beschloß, diese Gegend noch einmal zu besuchen. Nach Riddersk zurückgekehrt, entwirft er folgendes Bild: »Ich befand mich mitten im Gebirge, und aus dem Fenster meiner Wohnung sah ich rings umher die ulbinskischen Schneeberge, welche einen imposanten Anblick gewährten. Die Wolken lagerten sich bisweilen um uns an dem Berge, und verhüllten sie beinahe gänzlich; traten aber die hohen Gebirgsmassen unverhüllt hervor, so schienen sie kaum 1000 Schritte entfernt zu liegen, was jedoch nicht der Fall war. Nach Norden und Süden erheben sich etwa eine Werst entfernte niedrige Hügel; in größerer Entfernung, 8 bis 15 Werste weit, wird die Aussicht durch hohe Gebirge begrenzt,

von denen die von Süden nach Osten gelegenen das ganze Jahr hindurch auf ihrer Nordseite Schnee behalten. Trotz des rauhen Klima von Riddersk geräth hier das Getreide noch ziemlich gut, und sogar auch etwas Gemüse. Das Klima ist gesund, und die sogenannte sibirische Krankheit unbekannt. Der Naturforscher ging nun am 23. Juli nach dem Dorfe Korghon, besuchte die Porphyr- und Jaspissteinbrüche, und erreichte endlich am 27. ein Hochplateau, das sich 7000 Fuß über dem Meere, 25 Werste von Norden nach Süden erstreckt, und das früher auf keiner Karte angegeben war.

Am 4. August machte er sich nach Ustkamenogorsk auf den Weg, von wo er den Irtisch bis zur Festung Buchtarminsk verfolgte. Er besuchte mehre Bergwerke, und kam am 18. August nach dem russischen Dorfe Fikalka, welches auf der Grenzlinie Rußlands, 5000 Fuß über dem Meere liegt. Er besuchte hier noch den chinesischen Grenzposten Dschingistei, wo er gut aufgenommen wurde, und kehrte sodann nach Barnaul zurück.

Doktor Meyer, der am 8. April in Buchtarminsk angekommen war, durchstrich die Umgebungen dieser Stadt, und reiste dann mit einer Kosaken-Eskorte nach dem auf der russischen Grenze liegenden Piket Nabad, und der entlegensten russischen Fischerei, die nur 8 Werste vom See Saissan scheidet. Von diesem See aus besuchte er die Berge Arkul und Dolenkara, so wie die Flüsse Rukan und Kurtschum. Von da zurückgekehrt begab er sich nach Semipalatinsk, und reiste am 25. Juli nach Karkarala, einer der neuesten russischen Kolonien in der Kirgisensteppe. Noch besuchte er die Smaragdgrube zu Altüntube, und kehrte am 15. Oktober nach Barnaul zurück.

Doktor Bunge reiste an den Tscharysch bis Kan, stieg dann über das Gebirge, und erreichte den Fluß Katun da, wo er die Wasser des großen Ulegamen aufnimmt, überschritt denselben und die benachbarten Berge, und langte am 22. Mai am Ufer des Tschuja an. Er verfolgte den Lauf derselben bis

zum ersten chinesischen Grenzposten, und sodann nach dem Dorfe Iman zurück. Später überstieg er die Schneegebirge, welche die Tschuja von dem Baschkan, und diesen wieder von Tschulisman scheiden; erreichte endlich den See Telez, und kehrte am 12. September nach Schlangenberg zurück. Außer einer genauen und blühenden Beschreibung der besuchten Gegend, brachte Ledebur ein reiches Herbarium mit 400 bis 500 neuen Pflanzen, eine zoologische und mineralogische Sammlung, und endlich mehre Alterthümer aus cetischen Gräbern zurück.

10. Neueste Reisen in Nordasia.

Hieher gehört die im Jahre 1826 unternommene Reise von Engelhard nach dem Ural. Er ging über Sarepta, von wo aus er verschiedene Exkursionen unternahm, um sowohl die Gegend in geologischer Hinsicht zu untersuchen, als auch die vormalige Mündung der Wolga und die Küsten des Kaspisee zu bestimmen, so wie diese beschaffen waren, als der Spiegel des Sees einen höhern Stand, als gegenwärtig hatte, und mit dem schwarzen Meere eine Wasserfläche bildete. Die Höhen oder vielmehr Tiefen wurden hier durchgehends gemessen, so wie die umliegenden Kalmückenhorden besucht, und mit ihnen Bekanntschaft gemacht. Als Reisegefährten hatte Engelhard den Doktor Esse bei sich. Von Sarepta ging die Reise nach Orenburg, von da an dem Uralflusse aufwärts zur Festung Tonalizk, über die Gebirge an der Sakmara nach Orenburg zurück. Von da begaben sich die Reisenden nach Zlatoust, und von hier nach den Eisenwerken von Kussa, am Westabhange des Ural. Hierauf besuchte man den Distrikt von Miaß, reich an Kupfer, Gold und Edelsteinen. Auch das Ilmengebirge, welches reich an Topasen und Edelsteinen ist, wurde in geognostischer und oryktognostischer Hinsicht besucht. Die Reise ging sodann nach Jekatherinoslaw. Die ganze Kette der Uralminen wurde durchsucht; dann ging man über Perm, Kasan, Nowgorod und Moskau nach Dorpat zurück.

Eine der bemerkenswerthesten Reisen, die jedoch nicht so-

wohl geographische Entdeckung, als vielmehr die Lösung physikalischer Probleme, besonders in Bezug auf den Magnetismus, zum Zwecke hatte, wurde 1827 vom Professor Hansteen aus Christiania, durch Sibirien unternommen. Ihn begleitete der Marineofficier Duc und Doktor Ermann aus Berlin, als Naturforscher und Astronom. Die Reise ging über Kasan, Tobolsk, Krasnojarsk, Irkuzk nach Ochozk. Sie dauerte über zwei Jahre, und hatte für die physikalische Geographie, besonders in Bezug auf Erdmagnetismus, die wichtigsten Folgen. Bis jetzt sind nur einzelne Bruchstücke von den vielfachen Beobachtungen und Resultaten bekannt geworden; die eigentlichen Früchte dieser höchst interessant wissenschaftlichen Reise haben wir erst aus den besprochenen Reiseberichten und den künftigen Werken des Professors Hansteen und Doktors Ermann zu erwarten. Der Letztere hat bereits seine Reise angekündigt. Sie hat zum Zwecke, die Beantwortung wichtiger Fragen in der Natur der Dinge zu erleichtern. Die Hauptaufgabe derselben war, Erforschung des Magnetismus der Erde. Zur Erreichung dieses Zweckes wurden zum Theil neue Methoden angewendet, und das angekündigte Werk soll daher in eine historische, und streng wissenschaftliche Abtheilung zerfallen. Die erste Hälfte wird in chronologischer Ordnung alle Bemerkungen über die Physiognomie der durchwanderten Theile der Erde, so wie über die Sitten und Lebensverhältnisse ihrer Bewohner liefern. Die Schilderung des russischen Reiches soll gründlicher und genauer, als in ähnlichen Werken abgehandelt werden. Vom naturwissenschaftlichen Theile wird nur das in diese Abtheilung aufgenommen, was allgemeines Interesse hat. Sie wird also den Leser durch das europäische Rußland, Sibirien und Kamtschatka nach dem Peter- und Paulshafen führen, sodann uns zur See über die Insel Sitcha, Kalifornien, Otahiti, um das Kap Horn nach Rio-Janeiro, Portsmouth, nach Kronstadt, und von da nach Berlin führen. Es ist also eine Reise um die Welt ganz eigner Art. Die wissenschaftliche Abtheilung, halb so stark wie die historische, wird in fünf Abschnitte, einen magnetischen, geographi-

schen, meteorologischen, geognostischen und botanisch-zoologischen zerfallen.

Als eine unterhaltende, aber doch höchst belehrende Beschreibung von Sibirien, besonders Kamtschatka, muß auch Dobbels, des Engländers, in den Jahren 1829 bis 1831 vollbrachte Reise durch Sibirien und Kamtschatka betrachtet werden. Sie bietet ein höchst lebendiges Gemälde des gesellschaftlichen Lebens, wie der Naturbeschaffenheit jener nordöstlichen Länder der Erde dar, bei deren bloßen Nennung wir schon frieren. Wir beschließen dieses Buch mit einer der wichtigsten Reisen, die jemals in jene nördlichen Gegenden unternommen worden ist.

11. Alexander von Humboldts Reise nach Sibirien.

Humboldts Reisen sind allezeit Entdeckungsreisen, denn wo dieser Mann hinblickt, so sieht sein von keiner vorgefaßten Meinung getrübtes Auge mit klarem Blicke alles in seinem wahren Lichte. Darum dürfen wir auch diese im Jahre 1829 unternommene Reise als eine wirkliche Entdeckungsreise betrachten. Zu gleicher Zeit mit Hrn. v. Humboldt reiste der jüngere Parrot nach dem mit Obsidianlava bedeckten Gipfel des Ararat, der den Montblanc um nicht weniger als 1400 Fuß an Höhe übertrifft, und also eine Höhe von 16,200 Fuß darbietet. Zu gleicher Zeit reiste Herr Kupfer nach dem Kaukasus, um den Elburs zu messen; auch diesen fand man über 16,000 Fuß hoch. Hansteens und Ermanns wichtige Reise haben wir so eben erwähnt, und man muß also gestehen, daß das Jahr 1829 für die Erforschung jener Länder Epoche machend war.

Hr. v. Humboldt reiste auf russische Kosten, begleitet von Hrn. v. Ehrenberg und Gustav Rose. Die Reise ging über Petersburg nach Nischnei-Nowgorod, wo sich die Gesellschaft auf der Wolga einschiffte, um von da nach Kasan, und zu den tatarischen Ruinen von Bulgari zu gelangen. Von hier ging er über Perm nach Jekatherinenburg zu dem asischen Abhange des Ural, der weiten Kette, die

aus mehren fast parallelen Zügen besteht, deren höchste Gipfel 4500 bis 4800 Fuß erreichen, und die von den Tertiär-Formationen am Aralsee bis zu dem Grünsteinfelsen am Eismeere, wie die Andeskette, in Meridianrichtung fortschreitet. Hr. v. Humboldt besuchte in einem Monat die zentralen und nördlichen Theile des Ural, welche jene reichen gold- und platinahaltigen Anschwemmungen auszeichnen. Er besah die Malachitgruben von Gumesefskoi, den großen Magnetberg Blagdogad, und die berühmten Topas- und Beryll-Lager von Murzinsk. Bei Nischnei-Tagilsk fand man ein großes Stück gediegener Platina, und Hr. v. Humboldt bemerkte zwischen dieser Gegend und dem Chako in Südamerika die größte Ähnlichkeit. Von Jekatherinenburg ging die Reise über Tiumen nach Tobolsk am Irtisch, und von hier über Tara durch die barabinskische Steppe, welche wegen der stechenden Insekten gefürchtet wird, nach Barnaul an den Ufern des Ob. Von hier aus wurde nun der prachtvolle Kolywansee, dann die reichen Silberminen des Schlangenberges von Riddersk und Zyrianowskoi, die am südwestlichen Abhange des Altai liegen, besucht. Der höchste Gipfel wird von den Kalmücken Jyztu, der Gottesberg, oder Alastu, der kahle Berg genannt, und seine Höhe ist fast dem Pik von Teneriffa gleich. Der jährliche Silbergewinn der Kolywanischen Gruben beträgt 76,000 Mark.

Von Riddersk wandten sich die Reisenden südwärts nach der kleinen Feste Ust-Kamenogorsk, und gelangten über Buchtarminsk an die Grenzen der chinesischen Sungarei. Sie erhielten von den Chinesen die Erlaubniß, die Grenze überschreiten zu dürfen, um den mongolischen Posten Baty oder Khoni-Mailakhu zu besuchen. Dieses ist ein wahrer Binnenort Asias, nördlich vom Saisangsee, unter 48° 57′ Breite, und 82° 0′ 55″ Länge. Auf dem Rückwege nach Kamenogorsk sahen die Reisenden an den Ufern des Irtisch, in einer mehr denn 16,000 Fuß langen Erstreckung, den in fast horizontale Lager geschichteten Granit über Thonschiefermassen ergossen, deren Schichten theilweise bis zu einem Winkel von 85° geneigt, theil-

weise ganz senkrecht stehen. Von Kamenogorsk aus ward die Steppe der mittlern Kirgisenhorde über Semipalatinsk und Omsk, über die Kosakenlinie des Ischim und Tobol durchzogen, um den südlichen Ural zu erreichen. Bei Miask, auf einem Boden von sehr geringer Ausdehnung, fand man einige Zoll unter der Erde drei Stück gediegenes Gold, von denen zwei 28, und das dritte 43¼ Mark wogen. Hr. v. Humboldt durchzog nun den südlichen Ural, bis zu den schönen Brüchen des grünen Jaspis bei Orsk, wo der fischreiche Jaik die Kette von Osten nach Westen durchbricht.

Von hier wandte man sich nach Orenburg, sodann zu den berühmten Steinsalzgruben von Ilezki, in der Steppe der kleinen Kirgisenhorde. Man kam zu dem Hauptorte der Kosaken von Uralsk, welche mit Haken versehen, des Nachts, indem sie untertauchen, Störe von fünfthalb bis fünf Fuß Länge mit den Händen fangen. Hierauf besuchte man die deutschen Kolonien des Gouvernements Saratow, an dem linken Ufer der Wolga, und den großen Salzsee Elton, in der Kalmückensteppe, und gelangte sodann über die schöne Kolonie der mährischen Brüder zu Sarepta nach Astrachan, welches schon unter der Meerfläche liegt. Der Hauptzweck dieser Erkursion nach dem Kaspisee war: die chemische Analyse des Wassers, welche Herr Gustav Rose unternahm; die Beobachtung der Barometerstände in Vergleich mit Orenburg, Sarepta und Kasan; endlich das Einsammeln von Fischen, um das große Werk Cuviers und Valentiennes zu bereichern. Von Astrachan kehrten die Reisenden über den Isthmus, welcher bei Tischinskaya den Don und die Wolga scheidet, durch die Kosakenländer des Don, Woronesch und Tula nach Moskau zurück. Die Ähnlichkeit des Ural mit den Brasilienbergen und den aufgeschwemmten Anhäufungen an den Kordilleren von Chako und Sonora in Amerika, ließen sowohl Hrn. v. Engelhardt, als auch v. Humboldt vermuthen, daß alle jene Schätze im Ural zu finden seyn dürften, welche jene reichen Länder Amerikas darbieten. Wirklich fand man am europäischen Abhange des Ural, acht Meilen im Norden von Pissersk, Diamanten.

Von den wichtigen Resultaten dieser Reise sind bis jetzt nur Fragmente bekannt geworden, darunter jene wichtige Abhandlung über die Bergketten und Vulkane Innerasias, wodurch das Vorhandenseyn noch nicht gänzlich erloschener Vulkane im innern Asia beinahe außer Zweifel gesetzt wird. Es werden in diesem Fragmente, welche wir nur als einstweilige Brosamen betrachten, eine Menge von Thaten zusammengestellt, welche nach Humboldts Manier auf eine höchst lehrreiche Weise mit den vulkanischen Erscheinungen des ganzen Erdbodens in Verbindung gesetzt sind.

Von Nordasia dürfen wir demnach wohl sagen, daß die geographische Entdeckung des Landes vollendet sey. Durch die neuern Reisen, welche auf Kosten der russischen Regierung, als auch von Andern, von Pallas bis Humboldt, vollbracht wurden, ist ein heller Tag über diese dunkeln Wohnplätze der Scythen aufgegangen. Schwerlich kann sich irgend ein Land der Erde rühmen, in so kurzer Zeit von so vielen und so großen Talenten, mit einem so großen Kostenaufwande durchforscht worden zu seyn, als das nördliche Asia. Dafür ist aber hier auch beinahe das Unglaubliche geschehen. Mit welcher Freude, mit welcher Genugthuung würde Peter der Große, wäre es ihm vergönnt, auf diese unermeßliche Besitzung blicken, die zu seiner Zeit noch für ein stiefmütterliches Naturkind galt, wohin man höchstens todeswürdige Verbrecher verbannte; ihm gebührt der Ruhm, die ersten Gelehrten dahin gesandt zu haben. Seitdem sind diese unermeßlichen Länder astronomisch bestimmt, genau und richtig in die Weltkarten eingetragen worden. Die Pflanzendecke ist größtentheils erforscht, die Oberfläche untersucht. Der Boden gibt reiche Ernte, und dem Schooße der Erde entströmen reiche Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen. Die Gebirgsketten sind geordnet, und sogar die eisigen Ufer gegen Norden erforscht. Ein blühender Staat entfaltet sich, und weit entfernt, erschöpft zu seyn, überrascht jeder Tag mit neuen Gaben dieses einst so verachteten Landes.

Siebentes Buch.

Reisen in Persien und Westasia.

1. Nachrichten über Persien aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert.

In diesem Buche sind wir gesonnen, eine Übersicht derjenigen Reisen zu geben, welche uns Nachrichten aus Persien und den angrenzenden westlichen Ländern gebracht haben. Diese Länder gehören zu denen, welche in alter Zeit am meisten die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich gezogen haben. Wir nehmen hier das Wort Persien in einem etwas weiteren Sinne, und verstehen darunter alles Land, welches zwischen dem persischen Busen, dem Indus, dem Kaukasus und Arabien liegt, und behalten uns für das folgende Buch nur Arabien und Syrien vor; mithin werden wir auch merkwürdige Reisen nach Kleinasia, und solche die an Persien grenzen, mit aufführen. Eigentliche Entdeckungsreisen konnten in diese Gegenden nicht unternommen werden; denn hier liegen die seit den ältesten Zeiten bekanntesten Länder der Erde, und wir halten die Ufer des Euphrat für den ältesten Schauplatz menschlicher Entwicklung. Ein gewisser Glanz hat sich bis heutigen Tag daselbst erhalten, und in der neuesten Zeit hat sich sogar eine Art von Wiedergeburt gezeigt.

Nach dem Untergange des Araberreiches, welches durch seine Khalifen einen hellen Glanz über jene Gegenden ausströmte, hat Persien keine sehr große Rolle mehr gespielt, und scheint auf jene Herrschaft verzichtet zu haben, die es in alter Zeit in einer Reihe von Weltmonarchien ausübte. Wir finden daher in der Geschichte der Reisen im 15. Jahrhunderte nur wenig aufzuführen; des Josaphat Barbaro, venetianischen Gesandten in Persien, war schon früher gedacht; denn bis zur Umschiffung Afrikas und Auffindung Indiens zur See, blieb Persien immer einer der wichtigsten Punkte, wodurch sich der Welthandel vermittelte. Die Sendung des Barbaro fand im Jahre 1436

Statt. Das Wesentlichste dieser Reise ist bereits aufgeführt. In den Archiven zu Venedig und Genua müssen aus dieser Epoche eine Menge Urkunden über den Zustand Persiens zur selben Zeit vorhanden seyn; denn daß sich im 15. und 16. Jahrhunderte eine Menge Europäer, und zwar von nicht gemeiner Art, an den Höfen Vorderasias aufhielten, ist um so gewisser, als man noch jetzt hin und wieder Spuren genuesischer und venetianischer Niederlassungen antrifft.

Als im Jahre 1510 und den folgenden, Leo der Afrikaner seine großen Reisen antrat, besuchte er auch die Länder am Tigris und Euphrat, und nahm eine ausführliche Beschreibung derselben in sein Werk auf; wie wir denn schon oben zeigten, welch eine Reihe trefflicher Beschreibungen der muhamedischen Länder wir den Arabern verdanken. Seit jener Zeit, können wir sagen, hat sich die Kunde dieser Länder Mittelasias mehr vermindert als vermehrt, und die Länder zwischen dem Indus und Euphrat geriethen beinahe in Vergessenheit. Als daher der Holländer van der Broek über Arabien, durch Persien, Kabul, Beludschistan und Tibet nach Indien reiste, wurde seine Reisebeschreibung mit Dank aufgenommen. Im Jahre 1614 bereiste der Italiener Pietro de la Valle Persien und Indien. Diese Reise dauerte 12 Jahre. Nach seiner Rückkehr beschrieb er das Gesehene sehr ausführlich, jedoch ohne Geschick, wie es natürlich seine Zeit mit sich brachte. Nach ihm finden wir um 1622 einen französischen Missionär, den Jesuiten Alexander Rhodes, welcher durch eine lange Reihe von Jahren die Länder des Orients, und darunter einen großen Theil von Persien und Kleinasia durchzog. Man kann das Werk dieses guten Kopfes auch heute nicht ohne Interesse lesen; zwar macht das hieher Gehörige nur einen kleinen Theil seiner äußerst interessanten Reisebeschreibung aus, und der größte Theil derselben betrifft Indien, und vorzüglich Tonkin, von dem er auch eine Geschichte liefert; Persien und Natolien besuchte er gewisser Maßen wider Willen auf der Heimreise, da er kein Schiff finden konnte, welches ihn um das Vorgebirge

der guten Hoffnung herumgeführt hätte. Er langte zu Ormus an, und erstaunte über den Wechsel, welchen der Reichthum und der blühende Handel, der sich früher hier entfaltet, um diese Zeit, nämlich in der Mitte des 17. Jahrhunderts, da Alexander Rhodes 1648 daselbst anlangte, erlitten hatte. Die Portugalen waren von der Insel vertrieben; die Engländer hatten den König von Persien in diesem Unternehmen nach Kräften unterstützt. Bei seiner ersten Anwesenheit fand der Missionär Ormus mit Kaufleuten und Gütern angefüllt; die Waaren und Kostbarkeiten von China, den Molukken, Ostindien, Persien, Arabien und Armenien waren aufgehäuft. Was die Erde Kostbares hatte, fand sich hier zusammen. Dieser Glanz war jetzt vorüber, und Ormus eine verlassene Wüste. Rhodes vereinigte sich hier mit einem seiner Landsleute und einem Flamländer, die ebenfalls die Reise durch Persien machen wollten, und machte sich nach Ispahan auf den Weg. Auf eine sonderbare Weise traf er mit einem berühmten Reisenden zusammen. Er war nämlich schon einige Tage nach Schiras unterwegs, und ging, sein Brevier betend, ein wenig von seinen Begleitern entfernt, als er auf der Straße einen Menschen von sehr ansprechendem Äußern, in persischer Kleidung, erblickte. Er hielt ihn Anfangs für einen Persier oder Armenier. Derselbe kam jedoch auf den schwarz gekleideten Priester zu, indem er ihn in lateinischer Sprache sehr höflich begrüßte. Die Aussprache verrieth einen Franzosen, und Rhodes antwortete ihm in dieser Sprache. Beide Landsleute umarmten sich nun, und schlossen nach einer halbstündigen Unterhaltung eine zärtliche Freundschaft. Dieser Fremde war Niemand geringerer als der berühmte französische Edelmann de la Boulaie le Goux, welcher siebenzehn Jahre vorher von der französischen Kompagnie nach dem Oriente gesandt worden war, um dem französischen Handel Verbindungen zu verschaffen. Rhodes, von seinen Verdiensten sprechend, sagt: er habe den größten Theil von Europa, Asia und Afrika durchwandert, unter Türken, Arabern, Persern, Armeniern, Indern und andern barbarischen Nationen gelebt; durch seine Tu-

gend und Klugheit habe er aber überall Liebe und Freundschaft gefunden. Ein guter Christ und guter Franzose könne die ganze Welt durchreisen, ohne einen Feind zu finden. Wir sehen, daß der Franzose ein Franzose bleibt, auch im geistlichen Gewande. Diese beiden Männer trafen später in Paris wieder zusammen, und entwarfen einen Plan zu einer neuen Reise, der jedoch nicht ausgeführt wurde.

Rhodes brauchte 30 Tage, ohne auszuruhen, um nach der Hauptstadt Persiens, die er Aspahan nennt, zu gelangen. Es ist dieses eine der schönsten und größten Städte, welche die Welt je gesehen hat. Alle Straßen sind breit und gerade, die Gebäude prachtvoll, und man trifft in der Mitte der Stadt einen schönen viereckigen Platz, der bei weitem größer als der Königsplatz in Paris ist. Alle Häuser, welche diesen Platz umgeben, sind gleichförmig mit großen Gallerien versehen, und mit Malereien und Vergoldungen geziert. Die Bevölkerung ist so groß, daß Rhodes nicht durch die Stadt kommen konnte, ohne einige Diener, welche vor ihm Platz machten. Indessen fand er nichts so prachtvoll, als eine bedeckte Straße von einer Meile Länge, mit prachtvollen Häusern besetzt. Es ist das Quartier der Armenier; man nannte sie Neujulfa. Man sieht hier die Gärten des Königs von Persien, von denen man ihm sagte, sie seyen so prachtvoll wie der weitläufige Pallast in der Mitte der Stadt. Übrigens gesteht er ganz unbefangen, daß er keine Neugierde in sich gefühlt habe, dieselben zu sehen. Unter der Menge von Völkern, welche Ispahan bewohnen, wundert er sich, so wenig Katholiken zu finden, obwohl drei den Augustinern, Karmelitern und Kapuzinern angehörige Klöster vorhanden seyen. Jedermann ist in Ausübung seiner Religion unbeschränkt, und die Mönche konnten unbeschwert in ihrer Tracht durch die Straßen gehen. Eben so hatten auch die Armenier volle Religionsfreiheit. Die Muhameder ließen häufig ihre Kinder, im Augenblicke gefährlicher Krankheiten, taufen; was beweist, daß die Taufe aus sehr falschem Gesichtspunkte betrachtet wurde. Als Armenier verkleidet, schloß sich Rhodes einer Karawane an,

und brauchte einen ganzen Monat, um nach Tauris, der Hauptstadt Mediens, welches für das alte Ekbatana gilt, zu gelangen. Diese Stadt schien in ihrer Größe, ihrer starken Bevölkerung, ihres ausgebreiteten Handels und der Fülle von Lebensmitteln wegen, bewundernswerth. Für einen Sou erhielt man für eine ganze Woche Brot. Nach einigen Tagen gelangte er nach Altjulfa, der frühern Hauptstadt Armeniens, welche kurz vorher durch den König von Persien, bei der Einnahme des Landes, zerstört ward. Außerhalb der Mauern dieser wüsten Stadt fand Rhodes auf dem Todtenacker über 10,000 schön gearbeitete Marmormonumente. Auf jedem derselben sah man einen schönen weißen, 12 Fuß hohen und 8 Fuß breiten Stein, mit schönem Bildwerk geziert und einem Kreuze gekrönt. Auf einem benachbarten Berge wohnte ein berühmter armenischer Geistlicher, welcher früher eine Reise nach Rom gemacht hatte, und nun in dieser Einsamkeit über das Unglück seines Vaterlandes und seiner Kirche trauerte. Er lud Rhodes ein, einige Zeit bei ihm zu verweilen, indem er ihn sodann nach Rom zu begleiten versprach. Ohne selbst zu wissen warum, lehnte Rhodes diesen Antrag ab, und hatte Ursache, dieses später als eine Eingebung der Vorsehung zu betrachten; denn zwei Tage nach dem Besuche überfielen die Türken den Geistlichen, tödteten ihn und seine Hausgenossen, und plünderten den Tempel. Mit Dank gegen die Vorsehung betrat er nun den Weg gegen Irvan oder Erivan, das am Fuße eines hohen Gebirges liegt, welches die Einwohner No nennen, und von dem sie behaupten, daß nach der Sündfluth Noahs Arche sich darauf niedergelassen habe. Man sieht die Arche noch darauf; den Berg selbst schilderte man als eine unersteigbare Wüste. Eben so zeigten die Armenier den Ort, wo Noah das Opfer darbrachte; Rhodes schenkt jedoch allem diesem Vorgeben keinen Glauben. Zu Erivan war ein berühmtes Kloster, die gewöhnliche Residenz des armenischen Patriarchen; es wurde darin ein äußerst strenges Leben geführt; nur schade, daß Rhodes neben dieser Frömmigkeit zugleich eine über alle Begriffe gehende Unwissenheit antraf.

Der Patriarch selbst machte davon keine Ausnahme. Übrigens ist dieses Kloster das einzige in Armenien, dem die Türken den Gebrauch der Glocken erlaubten. Drei Monate lang hielt ihn ein Fieber zu Erivan auf; nach wieder erlangter Gesundheit ging er über Erzerum nach Togat in Natolien, und langte endlich in Smyrna, wo er Ordensbrüder fand, an. Seine Beschreibung dieser Reise gibt ein lebendiges Bild von dem damaligen Zustande dieser Länder.

Um die Erkundung des innern Persiens hat sich auch der schon erwähnte Karmeliter, Philipp a Trinitate, große Verdienste erworben, indem er ebenfalls Indien und Persien in vielfachen Richtungen durchwanderte. Eben so muß auch von Mandelsloh erwähnt werden, welcher mit bewundérungswürdiger Ausdauer Persien und Indien zu Fuß durchwanderte, und seine Reisen viel besser beschrieb, als der ihm gleichzeitige Sigmund Wurffbain, wohlbelobter Stallmeister des Schach von Persien. Auch le Gour ist schon erwähnt worden. Sie gehören alle zwischen das Jahr 1620 bis 1640.

Auch des Pater Joseph Gruber, der um das Jahr 1660 den Orient durchwanderte, ist schon auf eine rühmliche Weise gedacht worden; er besuchte auch Persien und andere Länder von Mittelasia. Eine weitläufige, langdauernde Reise in diesen Ländern vollendete auch der Deutsche Johann Michael Wansleben. Alle bisher Genannten wurden indessen durch die nun folgenden verdunkelt.

2. Tavernier und Chardin.

Taverniers Ruhm wurde nur durch seine Nachfolger, oder vielmehr Zeitgenossen, verdunkelt. Er war der Sohn eines Landkartenhändlers von Antwerpen. Die niederländischen Unruhen hatten seinen Vater genöthigt, in Paris einen Zufluchtsort zu suchen. Die Bilder, welche von Jugend auf vor seinen Augen schwebten; die Landkarten, unter denen er sich in seines Vaters Hause herumtrieb; die Gespräche der Gelehrten, denen zuzuhören er öfter Gelegenheit hatte, alles dieses mußte

natürlich in dem lebhaften Gemüthe des Knaben den Wunsch erzeugen, fremde Länder zu sehen, und weite Reisen zu machen. Mit diesem Wunsche standen die Fähigkeiten des Knaben im Einklange. Die erste Gelegenheit, welche sich zeigte, aus seines Vaters Hause zu kommen, wurde mit der größten Begierde ergriffen; und da Reisen, wie bekannt, keine Sache ist, der man so bald überdrüßig wird, so trug es gar nichts zur Verminderung der Reiselust Taverniers bei, als er im 20. Jahre bereits den größten Theil von Europa besucht hatte. Als Page eines österreichischen Fürsten wohnte er der Belagerung von Prag bei, und that sich später in dem Kriege gegen die Türken wacker hervor. Es läßt sich denken, daß er die Gelegenheit, nach Konstantinopel zu gelangen, nicht ausschlug, als er aufgefordert wurde, zwei junge Edelleute dahin zu begleiten. In Konstantinopel angelangt, sah er jenseits des Bosporus Asia, die Wunderwelt der Sagen und Geschichten, und Joniens liebliche Gestade vor sich ausgebreitet. Er überließ daher die ihm anvertrauten jungen Kavaliere ihrem Schicksale, und schloß sich einer Karawane an, welche nach Persien zog. Indessen war ihm auch Persien zu klein, denn dem Menschen, welchen eine Spanne Erde deckt, ist für seinen Geist das Weltall zu eng. Als Juwelenhändler weiß er sich bei den Großen Asias zu empfehlen, und seine feinen Sitten, sein Talent sich beliebt zu machen, öffneten ihm Herzen und Palläste. Er durchzog nach und nach Hindostan und Bengalen. Am Hofe des Großmogul gut aufgenommen, durchstreifte er alle Staaten dieses gewaltigen Herrschers. Er besuchte eine Menge Provinzen und Länder, wohin vor ihm kein Europäer gekommen war. Dabei wußte er die rasende Vorliebe der asischen Großen für Edelsteine und Juwelen trefflich zu benutzen. Wie wir oben sahen, besuchte er auch die Diamantgruben von Golkonda. Durch Juwelenhandel reich geworden, kehrte er mit Schätzen beladen nach Europa zurück. Seinen Juwelenschatz veräußerte er an Ludwig XIV., an dessen Hofe er gnädig aufgenommen wurde.

Indessen hieß es auch bei ihm: Reisen ist Leben. Er reiste

daher noch fünfmal nach Asia, und beschrieb seine Fahrten bloß als Nebenarbeit. Sie wurden 1681 zu Genf in zwei Foliobänden gedruckt. Noch in seinem hohen Alter machte er eine Reise in die nördlichsten Gegenden Rußlands, damit ihm kein Land unbekannt wäre. Von da rückkehrend wandte er sich nach Asia, um seinen alten Freund, den Großmogul, zu besuchen. In diesem Vorsatze begriffen, wurde er jedoch plötzlich zur Reise in ein Land kommandirt, welches zu besuchen er immer für sein letztes Geschäft auf Erden gehalten hatte. Gegen den Befehl ließ sich durchaus nichts einwenden, und von den Ufern der Wolga eilte er, in Begleitung des Freund Hain, in das unbekannte Land der Ewigkeit. Eine unverwüstliche Laune, ein immer heiterer Muth, und bei Festigkeit des Charakters liebenswürdige Bonhomie, leuchtet aus seinen Darstellungen hervor. Als Probe geben wir eine Stelle, welche das Hochland von Farsistan beschreibt. Am 16. März 1665 brach er von Schiras auf, und gelangte, nachdem er sechs Stunden in einer Ebene gereist war, zu dem Karawanserai Babaadgit. »Das Wasser allhier ist nicht gut, und von diesem Orte an spürt man keine Kälte mehr. Des Tages war ich mit der Sonne auf, und kam in ein großes und wohlgebautes Karawanserai, welches ganz allein, entfernt von Dörfern, lag. Man nennt es Muzafferi, und an diesem und an keinem Orte in Persien mehr, habe ich schwarze Erdschwämme (Trüffel) angetroffen, die da so gut waren, als diejenigen, welche man im Delphinat findet, und zwar in so großer Menge, daß bei meiner Ankunft in dem Karawanserai ich einen ganzen Kessel voll über dem Feuer vor mir fand. Ich ließ mir rohe geben, um sie auf unsere Art zurichten zu lassen, und des andern Tags nahm ich, so viel als mir beliebte, zum Vorrath.« Das Land nährte nichts als Ziegen und Schafe; der folgende Tag führte ihn durch eine steinige Gegend voll bitterer Mandeln und Terebinthenbäume. Ein schönes Karawanserai liegt an einem nahen, von Westen kommenden Flusse. Das Thal dieses Flusses ist von diesem fruchtbar gemacht, und reichlich mit Dörfern besetzt; überall sind wohlgebaute Karawanserais,

eines davon achteckig gebaut, wird Kaffer genannt. »Diejenigen, welche eine der schönsten Gegenden Persiens sehen wollen, und zugleich Liebhaber von Alterthümern sind, lenken bei dieser Karawanserei rechts ab, dem Flusse zu, über welchen man setzt. Man kommt nun auf einen steilen Felsenpfad, der ungefähr zwei franz. Meilen lang, und oftmals kaum so breit ist, daß zwei Reiter neben einander fortkommen können. Längs diesem Wege gehen viele kleine Fußsteige von dem Gebirge, auf welchem man zu Höhlen gelangt, in welchen wohl 2000 bis 3000 Menschen Platz haben. Jenseit des Felsenpfades gelangt man in eine Ebene, welche 4 bis 5 franz. Meilen Umfang hat, und Dadivan heißt; sie ist von einem Walde aus Pomeranzen, Zitronen und Granaten bestanden. Es gibt darunter Pomeranzenbäume, so groß wie unsere Nußbäume.« Dieser Ort versieht ganz Ispahan mit Pomeranzen, Zitronen und Granaten, und ist in Wahrheit ein irdisches Paradies zu nennen; oder doch zum wenigsten der allerschönste und angenehmste Ort in ganz Persien. Ich bin zu verschiedenen Malen da gewesen; dieser Ort wird häufig von denen, die sich allda belustigen wollen, besucht Man läßt Gezelte unter diesen Bäumen aufschlagen; die Bauern bringen allerhand Erfrischungen herbei, vornehmlich aber Rebhühner, Hasen und eine Art von Gemsen, welche die Franzosen Gazelles nennen. Der Fluß, welcher die Ebene befeuchtet, ist außerordentlich fischreich, und die Bewohner der Umgegend haben eine große Fertigkeit im Fange derselben. Die Fremden werden von Tänzerinnen häufig besucht, und an Schiraswein fehlt es an diesem Platze nicht. Die Engländer und Holländer kommen oftmals auf diese Ebene, um den Sommer allda zuzubringen, da Fluß und Bäume angenehme Kühlung gewähren. Die Ursache, warum in dieser Ebene die Bäume so schön und groß wachsen, ist die kühle Luft, welche der Fluß verursacht, dessen Wasser durch Teiche und Kanäle in der ganzen Ebene zur Wässerung der Bäume verbreitet wird. Dieß ist der einzige Nutzen, den Persien von diesem Flusse hat, da er außer dieser Ebene seinen Lauf durch felsige und salzige Gegenden nimmt.« Man sieht aus dieser

Probe, daß Tavernier nicht nur ein guter Beobachter, sondern auch ein lebendiger und angenehmer Erzähler ist, und er daher immer neben Chardin einen Platz zu finden verdient.

Beinahe hätten wir einen deutschen Reisenden, den hollsteinischen Gesandten Olearius, vergessen, der an den persischen Hof pilgerte, aber unterwegs so vielerlei Abenteuer und Gefahren zu bestehen hatte, daß kaum etwas mehr erwähnt zu werden verdient, als daß er den Dichter des schönen Liedes: »In allen meinen Thaten,« im Gefolge hatte, und bei seiner Rückkehr mit dem persischen Dichter Sadi zusammentraf.

Dagegen wanderte zu gleicher Zeit mit Tavernier ein anderer Franzose nach dem Oriente, dem es gelang, sogar Taverniern zu verdunkeln Es war der französische Hugonot Johann Chardin. In allen Eigenschaften, sowohl was Ausdauer als Auffassungsgabe betrifft, ist er Taverniern gleich, und übertrifft diesen an gelehrten Kenntnissen und Schulerziehung bei weitem. Sein Werk gehört daher unter die klassischen Reisen, die niemals veralten, und für Alterthumsforscher und Geschichtschreiber, für Philosophen und die Geographen, welche dieses alles seyn sollen, reiche Ausbeute gewähren.

Chardin war der Sohn eines protestant. Goldarbeiters und Juweliers zu Paris. Sein Vater, ein wohlhabender Mann, erzog seinen Sohn ebenfalls zu diesem Berufe. Um die Welt zu sehen, Erfahrungen zu sammeln, und die zu seinem Berufe nöthige Kenntniß der Edelsteine zu erwerben, machte sich der 22jährige Chardin mit einem Geschmeidekästchen auf den Weg, um in Ostindien Diamanten einzutauschen, und sonst nützliche Geschäfte zu machen. In Ostindien angelangt, erkannte er bald den Weg, auf welchem man im Oriente sein Glück macht. Kluges Betragen und Kostbarkeiten, Unterwürfigkeit und Muth, Höflichkeit und Verstand, erwerben allezeit die Gunst der orientalischen Geld- und Machthaber, die fast immer zwischen Großmuth und Eigennutz zu schwanken scheinen. Chardin fand in Ostindien zu viele Nebenbuhler, und beschloß nach dem damals noch weniger besuchten Persien zu gehen. Er begab sich daher nach Su-

rate, und von da nach Ispahan, wo er volle sechs Jahre verweilte. Seine Kenntniß des Juwelenhandels machte ihn bei den orientalischen Großen, die mit unersättlichem Durste nach diesen todten Schätzen geizen, beliebt. Er erwarb, nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, Ansehen und Gewinn. Dieses Geschäft nahm jedoch so wenig von seiner Zeit hinweg, daß er sich das Studium des Landes, seiner Politik, Geschichte und Naturmerkwürdigkeiten zum Hauptgeschäfte machen konnte. Seine Stellung erleichterte ihm dasselbe ungemein. Er hatte sich nämlich, nachdem er kaum sechs Monate lang in Ispahan verweilte, schon so sehr die Gunst des Herrschers erworben, daß er zum Hofjuwelier ernannt wurde. Durch diese Stellung blieb er mit dem Hofe und den Großen des Reichs in unaufhörlicher Verbindung, und wurde in den Stand gesetzt, die sichersten Nachrichten über das ganze Leben und Weben, Denken und Seyn des persischen Staates einzuziehen. Er besuchte zweimal die damals noch bei weitem besser erhaltenen Trümmer von Persepolis, dieses Denkmal der göttlichen Eigenschaften Alexanders des Großen. Sie nehmen einige Meilen ein, und werden von den Persern Estachar oder Dschil-Minar, d. i. vierzig Säulen genannt. Sie bestehen aus Mauern, großen Kolonnaden und kolossalen Tempeltrümmern. Es sind die Trümmer der persischen Königgräber, aus der Dynastie des Cyrus. Als Kambyses Egypten eroberte, fand er auf den Grabtempeln der Pharaone zu Theben die sein Volk erniedrigenden Triumphe abgebildet, welche die egyptischen Herrscher über die asischen Völker davongetragen hatten. Voll Wuth, that er sein Möglichstes, um das Unmögliche möglich zu machen, und die Monumente Egyptens zu zerstören. Zur Vergeltung wurden die egyptischen Bauleute gefangen und nach Persien geschleppt, um daselbst zu Persepolis Tempelgräber für die Herrscher ihrer Überwinder zu bauen, und die Triumphe und Macht der persischen Könige auf dem Steine abzubilden. Als Chardin die Trümmer von Persepolis sah, waren sie noch ziemlich gut erhalten. Er lieferte kostbare Abbildungen davon, und machte Europa zum

ersten Male mit jener schönen Keilschrift bekannt, welche eine Zierde altpersischer Denkmäler ist. Beladen mit diesen wissenschaftlichen Schätzen, zugleich bereichert durch den Handel mit kostbaren Steinen und die Gunst der orientalischen Großen, kehrte er 1670 nach Europa zurück. Hier fand er jedoch die Aufnahme keineswegs, welche seinen Verdiensten gebührte. Die für Frankreich so höchst verhängnißvolle Aufhebung des Ediktes von Nantes war bereits vorbereitet; als Protestant sah er sich überall zurückgesetzt. Diese Art von Rücksichten war ihm neu. Er hatte zu Ispahan unter den orientalischen Barbaren Kapuziner und Armenier, Juden und Schiiten, Guebern und Indier, nebst noch einem Dutzend verschiedengläubiger Menschen in Friede und Eintracht neben einander ihren Gott anbeten sehen; er wollte daher lieber nach Ispahan zurückkehren, als in einem Vaterlande bleiben, wo Bossuet einen Fenelon verketzern durfte. Chardin kehrte daher nach Asia zurück, und kam erst 1681 wieder nach Europa, wo er sich in London niederließ. Hier ernannte ihn Karl II., König von England, zum Ritter, wendete ihm seine Gunst zu, und wußte den gebildeten und vielerfahrnen Mann als öftermaligen Gesandten in Holland sehr gut zu benutzen. 1686 erschien die erste Ausgabe seines Reisewerks mit 18 Kupfern, in Folio. Er selbst besorgte noch zwei Ausgaben desselben, wovon eine in 10 Bänden mit trefflichen Kupfern von dem berühmten Grelot, der die Reise mitgemacht hatte, die geschätzteste ist. Alle Reisenden, welche seitdem Persien besucht haben, rühmen Chardins Treue und Wahrhaftigkeit. Durch sein Werk wurde zuerst der Geist des Orients im Abendlande bekannt; durch ihn lernte man die orientalischen Regierungsformen, den reinen vernichtenden und in sich selbst zerfallenen Militärdespotismus kennen. Der Werth von Chardins Verdiensten wird sich niemals vermindern.

3. Tournefort und Hanway.

Seit Chardin erhielten wir von Persien aus, bis Ende des 17. Jahrhunderts, keine besondern Nachrichten. Chardin

hatte so sehr seine Aufgabe erschöpft, daß Jedermann abgeschreckt wurde, sein Nachfolger zu seyn. Erst im Anfange des 18. Jahrhunderts fing eine Epoche an, welche für Reisende ein neues Feld der Beobachtung und Beschreibung eröffnete. Man fing nämlich an, die Länder auch ihrer natürlichen Beschaffenheit nach genauer zu würdigen; und wenn bisher der Mensch gewohnt war, nur seine eigenen Werke und Seltsamkeiten der Aufmerksamkeit werth zu finden, so fing man nunmehr an, nach dem Beispiele einiger ausgezeichneter Vorgänger, die Natur und ihre Schätze ins Auge zu fassen. Es wurden von nun an in diesem Sinne Reisen unternommen, und hier verdient vorzüglich Jean Pitton v. Tournefort in Frankreich, als Anfänger dieser neuen Bahn, genannt zu werden. In der Botanik wird sein schwerklingender Name, der barbarischen Unsitte unserer Zeit gemäß, durch eine Tournefortia verewigt. Er war zu Aix in der Provence im Jahre 1656 geboren, wo er in dem Jesuitenkollegium seiner Vaterstadt seine Bildung erhielt. Seine ausgezeichneten Talente, unterstützt durch einen nicht zu ermüdenden Fleiß, erwarben ihm schon hier Anerkennung. Seine gründliche, auf die Klassiker basirte Gelehrsamkeit leuchtet auch später aus jeder Zeile seiner Reise hervor. Er war zum Priester bestimmt, und aus Gehorsam gegen seine Ältern bereits mit dem langen Abbé-Gewande angethan. Seine Neigung zog ihn jedoch zu den Naturwissenschaften hin. Diesem Hange folgte er auch auf der Schule zu Montpellier, und bereiste in diesem Bezuge die Pyrenäen und Spanien. Er wurde sodann Professor der Universität zu Paris, erweiterte den botanischen Garten, machte Reisen nach Holland, England und Portugal, und entschloß sich in seinem 44. Jahre zu einer Reise nach dem Morgenlande. Ein Maler, Namens Aubriet, und ein deutscher Arzt, Mundelheimer, begleiteten ihn. Mit königlicher Unterstützung besuchte er nun Kandia, die griechischen Inseln, Armenien, Kleinasia und Persien. Seine gehaltvolle Reise, die er nach seiner Rückkehr schrieb, gewähret auch jetzt noch, nach einem Jahrhunderte, mannigfaltige Belehrung; vorzüglich werthvoll blieben

jedoch seine Leistungen für die Pflanzenkunde. Wenn seine Verdienste in dieser Hinsicht auch später durch die glänzenden Verdienste Linnées überstrahlt wurden, so fordert es doch die gerechte Anerkennung, die jedem Verdienste gebührt, daß Tourneforts Name an der Spitze derer stehe, die der Linnée'schen Epoche vorgearbeitet, und ihr Bahn gemacht haben. Die Reise Tourneforts ist größtentheils der Pflanzenkunde der von ihm bereisten Länder gewidmet, und was Persien anlangt, so kann man sie als eine Ergänzung Chardins, der kein Botaniker war, betrachten. Indessen geht auch die Länder- und Völkerkunde keineswegs leer aus.

Von Tournefort an vergeht beinahe ein halbes Jahrhundert, bis wir von diesen Ländern wieder einige neue Kunde erhalten. Erst im Jahre 1743 erhalten wir wieder von dem schon im vorigen Buche gerühmten Hanway, der das nördliche Rußland und Sibirien bereiste, auch über Persien Nachrichten. Er war ein Augenzeuge der Revolutionen, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das persische Reich zerrütteten und zertrümmerten, und in diesem Bezuge hat sein Werk allerdings einen hohen geschichtlichen Werth, wenn es auch in Bezug auf geographische Vorzüge, was Persien anlangt, unsere Aufmerksamkeit weniger in Anspruch nimmt.

4. Carsten Niebuhr.

Glücklich derjenige Mensch, den der Vorsehung Gnade unter Umständen geboren werden läßt, welche der Entwicklung seines Geistes günstig sind. Dessen Jugend eine Vorbereitung für das Leben und die Ewigkeit ist, der blickt mit froher Zufriedenheit auf die verlebten Tage seiner Kindheit zurück; er wird das, was der Mensch werden kann, wozu er die natürlichen Anlagen mit auf die Welt bringt; er beseufzt alsdann nicht die Vergangenheit und die Wehmuth über verlorne Jugendzeit, über verfehlte Bestimmung, trübt sein Leben nicht. Wenn dann solche glückliche Menschen noch durch hohe Talente unterstützt werden, wenn ein moralisches Gefühl sie vor Verirrung und Miß-

brauch ihrer Gaben bewahrt; wenn sie endlich zur Reife gelangt, in die ihnen angemessene Bahn und Wirksamkeit eintreten, dann werden sie Wohlthäter ihres Geschlechts und ihres Zeitalters, und wahrhaft beneidenswerth. Wer würde ihnen auch die dankbare Huldigung versagen, welche ihren Verdiensten gebührt. Aber hohe Bewunderung verdient der Geist, welcher durch das Glück wenig begünstigt, durch Umstände nicht gehoben, vielmehr wie durch eine stiefmütterliche Hand der Natur hineingeschleudert wird in das Leben, und, zum Selbstbewußtseyn erwacht, die Welt mit dem Drange seines Geistes im Widerspruche sich feindselig gegenüber erblickt. Wenn nun, sage ich, ein solcher Geist seinen Adel und das Unwürdige seiner Erdenstellung fühlend, sich aufrafft, und, den Umständen zum Trotz, sich über die Niedrigkeit und den Staub, wohin ihn seine Umstände zu verbannen scheinen, emporschwingt; wenn er sich über sein unwürdiges Geschick erhebt, und die tröstende Versicherung durch sein Beispiel bestätigt: daß der Menschengeist zwar niedergedrückt, aber nicht erdrückt werden könne. Ein solches Emporarbeiten aus verächtlicher Niedrigkeit wird stets unsere innigste Theilnahme in Anspruch nehmen, und selbst dem niedrigsten Neide Achtung gebieten.

Diese Achtung gebietet auch Niebuhr, gebietet sie sowohl durch das, was er leistete, als auch dadurch, daß er sich fähig machte, das Geleistete leisten zu können. Carsten Niebuhr war der Sohn unbemittelter Landleute, und seinen Ältern kam es auch nicht in den Sinn, daß ihr Sohn sich jemals zu etwas anderm, als zu einem Bearbeiter ihres Gütchens emporschwingen sollte. Der Vater des berühmten Staatsrath Niebuhr in Bonn hütete, wie einst Salomos Vater, die Heerde seiner Ältern im Herzogthume Lauenburg.

Jugend und Jünglingsalter verflossen ihm unter den Beschäftigungen des Landmannes. In seinem 21. Jahre wurde er durch den Tod seiner Ältern von diesen Geschäften befreit. Was seinen Geist lang beschäftigte, erhielt nun Ausführung. Der Drang der Bildung führte ihn nach Hamburg, wo er sich

kümmerlich durchhalf, um die lateinische Schule daselbst besuchen zu können. Durch eine Vorliebe für die Mathematik angezogen, gab er sich diesem Drange hin, und als seine finanziellen Umstände ihm nicht erlaubten, sich in Göttingen auszubilden, so entschloß sich Niebuhr als Freiwilliger unter das hannöveranische Ingenieurkorps zu treten. Seine Talente, sein Fleiß, seine kräftige glühende Liebe für die Wissenschaften gewannen ihm bald viele Gönner und Freunde, unter ihnen auch den berühmten Orientalisten Michaelis.

Im Jahre 1758 unternahm der berühmte dänische Minister Graf v. Bernstorff den Plan, eine Sendung gelehrter Männer zu erwählen, um sie nach dem glücklichen Arabien und Persien zu senden, weil er durch eine solche Sendung den Wissenschaften, deren wahrer Freund er war, einen wesentlichen Dienst zu verschaffen glaubte. Zu diesem Behufe wurde Friedrich Christian v. Haven, Professor der orientalischen Sprachen, Peter Forskal für die Naturgeschichte, Doktor Christian Karl Cramer als Mediziner und Naturforscher, Georg Wilhelm Baurenfeind als Zeichner und Maler, und auf Empfehlung des Ritter Michaelis auch unser Niebuhr als Geograph zu dieser Expedition auserwählt. Niebuhr nahm den Antrag des Ministers mit vieler Bereitwilligkeit an, jedoch unter dem Vorbehalte, daß es ihm vergönnt sey, sich noch ein paar Jahre unter dem berühmten Tobias Mayer in Göttingen für geographische Beobachtungen und Aufnahmen gehörig vorzubereiten. Dieses wurde ihm gerne zugestanden, und der erhaltenen Instruktion gemäß schifften sie sich am 4. Januar 1761 zu Kopenhagen nach Smyrna ein. Eine ausführliche, mit Meisterhand entworfene, und von König Friedrich V. ausgefertigte Instruktion, aus 43 Artikeln bestehend, sollte die Expedition leiten, und den Zweck ihrer Reise stets vor Augen halten. Man langte glücklich zu Konstantinopel an, wo der dänische Gesandte den Reisenden die nöthigen großherrlichen Pässe auswirkte. Mit diesen versehen, begaben sie sich nach Egypten, und langten im Dezember 1762 in Yemen an.

Hier hatte die Expedition das Unglück, nach und nach alle ihre Mitglieder zu verlieren. Van Haven starb zu Mocha am 25. Mai 1763. Am 11. Juni folgte ihm Herr Forskal zu Jerim, einer andern Stadt in Yemen, nach. Die übrigen drei Reisenden begaben sich nun nach Bombay. Unterwegs starb auch Herr Baurenfeind am 29. August. Zu Bombay starb am 10. Februar 1764 auch Doktor Cramer. Nun war Niebuhr allein übrig, und mit dem auf fünf verschiedene Gelehrte und gebildete Männer gerechneten Auftrage allein belastet. Er verlor jedoch den Muth nicht, und ganz allein in einer fremden Welt dastehend, beschloß er, seinen Auftrag mit aller Kraft zu vollführen, und allein zu erreichen, was der ganzen Expedition aufgetragen war. Das erste, was Niebuhr bemerkt, ist, daß er das Klima und Land, welches er besuchte, von jedem Verdachte, seine Gefährten getödtet zu haben, frei spricht. Er glaubt vielmehr, daß das Land gesund sey, und versichert, daß seine Gefährten an keiner bösartigen ansteckenden Krankheit gestorben seyen; es sey vielmehr einige Unvorsichtigkeit darin vorgefallen, daß man sich der Lebensweise des Landes zu wenig bequemt habe. Der Genuß des vielen Fleisches sey in heißen Ländern sehr ungesund, und zugleich habe man sich verleiten lassen, nach heißen Tagen die angenehme Abendkühle zu eifrig zu suchen. Man habe, mit einem Worte, ein wenig zu europäisch im *Oriente* gelebt, und dadurch sich die Übel zugezogen, welche die ganze Expedition befiel, und die nur Niebuhrs kräftige Natur besiegte. Übrigens versichert Niebuhr, daß er, nachdem er einmal die orientalische Lebensweise gewohnt war, von Basra bis Kopenhagen ohne die geringste Unbequemlichkeit von Seite des Klima oder der Landesbewohner zu erfahren, zu Lande gereist sey.

Er nimmt auch die Völker jener Länder in Schutz, und versichert, daß dieselben von den Europäern mit großem Unrechte als rechtlose Barbaren und Diebe verschrien würden. Mitunter, sagt er, wiewohl sehr selten, geschieht es wohl, daß sowohl einzelne Reisende, als auch ganze Karawanen, besonders in der

Wüste, geplündert werden; dieß geschieht jedoch nur in Folge der Kriege und Fehden, welche die Araber unter einander, und mit den türkischen Paschas ausfechten. Zu solchen Zeiten ist es freilich gut, mit sehr vieler Vorsicht und nur mit großen Karawanen zu reisen. Übrigens schildert er die Orientalen als sehr ehrenhafte Völker, mit denen, bei einiger Anbequemung, sehr gut auszukommen sey.

Von Bombay reiste nun Niebuhr nach Mittelasia; zuerst besuchte er Elephanta, dessen Denkmäler und Felsentempel er sorgfältig abbildete. Sodann durchforschte er Surate, Muskat, Buscheir, Schiras, die Trümmer von Persepolis, Bassora, Bagdad, Mossul, Diarbekir, die Insel Cypern, Jerusalem und Aleppo. Wie er diese Reise vollendete, was er vollbrachte, davon ist sein erstaunenswürdiges Werk über die besuchten Gegenden ein unsterbliches Zeugniß. Nach sechs Jahren langte er glücklich zu Kopenhagen an. Friedrich von Dänemark war unterdessen gestorben, und Christian VII. König an seiner Statt. Er empfing den ausgezeichneten Mann mit königlicher Auszeichnung, schmückte seine Brust mit dem Danebrog-Orden; Mit- und Nachwelt aber flochten dem würdigen Manne den rühmlich selbst erkämpften Kranz unsterblicher Ehre.

Zu unserem Zwecke haben wir hier nur denjenigen Theil der Reise zu betrachten, und näher ins Auge zu fassen, welcher sich auf Persien bezieht. Die Beschreibung der Insel Bombay ist ausführlich und prachtvoll, und die feinen Bemerkungen über die englische Kompagnie in Ostindien zeigen uns schon damals den zwar in noch enge Grenzen, aber schon gebietenden Staat, der die Entwicklung zu einem gewaltigen Reiche in sich trug. Auch die Völker beobachtet dieser Mann mit einem ganz andern Auge, als gewöhnliche Gelehrte. Diese sind selten im Stande, sich in die Denkweise und den Geist der Völker hineinzudenken, und besonders sich zum gemeinen Volke herabzulassen. Ganz anders ist es bei Niebuhr. Dieser Mann, nicht nur unter dem

Volke aufgewachsen, sondern einen großen Theil seines Lebens im niedern Volksleben zubringend, merkte gar bald, daß der Unterschied der Völker nur in den höhern Ständen auffalle; die niedern Völker aber der Erdrinde gleichen, die in allen Gegenden dieselbe Auflagerung zeigt. Daher ist seine Beschreibung der Völker höchst ausgezeichnet, genau und scharf ausgeprägt. Merkwürdig ist seine bis jetzt noch immer zu wenig berücksichtigte Bemerkung, indem er eben so wahr als eindringlich sagt: man dürfe die Religion der Inder keineswegs nach dem bloßen Augenscheine beurtheilen, und es sey immer höchst gewagt, ohne genaue Kenntniß der Landessprache über die Denkweise und Religion der Inder ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Übrigens seyen die Inder das toleranteste Volk von der Welt, dem es nie beikomme, daß irgend jemand seiner Religion wegen verfolgt werden dürfe. Wahrhaft prächtig ist die Beschreibung der Felsentempel in der Nähe von Bombay, auf den Inseln Elephante und Salsette, deren Plan und Abbildungen uns mitgetheilt werden. Diese Abbildungen sind um so schätzbarer, als uns aus Indien noch immer sehr wenig in diesem Fache zum Vergleiche zu Gebote steht.

In dieser Gegend Indiens wohnen auch noch viele Parsen oder Feueranbeter, welche im 12. Jahrhunderte durch die Araber aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden. Ehrenvoll für Beide ist die Anerkennung, welche Niebuhr bei dieser Gelegenheit dem berühmten Anquetil zu Theil werden läßt, indem er jeden, der diesen interessanten Schüler des Zoroaster kennen lernen will, auf dessen Meisterwerk verweist.

Von Bombay führt uns Niebuhr nach Surate, das er nach dem Leben beschreibt. Sein Aufenthalt daselbst dauerte nicht lange; indessen wußte er sich doch sowohl einen Plan der Stadt und des Hafens, als auch die genauesten Nachrichten zu verschaffen, und, was nicht genug geschätzt werden kann, so zogen ihn auch hier wieder die Menschen, welche nirgends vernachläßigt sind, auf das lebhafteste an.

5. Fortsetzung.

Von Surate ging Niebuhr noch einmal nach Bombay, und hatte hier die Vorsicht, alle seine Papiere, die er bisher vorbereitet hatte, nach Europa zu senden, damit, wie er sagte, im Falle ihm etwas Menschliches begegne, die Früchte der Reise nicht verloren wären. So resignirt, reiste er mit einem Schiffe nach Muskate oder Maskat, und benutzte diese etwas langweilige Zeit seiner Seefahrt, um mancherlei physikalische Beobachtungen zu machen. Interessant sind seine Bemerkungen über das Funkeln der Sterne in diesen Gegenden, welche neuerdings durch Herrn Salt bestätigt worden sind. Maskat ist sowohl durch Kunst, als durch die Natur befestigt. Die Stadt wurde dazumal durch einen Wali oder Kommandanten, einen Wekil und einen Kadi im Namen des Iman von Oman regiert. Niebuhr rühmt sowohl die Befestigung der Stadt, als auch den vortrefflichen Hafen, wo Schiffe jeder Größe vor Anker liegen. Die Gebäude sind indessen einfach; die Stadt ist mit Mauern umgeben, deren Thürme mit Kanonen besetzt sind. Auch die Moscheen sind nur klein. Die besten Gebäude sind zwei portugalische Kirchen, deren eine dem Wali zur Wohnung, die andere zum Magazine dient. Außer der Stadt liegen hübsche Gärten. Die Stadt liegt im Innern eines Golfs, zwischen zackigen Felsen. Am Fuße der Felsen findet sich ein Brunnen, der während der trockenen Jahreszeit frisches Wasser liefert, das jedoch mittelst einer von Ochsen getriebenen Maschine in ein Bassin gehoben werden muß. Während der Anwesenheit Niebuhrs regnete es beständig, so daß er nicht einmal Beobachtungen machen konnte. Er rühmt jedoch die Sicherheit, mit welcher man innerhalb des Gebietes des Iman reisen kann, und bedauert, das ganze Gebiet zu durchforschen nicht im Stande gewesen zu seyn. Von Muskate oder Maskat begab er sich nun nach Abuschehr, welches auch unter dem Namen Buschir oder Buscheir bekannt ist. Diese Stadt liegt auf einer Spitze, an der Einfahrt in den Kanal von Buschir. Sie ist dreieckig, zwei Seiten sind gegen das Meer gekehrt, und die dritte wird

20*

durch eine schlechte Mauer vertheidigt. Sie liegt unter 28° 59′ Br. Von Abuschehr aus besuchte Niebuhr Schiras, um nicht nach Europa zurückzukehren, ohne die berühmten Trümmer von Persepolis gesehen zu haben. Von der Reise von Abuschehr nach Schiras nimmt Niebuhr Gelegenheit, die Kurden und Turkomanen mit seiner gewohnten Lebendigkeit zu beschreiben. So gelangte er nach Schiras, wo er sich beim Herkules, einem jungen englischen Kaufmanne, einquartierte. Dieser war der einzige Christ, der in Schiras wohnte, wo man eben nicht sehr tolerant war. Schiras liegt in einer großen, fruchtbaren Ebene, und ist mit einer Mauer und Graben umgeben; indessen besteht letzte, wie alle neuern persischen Befestigungen, aus ungebrannten Ziegeln. Der englische Herkules erwies unserem Reisenden mannigfaltige Gefälligkeit. Überhaupt beschreibt Niebuhr Schiras keineswegs als jene reizende paradiesische Stadt, welche wir uns gewöhnlich darunter denken. Auch den Charakter der Perser lobt er nicht so, wie den der Araber.

Am 13. März begab er sich an den Fluß Bend-Emir, welches der alte Araxes ist. Auf einem ziemlich langen Wege fand er nur zwei Dörfer. Der Fluß ist sehr reißend, und eine Brücke aus gedörrten Ziegeln von 300 Fuß Länge führt über ihn. Von Schiras bis zu dieser Brücke verfolgt man immer die Straße nach Ispahan. Jenseit der Brücke wendet man sich gegen Osten zu den prachtvollen Trümmern von Persepolis. Der Besuch dieser Ruinen hat sehr viel dazu beigetragen, der Reise Niebuhrs eine so günstige Aufnahme zu verschaffen. Von der alten Stadt Persepolis findet man so wenig, als von Memphis in Egypten übrig, und die Herrlichkeit der Sieger, wie der Besiegten, liegt im Staube. Nach ihrer Zerstörung wurden die Materialien, welche man ohne Mühe wegschleppen konnte, zu andern Gebäuden verwendet, und der Rest in Schutt und Staub begraben. Der Boden, worauf diese weltherrschenden Städte standen, ist jetzt ein Gerstenfeld. Die prachtvollen Trümmer von Persepolis, welche heute noch ein

Gegenstand unserer Bewunderung sind, dürften allem Anscheine nach Überbleibsel eines Tempels oder königlichen Pallastes seyn. Ihre Erhaltung verdanken sie mehr ihrer hohen Lage, als ihrer Solidität, indem der Sand, welchen die Winde hieher wehen, in der tiefer liegenden Ebene sich anhäuft. Man sieht daher auch hier eine Menge Trümmer, wie in Egypten, umherliegen; denn auch die Pyramiden sind auf Erhöhungen erbaut. Die Perser nennen diese Monumente Tacht Schanschid, d. i. die Residenz des Schanschid, eines alten Königs aus der Fabelzeit; gewöhnlich nennt man sie auch Dschil-Minar, d. h. vierzig Säulen. Niebuhr fand jedoch nur noch neunzehn innerhalb der Einfassung, und eine im weiten Felde. Die Trümmer von Persepolis liegen in Nord-Nordost, sieben deutsche Meilen von Schiras entfernt. Es ist interessant, die Abbildungen Niebuhrs mit denen von Chardin zu vergleichen, und ihre verschiedenen Meinungen gegen einander zu halten. Niebuhrs Beschreibung hat indessen den Vortheil der klassischen Bildung des Verfassers. Er bemerkt sehr richtig, daß nicht alle diese Gebäude auf einmal unternommen wurden, und daß zu verschiedenen Zeiten nachgebaut wurde. Alle Mauern aus dem Alterthume, welche man hier findet, bestehen aus einem sehr harten grauen Marmor, der sich sehr vollkommen poliren läßt, und dann schwärzlich wird. Er konnte zum großen Vortheile der Erbauer sogleich aus den benachbarten Bergen gebrochen werden. Die Perser gebrauchten keinen Kalk, aber es sind Spuren vorhanden, daß die Steine mittelst eiserner Klammern zusammengehalten wurden; obwohl diese nun schon lange verwittert sind, so sind die Steine doch so vortrefflich gefügt, daß sie sich vollkommen gut erhalten, und man an manchen Orten kaum die Fugen erkennen kann. Es wäre überhaupt schwer, in Europa eine Mauer aus besserem Marmor und trefflicher, als die von Dschil-Minar erbaute, zu finden. Die Oberfläche des Hügels, auf welchem diese Trümmer stehen, ist nicht überall gleich hoch, sondern der Boden ist für die verschiedenen Partien des Gebäudes verschieden erhöht. Man hat von dieser Ruine schon sehr viel verschleppt, aber auch das,

was noch steht, ist von außerordentlicher Schönheit und großartiger Pracht. Die Säulen, welche noch stehen, sind sehr schön, aber von einer Ordnung, welche sich nicht leicht mit einer der übrigen bekannten Säulenordnungen vergleichen läßt; sie sind kannelirt, außerordentlich sorgfältig gearbeitet, und noch sehr gut erhalten. Die Mauern sind mit Figuren bedeckt, die sich jedoch nur zum Theil mit den egyptischen vergleichen lassen. Die hier vorgestellten Scenen sind ganz anderer Natur. Es sind Festaufzüge, welche die Herrlichkeit der persischen Monarchen versinnlichen sollen; es herrscht aber darunter eine gewisse Einförmigkeit, welche deutlich erkennen läßt, daß die Bedeckung der Mauern mit Darstellung mehr eine Nachahmung, als ein bedeutungsvolles Heiligthum der Nationalität ist. Niebuhr glaubt, nach Bruyn, daß sich wohl bei 1300 solcher Figuren vorfinden mögen, was freilich im Vergleich mit Egypten nur wenig bedeuten will. Es ist sehr schade, daß Niebuhr Oberegypten nicht kannte, weil bei Vergleichung der Denkmale dieser beiden Nationen die Meinung dieses scharfsinnigen Mannes sehr wichtig wäre. Übrigens hat er uns die Monumente von Persepolis, mit diplomatischer Treue abgebildet, zurückgebracht. Auch die mit Keilschrift bedeckten Mauern hat er mit scrupulöser Sorgfalt kopirt. Es ist kaum glaublich, was dieser einzelne Mann unter so schwierigen Umständen leistete. Seine Darstellungen sind alle zuverlässig, und die Menge seiner Nachfolger, welche in neuerer Zeit unter bei weitem günstigeren Umständen diese Gegenden besuchen, können die Leistungen Niebuhrs nur bestätigen, ohne im Stande zu seyn, etwas Besseres zu leisten. Die mathematischen Kenntnisse kamen ihm hier ungemein zu statten, und daß es ihm nicht an Geschmack fehlte, beweist jedes seiner Worte und jede seiner Abbildungen. Beiläufig müssen wir noch erwähnen, daß auch seine Seekarten, die er vom persischen und arabischen Golfe aufnahm, bis auf die neueste Zeit die besten geblieben sind, und man ihm auch jetzt noch in dem größten Theile seiner Angaben Glauben beimessen kann.

Nachdem Niebuhr seine Arbeiten in Persepolis vol-

lendet hatte, kehrte er nach Schiras zurück. Er setzte hier sowohl seine astronomischen Beobachtungen, als alles was nur immer für die Wissenschaft Ersprießliches zu thun war, fort. Der Plan und die Ansicht von Schiras ist vortrefflich. Von hier kehrte er nach Buschir zurück, worauf er sich nach der Insel Charedsch, damals eine holländische Besitzung, begab. Er erzählt uns von einem Kriege, der zwischen den Persern und dem Herrn von Benderrigk geführt wurde, und an welchem die Engländer, die schon damals gelüstete, die Herrn im Oriente zu spielen, Theil nahmen. Von hier reiste er nach Basra, welches er nach seiner vortrefflichen Weise in geschichtlicher, statistischer, geographischer und pittoresker Hinsicht beschreibt. Zugleich bemerkt er auch die verschiedenen Karawanenwege, welche von Basra nach Haleb oder Aleppo führen. Diese Gegenden waren zur Zeit der Anwesenheit Niebuhrs außerordentlich unruhig durch die vielen Fehden, welche zwischen Persern, Arabern und Türken, mit Einmischung der Engländer, gekämpft wurden. Er fand zu Basra einen Kaufmann aus Bagdad, der die Gewohnheit hatte, auf allen seinen Reisen sich der Taubenpost zu bedienen. Er hatte dieselben in seinem Hause erzogen, und sie daran gewöhnt, immer auf derselben Stelle ihr Futter zu finden; dann ließ er sie in der Umgegend der Stadt ausfliegen, damit sie die Gegend kennen lernten. Auf der ersten Reise nahm er sie bis Helle, dann bis Lemlum, das dritte Mal nach Ardsche und endlich bis Basra mit. In kleinen Billetts sandte er sodann den Seinen Nachrichten, die allezeit schnell und richtig anlangten. Diejenigen, welche zu Hause Junge hatten, waren die sichersten Briefträger. Man behauptet, daß die Tauben zu Bagdad eine eigene Art, und die besten Posttauben seyen. Von Basra, wo er die Lage des alten berühmten Basora aufsuchte, schiffte Niebuhr auf dem Euphrat nach Lemlum, und besuchte die auf diesem Wege hausenden Araberstämme. Dann reiste er von Rumahie nach Mesched Ali, wo er die Stadt und die prachtvolle Moschee der Schiiten, welche die Suniten in der andern Welt zu Eseln werden lassen, um die Juden

gegen Himmel zu tragen, nebst den Ruinen von Kufa beschreibt. Von hier aus besuchte er auch das vorgebliche Grab des Ezechiel. Merkwürdig ist, was er über die Sekten der Suniten und Schiiten erkundigte, so wie über den Übertritt der Perser zu den Schiiten unter Nadir-Schah. Sodann beschreibt er die Stadt Helle und die Ruinen von Babylon, wo er die Stelle der hängenden Gärten und des Tempels des Belus nachzuweisen strebt.

Von dem berühmten Babylon, welches die alte Geschichte mit so großer Auszeichnung feiert, ist heut zu Tage nur sehr wenig vorhanden; ja selbst der Ort, wo es stand, konnte vor Niebuhr nicht nachgewiesen werden. Dieser Reisende fand die wenigen Reste der ältesten Hauptstadt der Erde in der Umgegend der Stadt Helle, welche von den Eingebornen noch jetzt Ard-Babel genannt wird. Mit einiger Mühe erkennt man hier noch die Reste einer alten Stadt, welche dem berühmten Babylon angehören. Helle selbst liegt innerhalb der Umfassungsmauern von Babylon, dessen Ruhestätte keine prachtvollen Monumente, keine stolzen Trümmer, wie die von Persepolis oder Thebe, verkündigen. Einmal begünstigte schon die Umgebung keine solchen Prachtmonumente; denn wenn man Persepolis sowohl, als die stolzen Pyramiden Egyptens aus den Werkstücken aufgeführt findet, auf deren Fundort sie ruhen, so zeigt sich am Euphrat und Tigris, um Helle und Bagdad, bis an den persischen Golf, eine niedrige und flache Ebene, welche den ältesten Städtebewohnern keinen Stein lieferte, um sich stolze Denkmäler zu thürmen. Wollten daher die Babylonier mit gehauenen Steinen bauen, so mußten sie dieselben aus weiter Entfernung herbeischaffen. Diesem auszuweichen, formten sie aus dem Schlamme, womit die ernährenden Ströme ihr Flachland jährlich bedeckten, Backsteine, welche so dick wie die unsrigen, auf eine Fläche von einem Quadratfuß groß waren. Sie verstanden dieselben so vollkommen zu kneten, und so trefflich zu brennen, daß man schwerlich irgendwo auf Erden so köstliche Ziegel antrifft. Niebuhr meint, daß wenn die Babylonier

aus solchen Ziegeln ihre Mauern gebaut, und mit Kalk gekittet hätten, man bei weitem mehr Reste noch heute antreffen müßte, als dieses wirklich der Fall ist. Indessen verbanden sie diese trefflichen Ziegel bloß mit Lehm, was als die Ursache vollkommener Zerstörung angesehen werden muß, indem es sehr leicht wurde, die nicht fest gekitteten Ziegeln zu andern Gebäuden zu verwenden. Selbst das Karawanserei, in welchem Niebuhr wohnte, war erst wenige Jahre vorher aus den Trümmern von Babylon erbaut worden. Was die Citadelle und die berühmten hängenden Gärten, deren Strabon und die alten Griechen gedenken, betrifft, so befanden sich dieselben unmittelbar am Euphrat. Man findet ungefähr anderthalb Stunden von Helle, ganz nahe am östlichen Ufer des Flusses, nach Niebuhrs Meinung, die Reste davon. Sie bestehen aus einem Schuttberge. Die Mauern, welche sich oberhalb befinden, hat die Zeit zermalmt, aber die Fundamente sind noch vorhanden, und dienen den jetzigen Bewohnern von Helle als Fundgrube von Baumaterialien, mit deren Ausbeutung Niebuhr die Einwohner beschäftigt fand. Man findet bis zum persischen Golf keine andern als Dattelbäume; zwischen den Ruinen fand aber der Reisende einen uralten Baum anderer Art. Beide Ufer sind mit ausgehöhlten kleinen Hügeln bedeckt, wo die Trümmer von Backsteinen allenthalben die Reste alter Gebäude kund geben. Fünf Viertelstunden südwestlich von Helle, am Westufer des Euphrat, finden sich noch andere Reste des alten Babylon. Aus einem bedeutenden Schutthügel, der aus Backsteinen besteht, ragt ein Thurm hervor, der innerlich mit Backsteinen bekleidet erscheint; indessen ist auch hier alles zerstört. Man genießt von dem Gipfel dieser Trümmer eine weite Fernsicht. Der Führer Niebuhrs erzählte, daß dieser Thurm Birs Nimrod heiße, und daß hier ein uralter König dieses Namens einen prachtvollen Pallast erbaut habe, von welchem aus er, so oft es donnerte, Pfeile in die Luft geschossen habe, gleichsam um gegen Gott zu kriegen. Seine Eitelkeit ging so weit, daß er sich einbildete, Gott verwundet zu haben, indem ein Pfeil in Blut getaucht zurückgefallen sey; Gott strafte ihn jedoch durch

Insektenschwärme, die ihn bis in seinen Pallast verfolgten, und endlich daselbst tödteten. Wer erkennt nicht alsobald in dieser Erzählung Nimrod, den gewaltigen Jäger vor dem Herrn, wie ihn uns die Bibel überliefert hat. Niebuhr glaubt hier die Reste des berühmten Tempels des Belus, oder des babylonischen Thurmes gefunden zu haben. Eben so führen ihn einige eingebrannte Inschriften auf Backsteinen auf die Vermuthung, daß die Babylonier die Kunst der Schrift bereits besaßen, was auch schwerlich Jemand wird bezweifeln wollen.

Die Beschreibung von Bagdad, welche uns Niebuhr gibt, paßt freilich auf jenes prachtvolle Bagdad nicht, welches im achten Jahrhunderte der hochberühmte, in allen Mährchen des Morgenlandes gefeierte Harun al Raschid mit seiner schönen und geliebten Gattin Ayescha, und seinem Hofnarren Bahul Dane beherrschte und verschönerte. Jene Pracht ist zerfallen und vernichtet, nur die Gräber der schönen Fürstin und des ehrlichen Narren ragen aus dem Schutte hervor. Die prachtvollen Gärten sind verwildert, und im Paradiesesflusse, dem schönen Tigris, spiegeln sich nicht mehr die Fackeln, welche einst bei den nächtlichen Wasserfesten Harun des Gerechten die Nächte erleuchteten. Kaum die Hälfte des Raums, den die alten Mauern des berühmten Bagdad einschließen, ist mit elenden Lehmhütten angefüllt; der Rest ist eine öde Wüste, von Bettlern bewohnt. Ewig lebt indessen die lebendige Sage, und was der Geist verherrlichte. In den Kaffehhäusern Bagdads sieht man Gruppen um kunstfertige Erzähler versammelt, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der Rede lauschen. Und welche Kunde geben diese Erzähler? Sie erzählen noch immer die Thaten des berühmten Harun al Raschid, die Anekdoten seines Lebens, die Züge seiner Gerechtigkeit, und die auf ihn Bezug habenden Mährchen der Tausend und Einen Nacht.

Von Bagdad, worüber uns die ausführlichsten Nachrichten gegeben werden, führt der Weg nach Mosul, ebenfalls am Tigris gelegen. Im Osten des Flusses, und südlich von Mosul, findet sich ein Dorf mit dem Namen Nunia oder Nebbi

Junes. Nahe dabei wird das Grab des Propheten Jonas gezeigt, und mehre Umstände lassen nicht zweifeln, daß man sich hier im alten Ninive befinde. Niebuhr ist auch hier sehr genau und ausführlich. Nach seiner Meinung liegt Mosul gerade dem alten Ninive gegenüber, und die Juden, welche hier wohnen, zeigen die Gräber ihrer Propheten. Spuren alter Mauern fand Niebuhr allerdings; übrigens ist nur sehr wenig, was auf die üppige und stolze Stadt schließen läßt, und so sind denn auch hier die Drohungen der Propheten schauerlich in Erfüllung gegangen. Mit einer Karawane ging nun Niebuhr durch die Wüste bis Nissabin, wo er ebenfalls die alte Stadt auf ihrem sumpfigen Boden nachweist. Er fand hier viele Jakobiten und Juden, deren alle Städte des Orients voll sind. Nach mancherlei Gefahren kam er über Mardin nach Diarbekir bis Haleb. Interessant sind hier seine Bemerkungen über die Kurdenstämme, seine Nachrichten über Syrien und die mannigfaltigen Bewohner des Libanon, wo Suniten, Juden, Drusen, Näsaräer, Ismaeliten und maronitische Christen durch einander wohnen. Aus diesen wenigen Anzeigen erhellt sattsam, welch große Ansprüche Niebuhr hat, um unter den verdienstvollsten Entdeckern in der Erd- und Völkerkunde zu glänzen. Seine astronomischen Beobachtungen allein haben die Karten des persischen Golfs und aller dieser Länder neu gestaltet. Wie viel ihm die Geschichte verdankt, und welche Aufhellung die Alterthumskunde durch ihn erhielt, zeigt am besten sein Werk selbst. Die Leistungen Niebuhrs trösten uns über den Verlust der wackern Männer, welche auf dieser Expedition ihr Leben einbüßten.

6. Fernere Reisen in den Gegenden Westasias und am Euphrat.

Wie die Sonne die Gestirne des Himmels auslöscht und ihren Glanz bleicht, so ist dieses der Fall bei Niebuhr, vor dessen glänzendem Verdienste so manches andere erbleicht. So besuchte zur selben Zeit, als Niebuhr sich zu Bagdad aufhielt,

Doktor Erbel jene Gegenden. Er war mit dem kaiserlichen Internuntius nach Konstantinopel gereist, und drang, von Neugierde getrieben, in Asia ein. Durch seine Kunst hoffte er sich wenigstens die Kosten seiner Reise zu erwerben, und wurde auch wirklich Leibarzt des Pascha von Bagdad. Indessen fand er wohl Kunden genug, die aber, den Pascha nicht ausgenommen, keineswegs so freigebig, als in den Zeiten, da Kämpfer hier verweilte, honorirten, und Erbel war froh, endlich mit einem englischen Schiffe über Indien nach Europa zurückkehren zu können. Im Jahre 1773 besuchte der russische Gelehrte Hablizl die persische Provinz Ghilan, berühmt durch den ausgedehnten Seidenbau, der hier die vornehmste Nahrungsquelle der Einwohner ausmacht. Die bekannt gemachten Nachrichten über diese weniger bekannten Gegenden sind nicht ohne Werth. Die Reise des französischen Grafen Sauveboeuf in den Jahren 1782 bis 1789 durch die Türkei, Persien und Arabien, ist bei aller Lebendigkeit der Darstellung ganz ohne Werth; denn selbst Forsters Bearbeitung konnte ihr das Unzuverläßige und Übertriebene nicht nehmen. Dagegen hat uns Thomas Howel, ein Engländer, von seiner Rückreise aus Indien, durch Armenien und Natolien nach Europa, sehr schätzbare Nachrichten geliefert.

Die Ereignisse, welche nun in Europa eintraten, ließen für den Augenblick alles, was jene Gegenden am Euphrat betraf, vergessen, und der Rest des achtzehnten Jahrhunderts vergeht, ohne daß wir irgend eine Nachricht aus der ältesten klassischen Gegend der Erde erhielten. Erst im Jahre 1805 und 1806 finden wir den gelehrten Orientalisten Peter Jaubert aus Frankreich, Armenien und Persien bereisen. Sein Werk verdient mit der größten Auszeichnung genannt zu werden, denn mit gründlicher Gelehrsamkeit ausgerüstet, sammelte dieser Reisende unter dem Schutze seines Kaisers, dessen Name vom ganzen Oriente geachtet wurde, alles, was irgend die Geschichte und Geographie jener Länder aufhellen konnte; und es muß als ein Glück angesehen werden, daß alle diese Vortheile so gut be-

nutzt wurden. Sein Werk trägt wesentlich dazu bei, diese Gegenden des Orients genauer kennen zu lernen. Freilich nach Niebuhr läßt sich nur Nachlese halten.

Um das Jahr 1807 ging eine französische Gesandtschaft an den Hof des Schah von Persien. Im Gefolge derselben befand sich auch Ange de Gardanne. Diese Reise durch das osmanische Asia und Persien, welche er uns mittheilt, enthält besonders wichtige Nachrichten für die Geographie von Kurdistan, welches wegen der Wildheit seiner Bewohner sehr schwer zu erforschen war.

Ein solches Erkühnen, nämlich eine Gesandtschaft nach dem Oriente zu senden, konnten die eifersüchtigen Engländer unmöglich geduldig ansehen. Es wurde daher auch ihrerseits bald Sir Hartford Jones nach Persien zur Abschließung eines Friedens-, Freundschafts- und Allianztraktates abgesandt, und der Schah von Persien mußte wohl selbst staunen, wie er plötzlich zu der hohen Wichtigkeit kam, daß sich die zwei mächtigsten Nationen Europas so eifersüchtig in seinen Bart verliebt, und um seine Freundschaft balgten. Die englische Gesandtschaft ging zu Wasser nach Bombay, kam im Oktober 1808 zu Buschir an, und erreichte 1809 Teheran. Es wurde ein Präliminarvertrag abgeschlossen, und ein persischer Gesandter, Mirza Abul Hassan Khan, kehrte mit dem Lord nach England zurück. Morier, der sich im Gefolge der englischen Gesandtschaft befand, hatte Gelegenheit genug, die Sitten Persiens zu studieren, und über alles, was Europa interessiren kann, die genauesten Erkundigungen einzuziehen. Der persische Gesandte war ein höchst geistvoller Mann, und da ein gewisser Grad natürlicher Bildung dem Orientalen in der That angeboren scheint, so benutzte Morier diese gute Gelegenheit, sich zu unterrichten, und lieferte uns eine höchst geistvolle Beschreibung des jetzigen Persien. Indessen kann nicht nur seine eigentliche Reisebeschreibung als eine Quelle des Völkerlebens in Persien angesehen werden, auch seine Romane verdienen, als aus dem Leben gegriffene Bilder Persiens, die größte Berücksichtigung, sobald von einer Schil-

derung dieses Landes die Rede ist. Sie sind daher etwas mehr, als ein loser Zeitvertreib für Müßiggänger, womit sie nur zu oft verwechselt werden. Sein Hadschi Baba ist aus dem Leben gegriffen, und die Bemerkungen dieses Abenteurers über Europa sind so ziemlich die Ansichten, welche der persische Herr Gesandte über den stolzen, gebildeten Erdtheil, den er besuchte, fällen mochte.

In demselben Jahre, als Jones nach Persien ging, kam noch eine andere brittische Gesandtschaft von dem Generalgouverneur von Indien, Grafen von Minto, nach Teheran. Den Britten war nämlich bei der französischen Gesandtschaft nach Persien ganz unheimlich zu Muthe; verstand der Schah seinen Vortheil, so konnte er sich mit Napoleon alliiren. Daß der letztere allenfalls, trotz brittischer Schiffe und Wachsamkeit, eine Armee nach Asia zu schleudern im Stande sey, hatte er bei Gelegenheit der Expedition nach Egypten bewiesen. Eine französische Armee, durch eine persische verstärkt, war eine Sache, die allerdings ernstes Bedenken bei den Besitzern Indiens erwecken mußte; denn wie hätte jemals England, bei der Übermacht des Weltgebieters, hoffen können, in dem fernen unterdrückten Indien gegen den französischen Adler, mit den Strahlen der persischen Sonne bewaffnet, sich behaupten zu können. Der Brigadegeneral Sir John Malcolm eilte daher an den persischen Hof, um daselbst einem etwaigen Unheile vorzubeugen, und den Enthusiasmus, womit der französische Gesandte am persischen Hofe aufgenommen ward, in etwas zu schwächen. Indessen hatte man nur sehr schwache Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen, weil man dem Schah Verstand genug zutraute, um die glückliche Stunde, die für ihn geschlagen hatte, zu erkennen. Malcolms Aufgabe war daher, den Weg, auf welchem eine persisch-französische Armee sich allenfalls Hindostan nähern könne, genau zu untersuchen, die Hülfsquellen dieser Länder zu erforschen, und ihre militärische Wichtigkeit in Betracht zu ziehen. Zu diesem Ende wurden ihm eine Anzahl geschickter Ingenieure beigesellt, nnd die Folge davon war für die Erdkunde höchst erfreulich;

denn ohne diese Gesandtschaft hätten wir wohl schwerlich so bald und so gründliche Nachrichten über diejenigen Gegenden erhalten, welche einst Alexander auf seinem berüchtigten Zuge nach Indien durchwanderte. Malcolms Reise durch Sind und Beludschistan wurde von Heinrich Pottinger auf eine höchst anziehende und lehrreiche Weise beschrieben. Man könnte sie in der That eine neue Entdeckung nennen, da sie eine Lücke in der Geographie ausfüllt, die bisher um so fühlbarer war, als Beludschistan durch den Rückzug Alexanders ein klassisches Interesse erlangt hat, Sind aber zu denjenigen Ländern gehört, die nur dem Namen nach auf unsern Karten prangten. Durch die vielen astronomischen Beobachtungen und geodätischen Vermessungen wird der Werth dieser Reise unschätzbar. Gleiches Interesse flößt uns noch eine andere Gesandtschaftsreise der Engländer in Asia, vom Jahre 1808, ein. Man sieht, daß den Engländern in der That ein wenig sehr bange war.

Es wurde nämlich in demselben Jahre, wo der Schah von Persien beschickt wurde, der Schotte Mountstuart Elphinstone als Gesandter an den König von Kabul, Schah Schujah, abgesandt, um nur den französischen Bemühungen auf alle Art und Weise entgegen zu arbeiten. So sehr also dazumal die Londner Journale über Napoleons Gesandtschaft nach dem Oriente spotteten, so sieht man doch, daß dieser Spott nichts weniger als ernst gemeint war, sondern als der Ausbruch entsetzlicher Angst betrachtet werden muß. Die Wissenschaft wußte indeß daraus Nutzen zu ziehen, und Elphinstone hatte ebenfalls eine Schar Ingenieure und dergleichen im Gefolge, die mit der größten Sorgfalt alles erforschten und beobachteten, was nur immer zu beobachten war. Das Königreich Kabul, Afghanistan und die umliegenden Länder wurden uns nun plötzlich bekannt, was ohne diesen heilsamen Schrecken schwerlich so bald geschehen wäre. Übrigens muß Elphinstones Reisebeschreibung mit Auszeichnung genannt werden, da nur dasjenige darin aufgenommen wurde, was der Verfasser selbst beobachtete, und der Bericht also von allen jenen sogenannten erkundeten Nach-

richten, womit die meisten Reisenden die Armuth ihrer Beobachtungen bereichern, rein ist.

7. Fortsetzung.

Das Jahr 1810 ist durch eine zweite englische Gesandtschaft, von London aus, bezeichnet. Sie war bestimmt, den persischen Gesandten Mirza Abul Hassan Khan von London nach Teheran zurückzuführen. Ihn begleitete der brittische Botschafter Sir Gore Ouselei, mit einer Gesellschaft von Sekretären, worunter sich abermal der berühmte Morier, Robert Gordon und Price befand. Moriern verdanken wir eine abermalige Beschreibung seiner Reise durch Persien, Armenien und Kleinasia, mit den lebendigsten Farben gezeichnet. Außerdem gab aber auch noch William Price ein Tagebuch dieser Gesandtschaftsreise heraus. Die eigentliche Reisegeschichte ist kurz zusammengedrängt. Sie ging um das Kap der guten Hoffnung nach dem persischen Busen, und landete in Buschir, wo man die Gesandtschaft mit Musik und Kanonendonner empfing. Buschir ist, wie die meisten persischen Städte, aus Ziegeln und Lehm erbaut. Die Straßen sind enge, aber die Häuser der Vornehmen haben eine Art Ventilatoren oder Luftröhren, die wie kleine Thürme aussehen. Die Stadt ist von einem Walle mit runden Thürmen umgeben, hat aber kein Wasser, da alles salzig ist, und muß daher mit diesem unentbehrlichsten Bedürfnisse aus einem fünf englische Meilen weit entfernten Brunnen versehen werden. Nach drei Tagreisen näherte man sich dem Gebirge. Unterwegs traf man auf einen See warmen Wassers, von üblem Geruche, worin der Thermometer auf 90° stieg. Der Weg auf das Tafelland ist steil und beschwerlich, aber die Pferde sind an das Erklimmen der Berge gewöhnt. Die Hochebene ist, wie schon Tavernier bemerkt, fruchtbar. Man kommt nun durch ein Thal und den sogenannten bösen Weg nach Kamaredsch, von diesem und von dem Dorfe Khescht sagt ein persischer Schriftsteller: »Es sind zwei Orte im Busen der Berge, mit Wasserströmen versehen, aber ohne andere Frucht,

als die Datteln, da ihre Gärten sumpfig und unfruchtbar, die Einwohner aber wahre Räuber sind.« Von hier kommt man zwischen zwei Bergreihen an dem Zollhause von Kazerun vorüber; ein verfallener Ort, dem die Dome seiner Moscheen und andere öffentliche Gebäude ein Ansehen von Größe geben. Kazerun ist die sechste Station oder Tagreise von Buschir. Wenn man von diesem Wege kommt, so erblickt man ein verfallenes Kastell, die Tochter genannt, am Bergpasse liegen. Etwas weiter sieht man einen mit Skulpturen versehenen Thorweg, der Sapors Siege über die byzantinischen Griechen der Nachwelt verkündet. Auch an andern Felsen erscheinen Skulpturen. Dieser Ort war einst von Alexander, dann von Sapor wieder aufgebaut und nach ihm benannt. Man steigt nun höher hinauf, um nach der siebenten Station Daschti Bern zu gelangen; hier ist es merklich kälter, und in der Ferne sieht man schneebedeckte Berge. Über eine Fläche mit schönen Bäumen besetzt, gelangt man über den Berg Piri Zen, von dessen Gipfel man den persischen Golf, und die zurückgelegte Gegend in einer prächtigen Fernsicht überschaut. Bald über Ebenen, bald über Höhen, führt nun der Weg aufwärts über Zitun nach Schiras, welches die zehnte Station vom persischen Golfe ist. Sie liegt in der Mitte einer von Bergen eingefaßten fruchtbaren Ebene, ist durch eine Mauer mit Thürmen befestigt, hat sechs Thore, und die Dome ihrer Moscheen verleihen ihr ein erhabenes Ansehen. Die Mauer des Fürstenpallastes erhebt sich bedeutend über die übrigen; er ist durch eine Anzahl Bäume, die in den Gärten wachsen, ausgezeichnet. Der Bazar ist geräumig und schön, und treibt bedeutenden Handel. Schiras ist der Geburtsort zweier berühmter Dichter, an denen Persien keineswegs arm ist. Sadi und Hafiz wurden hier geboren; das Grab des letztern und lieblichsten der persischen Dichter ist nahe bei der Stadt; es ist eine artige Einzäunung, mit einer Stauden- und Cypressenpflanzung, und einigen Gemächern für Pilger und andere welche die heiligen Städte besuchen. Das Grabmal selbst besteht aus weißem Marmor mit flachem Dache, und trägt eine

Inschrift. Sadis Grab ist eine halbe Parasange von der Stadt entfernt im Gebirge. Die Umgebung ist rauh, wie der Lebensweg dieses gemüthvollen Dichters, dem ein böses Weib die frühere Sklaverei, aus welcher ihr Vater ihn befreit hatte, sich zurückwünschen ließ.

Man verließ Schiras, und gelangte nach den Ruinen von Khalati Puschan, sodann an den Rahdari Badschgir oder dem Zollhause, wo alle Zeichen von Fruchtbarkeit verschwinden, und die völlige Wildniß eintritt. Hinter der zwölften Station Mir Khasehgun sieht Price die Skulpturen auf den Felsen von Nakschi Rustam, und die Ruinen von Persepolis. Seine Bemerkungen über die Inschriften daselbst scheinen indessen durchaus falsch zu seyn, wie überhaupt die Alterthümer nicht sein Fach sind, obwohl er sehr weitläufig sich darüber ausläßt. Auf der weitern Reise mußte der Führer der Gesandtschaft die Lebensmittel oftmals mit Gewalt nehmen lassen, weil die Bewohner der Dörfer häufig geflohen waren, um sich ähnlichen Requisitionen zu entziehen. Man wanderte nun zwischen hohen Bergketten, von Räubern und wilden Thieren bewohnt, am Grabe von Salomons Mutter vorüber, nach Murghab, der fünfzehnten Station vom Landungsplatze aus. Das Land gewinnt immer mehr das Ansehen eines wüsten Barbarenlandes, bis zur zwanzigsten Station, wo bei dem Kastelle Yazdeakhas, an einem Flusse, der Fars von Irak trennt, wie denn überhaupt dieser Theil des Landes durchaus Verfallenheit und Trümmer zeigt, bis man endlich mit der sechs und zwanzigsten Station nach Ispahan gelangt.

Wer zu Ispahan das Original zu der Beschreibung Rhodes, Chardin oder Taverniers suchen wollte, wird sich sehr arg getäuscht finden. Sic transit gloria mundi muß jeder ausrufen, der hört, daß Ispahan gegenwärtig einen für den Europäer widrigen Anblick gewährt. Nur einige königliche Palläste und Moscheen machen eine Ausnahme. Durch die Einfälle der Afghanen ist die Umgegend hart mitgenommen worden, eben so auch das Christenquartier, welches in früherer Zeit als

so prachtvoll gerühmt wurde. Hier ist unter andern eine christliche Kirche, wo nur Frauenzimmer eingelassen werden, und Priesterinnen, nach armenischem Ritus, den Dienst verrichten. Auch ein Dominikanerkloster ist da. Aus einem alten persischen Manuskripte gibt Price folgende Nachricht: Jspahan stammt ursprünglich aus vier Dorfschaften in den Gefilden von Dahmuras Pischdadi; sie hießen Garan, Kaschik, Dschaubare und Derdascht. Diese, sammt einigen andern, waren von Dschemschid und Alexander dem Großen erbaut, und wurden die Residenz der ersten kajanischen Herrscher. Es ließ sich eine Menge Volks nieder, und man baute so viele Häuser, daß die Dörfer endlich an einander reichten und eine große Stadt bildeten, die später 1000 Schritte von den Gebäuden entfernt mit Wachtthürmen von Bogenschützen umgeben wurden. Die Luft ist im Sommer und Winter gemäßigt. Man erfährt selten starke Erdstöße oder Stürme. Die Einwohner sind langlebend, und selten Krankheiten ausgesetzt. Der Zendehrud fließt südlich der Stadt; seine Quellen sind fünf, und er versieht die Stadt reichlich mit Wasser. Korn und Früchte gedeihen in großer Menge, Äpfel, Quitten, Birnen, Pflaumen, Melonen u. s. w. sind höchst beliebt, und werden nach Indien und Griechenland ausgeführt. Die Stadt ist mit schönen Wiesen umgeben. Die öffentlichen Gebäude, Karawanserai, Thore und andere Gebäude sind prächtig. Ein Dom, worunter der Seldschukensultan Muhamed begraben liegt, hat einen Stein, der acht Tonnen wiegt. Dieß war das Hauptidol Indiens, und dem Sultan dieses Landes abgenommen, der es gerne loskaufen wollte, was ihm jedoch nicht gestattet wurde.

Wie gesagt, paßt dieses Bild nicht mehr auf Jspahan, dessen Pracht verfallen ist. Von Jspahan ging es weiter; zu Queber Abad fand man auf einem Felsen Ruinen eines alten Feuertempels. Kaschan hat viele schöne Gebäude und Karawanseraien. Endlich gelangte man durch die Salzwüste, und mit der zwei und vierzigsten Station nach Teheran, der Re-

sidenz des jetzigen Schah aus dem Stamme Kadschar, welcher einen großen Theil des Landstriches zwischen Teheran und dem kaspischen See bewohnt. Die frühere Residenz war Ispahan; die jetzige ist eine befestigte Stadt, welche ungefähr vier englische Meilen Umfang hat, und vom September bis zum Mai außerordentlich volkreich, im Sommer aber, wegen sehr großer Hitze, beinahe verlassen ist. In den Karawanseraien findet man Kaufleute aus dem entferntesten Osten, deren Sprache oft kein Perser versteht; man hat daher eine Art stummen Handel eingeführt, bei dem man sich durch Zeichen verständigt. Vier oder fünf englische Meilen von Teheran liegen die Trümmer von Rei, von denen Ebn Haukal sagt, daß nach Bagdad und Nisapur es keine blühendere Stadt im Osten gebe. Jetzt liegt sie in Trümmern, und wird für die Gebäude von Teheran ausgebeutet. Sie soll, nach persischen Schriftstellern, ungesund und epidemischen Krankheiten sehr unterworfen seyn Der Takhti oder Pallast Kadschar bei Teheran ist einer der schönsten Punkte Persiens. Man sieht von da aus den Alborzberg, und darüber den hohen Pik Demavend. Die Gesandtschaft trat am 25. Mai 1812 ihre Rückreise über Nasarabad, Safarkodscheh, Hasanabad nach Kazwin an. Die letztere Stadt ist groß und mit Mauern umgeben, sie liegt in einer großen Ebene; die meisten Straßen sind eng, und die Häuser, selbst die Hauptmoscheen und andere Gebäude, sind im Verfall; nur der Bazar ist im bessern Zustande. Die Einwohner reden hier, wie in diesem ganzen Theile von Persien, türkisch. Weiterhin wurde das zerstörte Abhar in seinen Ruinen besucht. Von dieser einst blühenden Stadt gelangt man zu den Trümmern des ebenfalls einst blühenden Sultania, wo neuerdings das Dorf Sultanabat erbaut wurde. Durch die kühlen Gegenden in der Nähe des Taurus gelangte man einer Menge Trümmer vorüber, endlich in ein schönes fruchtbares Land, einem Sommerpallaste des Schah, in der Nähe einer warmen Schwefelquelle vorüber, zur sechs und sechzigsten Station, Tabriz. Diese Stadt ist reich an Denkmälern alter Architektur. Aus diesem Auszuge er-

hellt, daß Prices Reisebericht für die Geographie in vielem Bezuge ausgezeichneten Werth hat.

8. Fortsetzung.

Im Jahre 1812 reiste Gaspart Drouville, als Obrist der Kavallerie in russischen Diensten, in Persien. Sein Reisebericht verdient darum Erwähnung, weil er mittelst einer alten Bekanntschaft mit dem ehemaligen Gesandten am franz. Hofe, Askar Khan, Gelegenheit hatte, das Leben der Frauen in den Harems zu beobachten, was äußerst selten einem Europäer gelingt. Unter andern Seltsamkeiten finden wir einen Engländer, Namens Macdonald Kinneir, im Interesse des russischen Kaisers sich in Kleinasia, Armenien und Kurdistan umsehen, ob es wohl möglich wäre, ein Kriegsheer zu Lande nach Indien zu bringen? Dieses zu ermitteln, sollte man nun wohl glauben, müsse einem Engländer ganz zuletzt einfallen, da derselbe gewiß am allerwenigsten wünschen kann, die Frage bejaht zu sehen. Indessen haben die Untersuchungen dieses unterrichteten Mannes manches Problem der alten Geographie gelöst.

Im Jahre 1816 wurde von dem brittischen Seekapitän Asley Maude am 13., 14. und 15 Juli eine Entdeckung gemacht, welche um so überraschender ist, als sie in einer Gegend geschah, wo man es am allerwenigsten hätte vermuthen sollen, nämlich im persischen Meerbusen, wo dieser Kapitän acht neue Inseln zum Vorschein brachte. Dieser kleine Archipel liegt in der tiefen Bucht zwischen Kap Mussendom und Ras Rekkan, wo man früher nur einen ganz seichten Einbug der Küste vermuthete. Diese Inseln sind nun unter dem Namen Dauß, Djernain, Arzenie, Dalmy, Seir Beni Yaß, Daeny, Scheraru und Haulul in unsere Karten eingetragen. Es dient beiläufig zu einem Beweise, wie wenig wir uns noch rühmen dürfen, mit der Erdkunde im Ganzen im Reinen zu seyn, wenn auf einem Meerbusen, der seit einigen Jahrtausenden ein welthistorischer Tummelplatz der Völker war, noch Entdeckungen zu machen sind. Und zwar handelte es sich hier nicht um eine

Kleinigkeit, sondern um einen tiefen Golf, der zugleich an die Stelle tritt, wo man eine weite Landstrecke vermuthet hatte. Wie gar mancher Punkt der Erde mag einer solchen Erforschung bedürftig seyn. Die Entdeckung Asley Maude geschah bei Gelegenheit, als er in den persischen Meerbusen zum Schutze des brittischen Handels abgeschickt wurde; seitdem wurde dieser Theil des Meerbusens im Jahre 1823 von den Lieutenants Guy und Bruks aufs neue untersucht, und ganz richtig befunden. Die Insel Seir Abonaid, 25° 14′ n. Br., ist von Süden nach Norden dritthalb Meilen lang und zwei Meilen breit, und hat auf der Südwestspitze einen spitzen Berg. Diese scheint schon früher bekannt gewesen zu seyn, da Niebuhr einer Insel hier erwähnt. Die Insel Dauß liegt 25° 8′ 30″ n Br., ist ungefähr anderthalb Meilen von Süden gegen Norden lang, im nördlichen Theile hoch, von Bäumen entblößt und von metallischem Ansehen. Die Insel Djernain liegt 24° 56′ n. Br., konnte aber wegen dichtem Nebel, der darauf lagerte, nicht genau beobachtet werden, und schien kahl zu seyn. Arzenie ist von bedeutender Höhe, rauh von Ansehen, von Süden nach Norden anderthalb Meilen lang und eine halbe Meile breit. Der Boden besteht aus metallischen Substanzen, ohne eine Spur von Vegetation. Sie liegt unter 24° 48′ n. Br. Dalmy, unter 24° 27′ 30″, ist mäßig hoch, von dunkler Farbe, und an einem runden Hügel an der Nordseite kenntlich. Dalmy ist fünf Meilen lang, drei Meilen breit, und endet gegen Süden in einer sehr schmalen Sandspitze. Seir Beni Yaß liegt dicht vor dem Vorgebirge Hadwariah, und zeichnet sich in der Mitte durch zwei ziemlich hohe Berge aus. Sie hat ein ziemlich schroffes Ansehen, und an der Südseite einen guten Hafen; sie ist sieben Meilen lang und fünf bis sechshalb Meilen breit, und liegt unter 24° 48′ n. Br. Daeny, unter 24° 57′ 30″, ist ein schmales flaches, und darum bei nebligem Wetter sehr gefährliches Eiland. Scheraru, unter 25° 2′ Br., ist drei bis vier Meilen lang, hat niedrige Hügel, und eine Meile von ihr ragt ein pyramidaler Fels aus dem Wasser hervor. Haulul ist eine

runde Insel von einer Meile im Durchmesser, unter 25° 41′, in der Mitte sehr hoch. Alle diese Inseln sind unfruchtbar, und von brauner Farbe. Sie liegen in einer unermeßlichen Perlenbank, wo vom April bis zum September die schönsten Perlen der Erde gefischt werden. Man findet fast bei allen gute Ankerplätze.

Eine ziemlich interessante Beschreibung einer Reise nach Persien im Jahre 1817 lieferte der junge Kotzebue. Sie zeichnet sich durch eine naive Lebendigkeit aus, und ist in so fern interessant, als sie uns von einer andern Seite, als man sonst gewohnt ist, nach Persien führt. Es wurde nämlich im Jahre 1817 General Yermoloff als Gesandter an den Schah von Persien gesandt. In seinem Gefolge befand sich auch Kotzebue, mehre Staats- und andere Räthe, Diplomaten u. s. w. Sie bildeten zusammen ein ganz artiges Personale, das sich mit zwölf Bedienten, fünf Köchen, 24 Grenadieren, 25 Kosaken, 20 irregulären Kosaken und 30 Musikanten, auf dreihundert Köpfe belief. Man reiste durch Grusien, eines der christlichen Länder, und Kotzebue schildert es als ein herrliches schönes Land, mit einem lebendigen geistreichen Volke. Die Deutschen, welche dort angesiedelt sind, werden von Kotzebue sehr gelobt. Von Tiflis zog man dann feierlich Persien entgegen. Es geschah dieses am 18. April 1817. Die Hitze war sehr drückend, aber die Gegend schön, romantisch und mit Ruinen alter Schlösser geschmückt. Am folgenden Tage nahm die Schönheit des Landes noch zu. Nichts kann malerischer seyn, als diese Ausläufer des Kaukasus, welche zu den prächtigsten Gegenden der Erde gehören. Man befindet sich zwischen ungeheuren Bergen und Wäldern, malerische Abgründe verlieren sich in angenehme Thäler. »Eine Zeitlang geht es so fort; man befindet sich in einer schönen, von der Natur geformten Allee, die auf der Spitze einer Anhöhe aufhört, von wo aus wir die tiflischen Gebirge, den Kaukasus und alle bisher gehabten Nachtlager deutlich sehen konnten. Viele Flüsse krümmen sich in verschiedenen Richtungen, und verlieren sich im unendlichen Blau.« Der Weg führte endlich durch zwei Granitberge, die einen Engpaß bilden, der von den Eingebornen Achsi-

bejuk, d. i. großes Maul genannt wird. Es herrscht ein beständiger gewaltiger Sturm daselbst. Der Weg führt abwärts über steile Abhänge. So schön und wundervoll das Land ist, so schlecht waren die Nachtlager. Armenien zeigt nur wenige Spuren seines ehemaligen Glanzes, und sein Volk ist, wie die Juden, über alle Welt zerstreut. Die Gesandtschaft kam nach Karaklyssa oder Schwarzkirchen, und schlug über Yumri den weitern Weg nach Eriwan ein, weil die hohen Berge auf dem kürzern Wege noch mit Schnee bedeckt waren. Mit Ende Mai war hier das Wetter noch sehr rauh, wie denn das Land überhaupt dürr, steinig und unfruchtbar wird. Am 29. April erblickten sie aus der Ferne die Spitze des Ararat, und betraten am 30. die persische Grenze, wo ihnen Asker Khan, der ehemals Gesandter in Paris war, als vom Schah zur Bewillkommnung geschickt, mit einigen tausend Reitern entgegen kam. Der große Zug ging nun nach Eriwan, dessen prachtvolle Hochebene vom Ararat gekrönt, sich vor den Blicken der Europäer ausbreitete. Hier wurde das Klima wieder milder, und die Schönheit des Landes machte einen angenehmen Eindruck auf die Russen, der nicht wenig dazu beigetragen haben mag, daß dasselbe in neuerer Zeit unter den Schutz des russischen Adlers gestellt wurde. In Eriwan verstrich die Zeit unter einer Menge Festlichkeiten und gegenseitigen Höflichkeiten. Die Stadt selbst soll der Ort seyn, den Noah beim Herabsteigen vom Ararat zum ersten Mal erblickte; sie hat schöne Partien, und die Häuser liegen in Gärten. Zwei Flüsse, der Sanga und der Kwerbulak, fließen in der Nähe; der erstere kommt aus dem Eriwansee, und mündet in den Araxus, nachdem er ganz Armenien durchfließt. Da man von der Gründung der Stadt gar nichts weiß, so behaupten die Einwohner derselben geradezu, daß sie Noah gegründet habe. Jetzt ist Eriwan der Hauptsitz des russischen Gouvernements in Armenien. Auf dem Ararat zeigt man einen schwarzen Fleck; fromme Christen glauben, es sey die Arche Noäh; minder fromme, es sey nur der Ort, wo Noah gestrandet, und unfromme sagen, es sey ein Obsidian-

lager. Jedenfalls erweckt der Anblick ein eigenes Gefühl. Kotzebue sagt: »Dieser Berg, der in meinem Katechismus sehr schlecht gezeichnet war, und auf dessen Spitze ein Noahkasten, noch einmal so groß als der Berg selbst, saß, liegt jetzt prachtvoll vor meinen Augen. An seinem Fuße schlängelt sich der Araxus, hinter dem er sich in zwei Spitzen erhebt, von welchen die eine kleiner ist, und daher von den Eingebornen Ararat Sudah, Sohn Ararats, genannt wird. Eigentlich befindet er sich in Armenien, neben den Salzgebirgen, wo die Kurden ihre Wohnungen aufschlagen. Von der Hälfte an ist er ganz mit Schnee bedeckt; auch liegen hier meistens die Wolken auf. Man erzählt viel Fabelhaftes von dem Berge, gewiß aber ist, daß ihn Niemand ersteigen kann, aus der sehr natürlichen Ursache, weil die Abdachung schon von der Mitte an ganz steil wird und mit Eis bedeckt ist. Ein sehr reicher und neugieriger türkischer Pascha, der das Reisen liebte, versuchte ihn zu erklimmen; allein schon auf der Hälfte war Kälte und Wind so stark, daß er seinen Vorsatz aufgeben mußte. Vor drei Jahren ist ein ungeheuer großer Schneeklumpen von oben herunter gefallen; im nahen Dorfe erzählte man, daß ein Bret aus der Arche Noah sich in dem Schnee gefunden habe. Es wäre gut, wenn Holz vom Berge käme, denn im Thale ist es sehr theuer geworden. Bekanntlich dient dieser Berg einer Menge wilder Thiere und Schlangen von ungeheurer Größe zum Aufenthalte.«

Die weitere Reise in Persien bot bei weitem den schönen Anblick nicht mehr dar, welchen die Provinz Eriwan zeigte. Die Provinz von Nakatschewan ist wild, steinig und rauh. Nakatschewan soll das einst berühmte Artakrat seyn; auch zeigt diese Gegend Trümmer aus dem höchsten Alterthume, die von den Eingebornen meist Noah zugeschrieben werden, der hier überall aushelfen muß. Indessen ist merkwürdig, daß die Pest noch nie den Araxus überschritten hat, obwohl sie ihm schon mehre Male ganz nahe kam, und es den Persern nie einfiel, Maßregeln dagegen zu ergreifen. Wie sich die Gesandtschaft Tauris näherte, nahm auch ihre persische Begleitung zu.

Vor Tauris überschritt sie das Flüßchen Adgasu auf einer massiven Brücke, welche zeigt, wie man in alten Zeiten hier baute. In Tauris, wo man am 19. Mai feierlich einzog, war die Hitze beinahe unerträglich; zudem war noch der Staub zu ertragen, dessen das dürre, aus Kalkstein bestehende Land nicht wenig erzeugt. Die Volksmenge war so erstaunlich groß, daß die persischen Truppen mit Kolbenstößen den Weg bahnen mußten. Hier trafen sie den Thronfolger des Schah, den seiner Bildung wegen berühmten Abas Mirza. Folgenden Tags war feierliche Audienz, und die Pracht eines orientalischen Fürsten würdig. Der Fürst selbst war indessen sehr einfach gekleidet, trug ein Kleid aus rothem Tuche, mit silberner Schnüren, eine persische Schafsmütze, wie man solche seit 4000 Jahren trägt; ein Dolch, mit kostbaren Steinen besetzt, zierte seinen Gürtel, und gegen orientalische Sitte empfing er seine Gäste stehend, bloß umgeben von drei Prinzen seines Hauses, sämmtlich noch Knaben. Kotzebues Beschreibung dieses Fürsten zeigt in der That in dem Prinzen einen ausgezeichneten Geist an. Eine Menge englischer Officiere befanden sich am Hofe des Prinzen, dessen Gunst zu gewinnen sie sich nicht ohne Ursache sehr angelegen seyn lassen. Sonderbar ist es, daß gerade in unserer Zeit in den drei wichtigsten muhamedischen Staaten, in Persien, Egypten und der Türkei, reformirende Fürsten die Wiedergeburt ihres Volkes zu bewirken suchen, und so viele Umstände sich vereinigen, um Asia seine große welthistorische Bedeutung wieder zurück zu geben. Alles, was die Russen hier sahen, mußte sie sehr überraschen, denn alles zeigte den gesunden Verstand und gebildeten Geist des Abas Mirza. Merkwürdig ist, und nicht wenig ehrend für einen orientalischen Fürsten, daß er dem Tabakrauchen aus Überzeugung abhold ist. »Das Rauchen,« sagte er, »wird in unserm Lande übertrieben, da man fast den ganzen Tag dabei zubringt, und nicht selten wichtige Geschäfte versäumt. Ich habe mich auch in dieser schwierigen Unternehmung verpflichtet geglaubt, mit gutem Beispiele vorzugehen, und mir meine ehemalige Liebhaberei gänzlich abgewöhnt; allein es scheint den Herren schwer

zu fallen, und sie sind mit dem Müßiggange so sehr verschwistert, daß sie meinem Beispiele nicht folgen.« Eine Menge ähnlicher Züge, welche Persien eine schöne Zukunft verheißen, werden von diesem Thronfolger erzählt. Von Tauris, wo alles vom neugebildeten, regelmäßigen Militär wimmelte, ging die Reise weder durch Pomeranzenwälder noch Lilienfelder, sondern durch ein Land, das einem Beinhause der Natur gleich ist, und durchaus eine graue Farbe hat. Die Hitze war entsetzlich, und so langte man im Udgani-Schlosse an. Hier erhielt die Gesandtschaft die Nachricht, daß sie der Schah vor Ende des Bairamfestes nicht empfangen könne. Da nun der Aufenthalt in Udgani so entsetzlich war, so baten die Russen, sie wenigstens an einen Ort zu führen, wo man Bäume sehe, was denn auch geschah. Zwei Tage von Udgani war nämlich die paradiesische Gegend, ein kleines, enges Thalbecken, mit Pappeln und Aprikosenbäumen, unter welchen das Lager der Gesandtschaft aufgeschlagen wurde. Ein schöner Strom schlängelte sich durch, und nach einem so langen Anblick der Dürre befand man sich hier wirklich wie im Paradiese. Unweit dem Schlosse Udgani liegen die Trümmer einer Stadt, die Abas der Große zerstört haben soll. Die Flüsse enthalten viele Fische, aber nach Kotzebues Behauptung sollen die Perser niemals Fische essen. Außer schlechten Kirschen fand man in diesem Theile Persiens kein Obst, an Gemüsen fehlt es gänzlich, und Kotzebue gesteht, daß Persien ein erbärmliches Land sey. Dieses klingt nun freilich ganz anders, als man in Reisebeschreibungen zu lesen gewohnt ist, denn da denkt man sich Persien als einen Rosengarten, in welchem man, in Shawls gehüllt, dessen Gutes in Fülle genießt, und den schönen Himmel betrachtet. Dieß ist jedoch ganz anders, und wenigstens der nordwestliche Theil hat gar nichts Einladendes.

Am 20. Juni reiste man endlich wieder vorwärts; dürres Land trat abermal ein, nur hin und wieder sah man kleine Aprikosenwälder, von denen auch die Stadt Miana umgeben ist. Diese Stadt ist berüchtigt seiner vielen giftigen Wanzen wegen,

die überhaupt in Persien häufig seyn sollen; alle Mauern der Häuser sind damit angefüllt. Dazu gibt es noch eine große, garstige Spinnenart, die giftig und bissig zugleich ist. Man passirte mehre Dörfer auf einem Plateau, welche der Wanzen wegen verlassen standen. Man schlug deswegen das Lager unter freiem Himmel, am Flusse Karlanku auf, über den eine aus 23 Bogen bestehende, von Abas dem Großen erbaute Brücke führt. Diese Brücke ist inwendig mit Gängen und Treppen versehen, an deren Enden vier einfache Säulen stehen. Die giftige Wanze wird von ihrer Residenz die Miamische genannt; sie ist etwas größer als die europäische, hat eine schwarzgraue Farbe, und auf dem Rücken ganz feine, fast unkenntliche Punkte; sie hält sich bloß in den Lehmwänden auf, scheut das Licht, erstarrt im Winter, und beißt in der heißen Jahrszeit am gefährlichsten. Sie soll die Eingebornen niemals beißen, was freilich seltsam ist, und wenn sie auch beißt, so ist ihr Biß nicht gefährlich. Fremde werden aber gebissen, und der Biß ist innerhalb 24 Stunden ohne Rettung tödtlich. Diese Wanzen halten sich nie in Kleidern oder sonstigen Geräthen auf. Von der Brücke aus betrat man nun eine alte Straße, von Abas dem Großen erbaut; sie führt in das kaplantische Gebirge, welches das alte Medien von dem ehemaligen Parthien trennt. Das Land wird hier, wo möglich, noch ärmer; nackte, schwarze Felsen starren überall in die Höhe; man kam an alten Trümmern einer Festung vorbei, welche die Jungfernfestung genannt wird. Sie soll von Artaxerxes erbaut, und von Abas zerstört worden seyn. Es zeigen sich aber auch noch mehre Trümmer in dieser Gegend, die selbst ein Bruchstück der Natur ist. Die Straße führt vom Gebirge zum Flusse Kisilosum hinab; eine alte Brücke aus Quadern führt über denselben; an ihr wurde der berühmte brittische Reisende Browne erschlagen. Der Weg führte nun durch ein etwas flacheres Land, welches so beschaffen war, daß Kotzebue ausruft: wie ist es möglich, daß die Natur so etwas Gräßliches hervorbringen kann. Die Gegend glich einem tosenden Meere aus Lehm und Schlamm, das plötzlich erstarrt. So langte man

nach der Stadt Sangan, die eben nichts Ausgezeichnetes darbietet. Auch hier gibt es eine winzig kleine Fliege, welche nur die Fremden sticht. So gelangte man endlich, von der Lust in Persien zu reisen ganz genesen, in der Nähe von Sultanieh, wo der Schah sie zu empfangen versprach, an. Dieser kam erst später, und so sehr Kotzebue auch den ganzen Geschäftsgang, die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit des erstern rühmt, so scheint es doch, daß man sich ziemlich kalt trennte, und die freundlichen Worte, nebst dem ausgetheilten Sonnenorden, mehr Beweise der Höflichkeit als der Freundschaft waren. Sultanieh, die ehemalige blühende Handelsstadt des Orients, ist jetzt ein Haufe häßlicher Trümmer; nur das Lustschloß des Sultans erhält den Namen und den Keim zu einer vielleicht zukünftigen Stadt. Das übrige aus dem Reiseberichte Kotzebues hat kein geographisches Interesse. Das Angeführte ist indessen in sofern höchst bemerkenswerth, da es ganz geeignet ist, die Vorstellungen, welche man sich gewöhnlich von Persien macht, zu berichtigen. Das prachtvolle Paradies der Peris, das Dschinistan unserer Mährchen, darf wenigstens im westlichen Persien nicht gesucht werden.

9. Die neuesten Reisen im Morgenlande.

Ker Porter unternahm 1817 bis 1820 eine Reise nach Persien und Armenien. Sein Bericht ist in sofern interessant, als er uns Nachrichten über das alte Babylonien bringt, und mit der Bibel in der Hand, was Reisenden im Morgenlande vor allen Dingen zu empfehlen ist, die alte Geographie jener Länder zu konstatiren bemüht ist. Das Land Sinear ist der fruchtbarste Distrikt in jenem Theile von Asia, den das Mittelmeer, der persische Busen, der Taurus und die arabische Wüste umfassen. Nach Ker Porters und Anderer Beschreibung ist von dem alten, aus gebrannten, mit Erdpech verkitteten Ziegeln erbauten Babylon doch noch etwas mehr vorhanden, als Niebuhr sagt. Dieser gesteht indessen selbst, daß er durch Umstände, die er nicht überwinden konnte, gehindert

war, den Boden Babylons genau zu erforschen, und es daher seinen Nachfolgern überlassen müsse. Eine Schilderung dieser asischen Gegenden liefert uns auch der englische Resident Rich zu Bagdad, der im Jahre 1820 eine Untersuchung von Kurdistan unternahm. Er untersuchte außerdem noch die Trümmer von Ktesiphon und Seleucia. Seine Untersuchungen sind für die alte Geographie um so wichtiger, als von ihm Gegenden besucht wurden, welche vor ihm nie ein europäischer Fuß betreten hatte. Seine Reise ist daher in dieser Hinsicht als eine wirkliche Entdeckungsreise zu betrachten, da durch ihn mehre sasanitische Städte, Grabmäler der Könige, alte Beerdigungsplätze mit Urnen und Denkmälern aufgefunden wurden. Diese Reise beweist überhaupt, wie viel noch in diesen wahrhaft klassischen Gegenden des Alterthums zu untersuchen und aufzufinden sey.

Die Menschheit besitzt zwar einen Überblick des Erdkreises. Neue Länder von Bedeutung können nicht mehr entdeckt werden, denn die Entdeckung des Erdballs ist geschlossen. Indessen öffnet sich dem Länderforscher noch ein weites Feld, denn wir müssen es nur gestehen, von der eigentlichen organischen Kenntniß des Erdballs haben wir noch kaum die ersten Lineamente aufgefaßt, und jede sorgfältige Beschreibung fremder Länder bringt uns eine Fülle neuer Ansichten, welche unsere beschränkten Kenntnisse berichtigen. Rich hat uns aus Persien eine Menge köstlicher Nachrichten gebracht, wodurch sein Name in der Geschichte der Erdkunde verewigt zu werden verdient. So fand er in den Trümmern von Kefri ein Gebäude mit Gypsmalereien, deren Farben noch ihre ursprüngliche Frische beibehalten haben, und die in diesem Theile Asias ziemlich selten sind. Leider starb Rich zu Bagdad im Jahre 1821, und der Verlust dieses wackern Mannes ist jedenfalls sehr zu bedauern. Auf seinen Reisen begleitete ihn seine Gattin, welche durch ihr liebenswürdiges Benehmen das Vorurtheil der Kurden überwand, und das Vertrauen derselben so sehr gewann, daß sie unter ihnen die Schutzpockenimpfung einführen konnte. Dieses ist ein Verdienst, wel-

ches allenfalls auch dem größten um die Erdkunde an die Seite gesetzt werden kann.

Seit einem oder ein paar Jahrzehenden fehlt es uns an Beschreibungen mittelasiatischer Länder keineswegs, und da wir uns nur auf das Bessere beschränken, so ist es nicht unsere Absicht, hier einen vollständigen Katalog zu geben. Wir zeichnen nur die vornehmsten darunter aus, übergehen z. B. Wilson, Hyde, um der merkwürdigen Reise zu gedenken, welche Fraser in den Jahren 1821 und 1822 im Norden und Osten Persiens und den angrenzenden Ländern vollbrachte. Fraser hatte schon früher sich um die Erforschung des Himalayagebirgs verdient gemacht; er besuchte nun auch Persien, und zeigt dieses alte berühmte Land als das, was es ist. Wo Industrie, Vaterlandsliebe und Kraft zusammenwirken, da vermag auch aus Steinen Brot zu entstehen; ein von Natur verwahrlostes Land wird blühend, wo eine weise Regierung und ein tapferes Volk zusammenwirken, um Frieden zu erwerben und seiner Segnungen sich zu erfreuen. Schwierigkeiten, von der Natur aufgehäuft, reizen alsdann des Menschen Kraft, und bewahren ihn vor der Verweichlichung, worein fette Länder die Völker so leicht versenken. Als Persien auf einer hohen Kulturstufe stand, seine Bewohner weise, friedliche und gebildete Menschen waren, mochte wohl auch das Land blühen, und sich in den Schmuck kleiden, den ihm die Industrie seiner Kinder gab. Jetzt ist es anders; Despotismus und Entartung, Raubsucht und Krieg, Dummheit und Aberglaube spiegeln sich in dem Lande, welches einst einen Zoroaster gebar.

Nach Fraser ist Persiens Schönheit und Macht durch das klassische Vorurtheil, womit die meisten Reisenden dahin kamen, bei weitem überschätzt worden; seinem vielgeübten Auge erscheint Persien als das Land, welches nach Arabien und der wilden Tatarei der Idee eines schönen Landes am allerwenigsten entspricht. Eine 3500 Fuß über dem Meerspiegel gelegene Tenne, das ist Persien. Todte, kahle Gebirgsketten wechseln mit wasserlosen Ebenen ab; kein grüner Wald erquickt das Auge,

und wo fruchtbare Strecken den Oasen der afrikanischen Wüste gleichen, sieht man mehr Trümmer als Wohnungen der Menschen. Man darf in diesem Lande nichts suchen, was Fremden Behaglichkeit oder Sicherheit verheißt; alles weist darauf hin, daß hier ein rohes, verworfenes, und gänzlich entartetes Geschlecht sein Wesen treibt Man kann das Land nicht ohne Jammer ansehen. Die bessern land- und wasserreichen Gegenden Persiens liegen im Norden, und sind meist bereits in russischen Händen, und diese wird wenigstens Persien nicht hindern, so weit zu greifen, als es eben beliebt.

Die Bewohner Persiens theilt Fraser in vier Klassen; zur ersten gehört der Adel, Hofbediente, Soldaten. Dieses sind, nach Fraser, Leute ohne alle Grundsätze, ohne alle Tugend; kriechend vor dem launenhaften Despoten, und ihm den Staub von den Füßen leckend, mit denen er sie jeden Augenblick zermalmen kann. Natürlich entschädigt sich dann dieses Geschmeiß seinerseits an denen, die ihm untergeordnet sind. Die zweite Klasse besteht aus Kaufleuten, welche sich durch List, Falschheit, Betrügereien und Geiz für die Erpressungen entschädigt, welche sie ihrerseits von Regierung und Beamten zu dulden hat. Die erste Klasse kauft von dieser zweiten, um zu borgen, und nicht wieder zu zahlen. Die dritte Klasse besteht aus Landleuten, erniedrigt durch den abscheulichsten Druck, der vom Schah angefangen, bis auf den Dorfvorsteher auf ihnen ruht. Sie sind daher ohne Treue und Glauben, tückisch, verschlagen, ohne Achtung für das menschliche Leben, das in ihren Augen keinen Werth hat; wo sie jedoch in einiger Entfernung von ihren Unterdrückern leben, da sind sie, kraft ihres angebornen natürlichen orientalischen Verstandes, gutmüthig und ehrsam. Zur vierten Klasse rechnet Fraser die wandernden Stämme oder Ihls, welche die Hälfte der Bevölkerung von Persien ausmachen; es sind zügellose Wilde, auf Plünderung, Menschenraub und Mord umherschweifend. Die schlimmsten sind die Turkomanen am Kaspisee und Oxus, aber auch in Khorasan wimmelt es von ihnen; besonders diesen Landstrich hat Fraser mit der größten Sorgfalt und

Aufmerksamkeit durchwandert. Es gibt hier große Strecken, welche einst angebaute Paradiese waren, und jetzt in wüste Räuberhöhlen verwandelt sind. Alle Städte und Dörfer sind verlassen; kein Ort, kein Reisender, nicht einmal eine bewaffnete Karawane, ist vor plötzlichen Überfällen dieser Raubscharen sicher. Sie metzeln alles nieder was alt und schwach ist; nur Weiber, die zur Lust, und Starke, die zu Sklaven taugen, werden fortgeschleppt; dadurch ist der Sklavenhandel im Norden Persiens, besonders zu Buchara und Khiwa, zur großen Blüthe gelangt. Man rechnet, daß allein nach Khiwa 200,000 persische und 15,000 russische Unterthanen geschleppt worden. Diese Umstände zwingen Rußland, hier für die Erweiterung und Sicherung seiner Grenzen zu sorgen. Durch dieses Bild, welches uns Fraser entwirft, und woran sich seine geographischen Nachrichten über das noch wenig bekannte Khorasan knüpfen, wird uns ein Blick in den jetzigen Zustand des Orients gegeben. Da Fraser überall auch astronomische Ortsbestimmungen beifügt, so wird sein Werk für den Geographen nur um so werthvoller.

Einer allgemeinen Theilnahme hatten sich in England auch noch folgende zwei Reiseberichte zu erfreuen, nämlich Keppels und Buckinghams. Ersterer besuchte im Jahre 1824 Basora, Babylon, Persien und Kurdistan, und reiste über Astrachan nach Petersburg. Er hatte sich zu dieser mühevollen Reise mit Hamilton, Lamb und Hart vereinigt. Man reiste nach Bombay, dem gewöhnlichen Punkte, von welchem die Engländer ihre Reisen in den Orient beginnen. Basora wurde glücklich erreicht. Von hier aus wurde der Zug durch die Wüste von Babylon nach Bagdad und dem ehemaligen Ekbatana fortgesetzt. Als einst Herodot die Ebenen des Euphrat besuchte, und Babylons Pracht ihn, den Vielgereisten und Scharfblickenden, mit Staunen und Bewunderung erfüllte, da war hier keine Wüste. Eine Reihe interessanter Schilderungen jener klassischen Stellen ergänzen die vorhandenen Nachrichten. Zu Teheran wurden die Reisenden höflich aufgenommen, da hier die ganze Verwaltung in englischen Händen ist. Der Einfluß der

Engländer am Hofe zu Teheran wird hier zum ersten Male eingestanden. Die Engländer wachen mit Eifersucht über alle Fremde, welche sie so fern als möglich zu halten suchen. Die Schilderung des Hofes zu Teheran ist so lebendig als interessant. Die Kurden sind das beste Fußvolk der Perser. Dieses wilde Bergvolk hat eine sonderbare Religion, die ein Gemisch von Christenthum und Muhamedismus ist. Sie erkennen Christus als ihren Messias; außerdem aber auch den Ali, den sie für eine zweite Verkörperung Christi halten. Sie haben die Beschneidung beibehalten, und zeigen auch sonst nichts Christliches. Seltsam ist seine Behauptung über einen Stamm, welchen Keppel in der schönen Provinz Karapaugh am Araxus antraf. Es soll der Stamm der Sacäe oder Sacasener des Plinius und Strabo seyn. Keppel hält sie für das Stammvolk der Sachsen, und begrüßte sie also als Landsleute. Seine antiquarischen Muthmaßungen über Schirvan und den Schauplatz der Mordthaten eines Cyrus und Pompejus enthalten noch manche eigene Behauptung. Indessen bleibt sein Reisebericht immer höchst lehrreich.

Buckinghams Reisebericht beschreibt beinahe dieselben Gegenden, nur nimmt er einen andern Weg, indem er durch Mesopotamien nach Aleppo, Diarbekir, Mardin, Mosul nach Bagdad reist. Er untersucht die Ruinen von Babylon, Ninive, Arbela, Ktesiphon und Seleucia. Buckingham ist mit den Sitten und Sprachen des Orients gänzlich vertraut, und ihm war es daher leicht, sowohl allein zu reisen, als auch die genauesten Erkundigungen über das Land zu verschaffen. Interessant ist die Vergleichung der Berichte über Babylons Trümmer zwischen Buckingham und Keppel, nur sind die Berichte des erstern noch ausführlicher, als die des letztern Reisenden; auch ist Buckinghams Schreibart blühender, unbefangener und gründlicher. Die Trümmer von Ninive, in der Nachbarschaft von Mosul, bestehen in vier Wällen, in Form eines Vierecks; sie gleichen einem mit Gras überwachsenen römischen Feldlager. Die Eingebornen nennen diese Trümmer Nebbe Jonas, und

glauben, daß der Prophet Jonas hier begraben sey. Diese Mauern sind mehre englische Meilen weit, und die ausgezeichnetsten Punkte führen den Namen Tal Ninoa, Tal Hermusch und Nebbe Jonas. Die Angabe Diodors, der Ninives Umfang zu 150 Stadien Länge und 90 Stadien Breite angibt, paßt vollkommen zu den Andeutungen der heutigen Mauern. Der ganze Raum innerhalb dieser Mauern ist mit Trümmern von Mauer- und Töpferwerk bedeckt; man hat hier schöne Steine, Intaglios und Gemmen ausgegraben.

Von Bagdad aus begab sich Buckingham über Arbela, jetzt Arvil, nach den Ruinen von Babylon, wofür man sie bisher gehalten hat. Dieser Ruinenhaufen bildet eine gestaltlose Masse am linken Ufer des Tigris; sie ist 126 Fuß hoch, und wurde von frühern Reisenden für den Thurm von Babel gehalten. Man heißt die Trümmer noch jetzt Birs Nimrod, und Buckingham hält es für die Reste einer Pyramide eines Grabmonuments, denn die Trümmer des babylonischen Thurmes müßte man am Euphrat und nicht am Tigris suchen. Mit Niebuhr legt also unser Reisender die Reste des weltberühmten Babylon in die Nähe von Helle. Auch hier findet sich an der Westseite des Euphrat ein Birs Nimrod, welches Buckingham, übereinstimmend mit Niebuhr, für Reste eines Belustempel erklärt. Strabon und andere alte Autoren stimmen damit überein. Auch heißt der Birs Nimrod zu Babylon noch jetzt Babel.

Auch über die Ruinen von Persepolis spricht sich Buckingham sehr sinnreich und gediegen aus. Ganz richtig gibt er die Zeit an, und die Menschen, durch welche Persepolis gebaut wurde. Schon Diodor erzählt, daß Kambyses die Künstler Egyptens gefangen hinweggeführt habe, um die berühmten Palläste und Grabmonumente in Persien zu bauen. Persepolis, Susa und andere Städte wurden mit solchen Bauwerken angefüllt, und man darf nur einen Blick selbst auf die schlechtesten Zeichnungen dieser Monumente werfen, um sogleich an den Skulpturen, den hervorragenden Chornischen und

der ganzen Anlage, Egypten wieder zu erkennen. Man muß sich wundern, wie man jemals über diese Gebäude zweifelhaft seyn konnte. Sie sind die Nemesis Egyptens. Außerdem erscheint auch die Lotosblume und das Symbol Egyptens, der geflügelte Discus. Was man von der Zerstörung Persepolis durch Alexander erzählt, ist ein Mährchen, von dem man sich mit Recht wundert, wie es Glauben finden konnte. Es wäre eine große Aufgabe, Grabmonumente, wie die zu Persepolis, anzuzünden und zu verbrennen; denn so viel Kunst und Kunstgeheimnisse wir auch den Alten zutrauen, bis zum Verbrennen solcher ungeheurer Steinblöcke, wie die sind, aus denen Persepolis besteht, haben sie es doch schwerlich gebracht.

Gleichzeitig mit Buckingham besuchte auch James Edward Alexander dieselben Gegenden, indem er aus Indien nach England durch Asia reiste. Seine Beobachtungen stimmen mit denen der meisten Reisenden überein. Bemerkenswerth erscheint uns nur, daß in der Nähe der Ruinen von Persepolis allenthalben gebrannte Ziegel ausgegraben werden, was denn die Behauptung widerlegte, als habe in der Umgebung von Persepolis keine bedeutende Stadt gestanden.

Im Jahre 1826 unternahm der französische Graf Alexander de la Borde eine Reise nach dem Morgenlande, um mehre bis jetzt von den Europäern nur wenig oder gar nicht besuchte Gegenden zu untersuchen. Der Zweck seiner Reise war, über die Geographie, die Alterthümer und das Leben der Orientalen Beobachtungen anzustellen. In Kleinasia fand er eine große Menge römischer Alterthümer, unter andern bei dem See Sabanja, dem alten Sophene, eine Brücke von sechs Bogen. Auf der einen Seite einen Triumphbogen, und auf der andern ein an das Gebirge sich anschließendes gewölbtes Thor. Sechs deutsche Meilen südwestlich von Kutahia, dem alten Kodyäum in Phrygien, stieß er auf eine römische Stadt, welche noch kein Reisender gesehen, und deren nicht einmal ein Itinerarium der Alten erwähnt. Es fanden sich daselbst ein Theater, ein Stadium, mehre wohlerhaltene Hallen und ein sehr nied-

licher jonischer Tempel auf einer kleinen Anhöhe. Die marmornen Säulen bestehen aus einem Stück, sind 30 Fuß hoch, und nebst ihren Knäufen sind sie vom besten Geschmack. Aus einer Inschrift ersah der Graf, daß der Tempel dem Apollo geweiht war. Er besuchte außerdem noch eine Menge alter Städte in Kleinasia, verweilte zwei Monate zwischen Apamea, Strabons Vaterstadt, und Aphrodisias. Im letztern Orte befinden sich hundert griechische Inschriften. Ganz Kleinasia ist mit Denkmalen angefüllt. Zu Halikarnassus stehen noch 200 Säulen. La Bordes Reise ging nach Arabien, dann nach Syrien, wo er Palmyra oder Tadmor, dann Balbek und den Libanon besuchte. Seine Reisen erstrecken sich sehr weit durch Syrien, Arabien und Egypten. Er kehrte reich mit wissenschaftlichen Schätzen beladen nach Europa zurück.

10. Fontaniers Reisen in den Orient.

Fast zu gleicher Zeit mit dem Grafen de la Borde unternahm auf Befehl seiner Regierung auch Fontanier seine Reisen in den Orient. Er vollbrachte sie zwischen den Jahren 1821 und 1829, und wir haben alle Ursache, der französischen Regierung für ihre vielen Bemühungen, Kleinasia durchforschen zu lassen, Dank zu wissen. Wirklich fing dieser berühmte Schauplatz so vieler welthistorischer Ereignisse der höchsten Wichtigkeit an, ein völlig unbekanntes Land zu werden. Es ist aber, nach Fontaniers Bericht, eben kein leichtes Unternehmen, jene Länder zu erforschen, da die Bewohner, besonders die kurdischen Bergbewohner, jedes Fremden gefährliche Feinde sind, und der Europäer es kaum wagen darf, ohne bewaffnete Begleitung eine türkische Stadt zu verlassen, besonders wenn er den Wunsch hat, nach Alterthümern zu forschen. Dasselbe erfuhr auch Fontanier; dennoch gelang es ihm, die asische Türkei in gerader Linie von Ost nach West zu durchreisen, und über manche Gegenstände neuen Aufschluß zu geben. Was seine physikalischen Beobachtungen anlangt, so sieht man mit Bedauern, daß er keine Instrumente mit sich führt. Für die alte Geographie hat

er jedoch manches gethan, was Anerkennung verdient; besonders scheint uns das bemerkenswerth, was er zur Berichtigung des Flußsystems beibringt, überhaupt was er vom Phasis sagt. Dieser Fluß entspringt, den neuern Geographen zu Folge, im Kaukasus, und fällt ins schwarze Meer. Fontanier glaubt aber, daß die Guirila der Phasis sey; der jetzt sogenannte Phasus aber der Hippus der Alten. Strabon und Plinius, welche den Strom von den armenischen Bergen kommen lassen, und Apolonius von Rhodus, der die Ufer des Phasis fichtenreich und immergrün seyn läßt, würden dadurch gerechtfertigt; denn alle diese Angaben passen auf die Guirila, nicht aber auf den gegenwärtigen Phasis. Der Kur hat sein Bette zwischen der Verlängerung der moschischen Berge und des Kaukasus; er kommt von Akalzik und läuft nach Osten. Der Dschuruk-Su entspringt auf dem Antitaurus, läuft nach Norden, und fällt bei Batum ins Meer. Von den Armeniern des Landes wird dieser Fluß Phison genannt, was wahrscheinlich der Pison der Bibel ist, und woraus man fälschlich Phasis gemacht hat. Auf solche Weise hat Fontanier manches aufgeklärt, wiewohl im Ganzen sein Bericht ziemlich flüchtig geschrieben, und nach eigenem Geständnisse, voll Erbitterung gegen die Russen ist. Eine Parteilichkeit, welche, wie natürlich, dem Ganzen sehr schadet.

Nicht mit Stillschweigen dürfen wir auch die Wanderungen des vielgereisten Anton v. Prokesch nach Kleinasia übergehen, welche derselbe im Jahre 1824 bis 1826 vollbracht hat. Da Hr. v. Prokesch mit der größten Sicherheit reiste, indem er zugleich die Klassiker in der Hand, und ohne von Vorurtheilen befangen zu seyn, jene historisch so wichtigen Länder betrat: so bietet uns beinahe jeder Schritt neue und interessante Ansichten dar. So weiset er zu Ephesus die Trümmer des berühmten Dianentempels nach, welche bisher Niemand aufzusuchen wagte, und seine Ausflüge auf das Feld von Troja, dann über Sardis nach Brussa, gewähren ein so lebendiges Bild dieser Gegenden, daß man sagen kann: der Reisende habe die Geister

der Alten aus den Gräbern beschworen. Besonders rühmenswerth an diesem Reisenden ist die für Viele, welche über diese Gegenden schreiben, nicht genug zu wünschende Bescheidenheit, mit welcher Hr. v. Prokesch niemals etwas besser wissen will, als die Klassiker, sondern fest überzeugt ist, daß diejenigen, welche mit eigenen Augen sahen, und ein paar tausend Jahre früher als wir lebten, den Zustand der Dinge in damaliger Zeit auch besser kannten als wir. Hieraus entsteht für die Arbeiten des Hrn. v. Prokesch der große Gewinn, daß durch ihn die Nachrichten der Klassiker mehr nachgewiesen, als kritisirt werden, was in der That ein Vortheil ist, den nur sehr wenige Reisende zu gewähren Selbstüberwindung genug haben. In diesem Bezuge nun können des Hrn. v. Prokesch Nachrichten mit Recht zum Theil Entdeckungen genannt werden. So seine herrliche Abhandlung über das Feld von Troja, wo man sagen kann, daß die homerischen Helden aus dem tausendjährigen Schlafe hervorgerufen werden, um vor unsern Augen ihre Thaten zu erneuern. Was Lechvalier, Morit und Bryant für diesen klassischen Erdfleck geleistet haben, weiß zwar Hr. v. Prokesch zu benutzen, aber er betet nicht nach. Schade daß dieser Reisende seine vielfachen Tagebücher nicht zum Gemeingut der Wissenschaft macht, sie wären es gewiß mehr, als manche andere, womit wir überschwemmt werden, würdig.

Außer diesen mannigfaltigen Forschungen in Kleinasia, welche seit ungefähr 70 Jahren daselbst angestellt werden, dürften auch diejenigen, welche die von der französischen Regierung im Jahre 1828 dahin abgeordneten Gelehrten beschäftigen, als Entdeckungen im Gebiete der alten Geographie um so mehr genannt werden, als die nur bereits fragmentarisch bekannten Nachrichten zu den größten Erwartungen berechtigen. Diejenigen Briefe der Herrn Callier und Stamady, welche uns durch Michaud's Vermittlung bekannt geworden sind, rechtfertigen diese Erwartungen vollkommen, und dürften um so weniger täuschen, je mehr Ursachen die neueste Zeit dargeboten hat, von den Türken Schonung und Nachsicht bei Untersuchung ihres Lan-

des zu erwarten. Der Zweck dieser Sendung, welche noch von der gestürzten Regierung ausging, und offenbar dem Nationalgefühle der Franzosen schmeicheln sollte, war kein geringerer, als den Schauplatz der frommen Heldenthaten Frankreichs (gesta dei per frances) zu untersuchen, und geschichtlich zu wirken. Wie sehr die abgesandten Personen ihrer Aufgabe gewachsen waren, zeigt uns folgender Brief.

»Da der Zweck unserer Reise darin besteht, die Geographie von Kleinasia, über die man nur zerstreute und unvollständige Notizen besitzt, aufzuhellen, so mußten wir vor allem solche Provinzen aufsuchen, welche vor uns noch nicht erforscht worden sind. Unsere Vorgänger haben von Hindernissen gesprochen, auf die man bei Erforschungen dieser Art stößt; aber die Aufgabe, uns in unbekannte Bezirke zu begeben, mußte natürlicher Weise neue Schwierigkeiten denen hinzufügen, welche wir schon im voraus kannten. Die Karten geben von den besuchtesten Theilen Kleinasias nur vage und oft widersprechende Nachrichten, wie wir dieß bei unserer ersten Reise von Smyrna nach Konstantinopel zu bemerken Gelegenheit hatten; doch konnten sie uns damals von einiger Hülfe seyn, während wir gegenwärtig auf unsere Muthmaßungen und die unsichern Nachrichten beschränkt sind, die wir bei der Unwissenheit der Türken gleichsam von ihnen losreißen müssen. Die Macht der Gewohnheit, die überall so schwer zu besiegen ist, bot uns ebenfalls Schwierigkeiten dar, so oft wir aus dem gewöhnlichen Gleise herauswollten. Man gab Mangel an Wägen vor; die hohen Bergketten, welche alle Verbindung sperren sollten; die Ströme, die Furcht vor bösem Zusammentreffen, was in diesem Lande so häufig ist; die ausdauerndste Beharrlichkeit hatte Mühe, diese Hindernisse zu überwinden.«

Dennoch gelang es, in ganz unbekannte Gegenden zu dringen, und diejenigen Plätze aufzusuchen, welche einst den Thaten der Kreuzfahrer zum Schauplatze gedient hatten. Es ist ein eigenes Schicksal des französischen Volks, überall auf Erden im Beinhause seiner Vorfahren zu wandeln. Stets in seine ursprüng-

lichen Grenzen wieder zurückgedrängt, gibt es beinahe kein Land, wo nicht ungeheure Heerhaufen dieses lebendigen Volkes begraben liegen. Außer diesen beiden Herren reisten noch mehre andere Franzosen, unter ihnen Herr Michaud, im Oriente zu gleichem Zwecke. Mehre starben auf ihrer Reise, und den Resultaten der übrigen haben wir noch entgegen zu sehen.

Wir können dieses Buch nicht schließen, ohne mit einiger Wehmuth zu bedenken, daß wir hier von Entdeckungsreisen in Ländern gesprochen haben, von denen aus in früherer Zeit sich Licht und Civilisation über die übrige Welt verbreitete. Aus Persien und von den Ufern des Euphrat her erhalten wir die ersten Lineamente einer Erdkunde durch die heilige Schrift. In der Ebene von Troja glänzte der Schild des Achileis als die älteste Erdtafel. Koläos war von Lemnos gebürtig; die sieben Weisen gehörten Jonien an; Anaximander von Milet verfertigte eine Erdkugel; Herodot aus Halikarnaß war Vater der Geschichte und der Erdkunde und Westasia vom Euphrat bis zum Mittelmeere war die damals gebildete Welt. Skylax und Eudoxus waren auch Kleinasiaten, und Strabo von Amasia schrieb die erste vollständige Erdkunde. Damals war Gallien und Germanien das, was jetzt die Länder am Orenoko und Amazonenstrome sind. Die Britten waren die Neuseeländer der alten Welt, zu einer Zeit, wo in Kleinasia und Persien der Gipfel jugendlicher Kultur der Menschheit erstiegen war. Jetzt senden wir Entdecker aus, um uns über den Zustand dieser verwildeten Länder, den Ursitzen menschlicher Kultur, Belehrungen zu verschaffen. Man ist kaum im Stande, sich der bangen Frage zu erwehren: sollte wohl der jetzige Zustand der Dinge eines ähnlichen Umschwunges fähig seyn? Betrachten wir das babylonische Wirrgeschrei unserer Zeit und der Gegenwart, so fühlen wir uns beinahe versucht, diese Frage zu bejahen.

Achtes Buch.

Reisen in Arabia und Palästina.

---

1. Wallfahrten nach dem Oriente.

Wir fühlen es, daß, wenn von Arabia und Palästina die Rede ist, man nur uneigentlich von Entdeckungsreisen sprechen kann; denn als der früheste Schauplatz der Menschenentwicklung, wir möchten sagen, die Kinderstube der Menschheit, wurden sie niemals aus den Augen verloren. Sie sind zu allen Zeiten eine Art Mittelpunkt gewesen, wohin sich das Auge der Völker richtete, und Syrien und Palästina, nebst der arabischen Halbinsel, waren heilige Länder bei allen Völkern, und sind es noch bis diese Stunde. Den Ostasiaten waren die Wallfahrten zur syrischen Göttin in Hierapolis nicht fremd, und die Gaukelei des Aberglaubens hat hier beinahe ihren höchsten Gipfel erreicht. Man darf nur Lucians merkwürdigen Aufsatz über die syrische Göttin lesen, um zu sehen, von welcher Wichtigkeit Syrien in religiöser Hinsicht für den Osten Asias war. Jerusalem kann mit Recht das Heiligthum der Menschen genannt werden, denn an dasselbe knüpfen sich die erhabensten Erinnerungen aller Zeiten; es ist das Vaterland des Glaubens, und der Lehrer von der Ewigkeit; ein heiliger Boden, den kein Sterblicher ohne Ehrfurcht betritt, und wenn der Muhameder auch über Jerusalem hinausschaut, so blickt er doch nicht weiter, als zur arabischen Wüste, wo ihm die heilige Kaba entgegenleuchtet. Von eigentlichen Entdeckungsreisen kann also hier wohl nicht die Rede seyn, und die Reisenden, welche diese Gegenden besuchen, können nur berichten: was von dem Alterthume noch vorhanden sey, und was die Gegenwart dieser weltbekannten Länder darbiete. Auch lag über diese Länder niemals der Schleier der Vergessenheit, denn selbst in der tiefsten Mitternacht mittelalterlicher Unwissenheit, wallfahrtete Glaube und Aberglaube nach dem gelobten Lande, welches auch das Itinerarium von Bourdeaux nach Jerusalem beweist. Das Losbrechen

der Araber schärfte diesen Eifer der Pilgerschaft; die Kreuzzüge, welche Europa reinigten, nahmen Palästina zum Ziele; der Handel des Mittelalters war im rothen Meere lebendig, da Arabia den Verkehr Indiens mit Europa vermittelte. Trotz türkischer Bedrückung dauerten die Pilgerfahrten fort, und die wiederaufgelebte Wissenschaft des Abendlandes sendet bis heute ihre gebildeten Kinder zur Erforschung ihrer Kinderstube ab. Wir werden daher in diesem Abschnitte uns nur kurz fassen, und chronologisch die merkwürdigen Reisen nach denjenigen Ländern, die man im eigentlichsten Sinne Morgenland nennt, aufführen.

Leo, der Afrikaner, besuchte auf seinen weiten Reisen auch Arabien und Syrien, und auch dieser Theil seiner Reise ist nicht minder als die übrigen ausgezeichnet. Nicht ohne einige Schwierigkeit drang im Jahre 1516 Lopez Soarez mit seiner Flotte durch das rothe Meer, vom indischen Ocean her bis Dschida (Djeda), vor. Diese Stadt war damals auf dem Gipfel ihrer Blüthe, und der Handel Indiens hatte hier seinen vermittelnden Stapelplatz. Die Lage von Yemen ist von der Art, daß der orientalische Handel daselbst noch bis heute nicht gänzlich vernichtet werden konnte. Zwischen Afrika und Asia wird hier auch immer einer der wichtigsten Punkte des Verkehrs bleiben. Zwischen den Somaulis und den Städten des glücklichen Arabien ist der Verkehr noch heute so lebhaft, als er zur Zeit der Makrobier war.

Leonhard Rauhwolf, ein Augsburger, hat im Jahre 1573 eine der ältesten naturwissenschaftlichen Reisen vollbracht. Fünf Jahre nach ihm besuchte Breuning von Buchenbach, ebenfalls ein Deutscher, Arabien und Palästina, in der einzigen Absicht, die Kenntniß von diesen Ländern zu erweitern. Seine Beschreibung dieser Reise war für seine Zeit nichts weniger als werthlos. Auch die 1596 unternommenen Wallfahrten des Italieners Dandini auf den Libanon, und des Franzosen Lussy nach Jerusalem, waren in so fern von Nutzen, als die unbefangene Darstellung ihres Unternehmens nicht wenig zur genauern Kenntniß jener Gegenden beitrug. Übrigens nahm

um diese Zeit die Entdeckung der atlantischen Welten zu sehr die Aufmerksamkeit in Anspruch, als daß man sich viel mit der Erforschung bekannter Länder beschäftigt hätte. Als daher 1610 Middleton und Sandby das rothe Meer, Persien und Arabien besuchten, so hatten sie sich eben so wenig Aufmerksamkeit zu erfreuen, als der Franzose Floris, welcher 1611 eine Entdeckungsfahrt nach Arabien unternahm. Auch van der Broek unternahm 1613 nach den Merkwürdigkeiten Arabiens eine Wanderfahrt. Seiner Verdienste um die Enthüllung Persiens, Tibet und Kabuls haben wir bereits gedacht. Er war jedenfalls ein tüchtiger Mann, und sein Werk wurde erst durch Niebuhrs unsterbliches Genie verdunkelt. Auch eines Deutschen, Hieronymus Scheidt, von 1614, wird nicht ohne Ruhm gedacht, obwohl mir sein Werk nicht bekannt ist. Schätzbar aber ist die Reisebeschreibung eines andern Deutschen, nämlich Wilhelm Münzers, der 1620 von Venedig aus eine Pilgerfahrt über Jerusalem, Damaskus und Konstantinopel vollbrachte. Auf diesem Manne ruhte der Geist der Darstellung, und seine Beschreibung ist auch jetzt noch keineswegs werthlos; denn da er außer seinen Erlebnissen auch Naturscenen mit lebendigen Farben schildert, so vergißt man recht gerne, daß zwei Jahrhunderte zwischen uns liegen, und überdieß bleibt ja die Natur immer dieselbe. Die Deutschen sind immer besonnen, und treffen gerne zwei Fliegen mit einer Klappe. Da nun bei einer Fahrt nach Jerusalem Erfahrung, Ruhm und Vergebung der Sünden zugleich zu holen war, so wanderten sie häufig nach dem gelobten Lande. Wir besitzen daher aus dem Jahre 1630 den Reisebericht Georg Christoph v. Neidschütz, der eine Reise über Venedig und Konstantinopel nach Egypten unternahm. Er besuchte auch Syrien, und bestieg auf seiner Reise nach Jerusalem den geheiligten Berg Karmel. In Jerusalem besuchte er die heiligen Örter und was nur immer zu sehen und sehenswerth war. Erst nach zehn Jahren kehrte dieser thätige Mann, mit einem sorgfältigen Tagebuche beladen, nach Europa zurück. Dieses erschien erst durch

Bemühung Christoph Jägers, Pfarrers zu Meißen, im Jahre 1666. Es fand bald so großen Beifall, daß fünf Auflagen davon erschienen, und zwar die letzte 1753 zu Magdeburg. Vor 200 Jahren war es noch etwas schwerer, sich die zu einer Reise nöthigen gelehrten Kenntnisse zu erwerben, deßhalb sind auch Neidschütz Reisen nicht mit dem Aufwande von Gelehrsamkeit ausgestattet, wie die neuern Tagebücher; das seinige hat jedoch einen Vorzug, den die unsrigen nur selten, und nur die ausgezeichnetsten besitzen. Man sieht es, Neidschütz ging in die Welt, um zu sehen und zu erfahren. Jedes Vorurtheil und jede vorgefaßte Meinung war ihm fremd; er nahm daher die Gegenstände, welche er besuchte, so wie sie sich ihm gaben, zeichnete mit Wahrheitsliebe alles auf, was er sah, und seine Beschreibung des Berges Sinai, der Pyramiden und anderer Gegenstände war bis auf die neuere Zeit das beste, was man über diese Gegenstände hatte. Merkwürdig ist seine Beschreibung des damals in Deutschland noch unbekannten Kaffees. »Im Kloster von Kairo,« sagt er, »ward mir das schwarze türkische Getränk, Kaffa genannt, vorgesetzt. Dasselbe ist ganz schwarz, dick und siedend heiß, und wird als so auch getrunken. Dem Geschmacke nach ist es, als wenn harte Rinden Brot darin gesotten oder gekocht wären; soll aber gar gesund, und der Gesundheit sonderbar fürträglich zu trinken seyn.« Auch die Vermessung der Pyramiden, welche er freilich bloß mit seinen gewöhnlichen Fußschritten vornahm, stimmt mit der Wahrheit überein, und er verdient daher gar wohl, daß man seiner, wenn man ihn auch nicht mehr braucht, darum nicht minder in Ehren gedenke.

2. Fortsetzung.

Als eine für die Geschichte der Entdeckungsreisen sowohl, als auch für die Völkerkunde Epoche machende Reise darf wohl diejenige des geistreichen Engländers Henry Blount betrachtet werden. Sie bildet gleichsam den Übergang von dem bloß neugierigen und einseitigen, zu dem wissenschaftlichen und allseiti-

gen Reisen. Dieser geistvolle und gelehrte Mann ist bei den Britten noch heute unter dem Namen des großen Reisenden berühmt. Er besuchte nicht die civilisirten Nationen der alten Welt, sondern hatte die Absicht, dem Menschengeschlechte selbst in allen Klimaten, und auf allen Kulturstufen eine Visite zu machen. Das Zelt des Beduinen, wie die Jurte des Kalmücken und Mongolen, oder der Pallast orientalischer Herrscher, sind ihm gleich interessant. Er beobachtet überall den Menschen und seine Sitte, und sucht mit dem bewundernswerthesten Scharfsinne die menschlichen Einrichtungen und Kulturstufen unter einander zu vergleichen, und mit der sie umgebenden Natur und Landesbeschaffenheit in Verbindung zu bringen. So durchwanderte dieser Mann zu Fuß einen großen Theil Europas, ganz Asia und einen bedeutenden Theil von Afrika, zusammen ungefähr 6000 *Meilen*. Nach seiner Rückkehr gab er die Beschreibung seiner Reise heraus, und erntete damit ungeheuern Ruhm; denn dazumal war so etwas, selbst bei einem Engländer, noch ungewöhnlich, obwohl man ihm zugeben muß, daß er diesen Ruhm nicht bloß durch seine Reisen, sondern in der That auch durch die äußerst schätzbaren Nachrichten über die verschiedenen Völker der Erde gar wohl verdient habe. Wir wissen uns keiner Reise zu entsinnen, welche eine solche Masse von Völkerschaften der verschiedensten Länder der Erde, und auf den verschiedensten *Kulturstufen* vorführte.

Auch der schon oft belobte französische Reisende, der jüngere Thevenot, muß hier noch einmal erwähnt werden, da seine Forschungen und Reisen sich auch nach Palästina und Arabia ausdehnten. Als ein Mann, dem wir mancherlei gediegene Nachrichten verdanken, verdient auch Laurent d'Arvieux aufgeführt zu werden. Er war in Marseille geboren, und zeigte von Jugend auf einen unwiderstehlichen Hang zu Seereisen. Diese Neigung suchte er zu befriedigen, indem er seinen Oheim, der französischer Konsul war, nach der Levante begleitete. Dort erlernte er die orientalischen Sprachen, und mit einer gründlichen Kenntniß des Hebräischen, Arabischen und Persischen

ausgerüstet, durchwanderte er ganz Westasia, und kam nach einer zwölfjährigen Pilgerfahrt nach Europa zurück. Hier zeichnete ihn sein König Ludwig XIV. dadurch aus, daß er ihn zu verschiedenen Gesandtschaften an die afrikanischen Fürsten gebrauchte, und ihn sogar als Botschafter an den Groß-Emir Arabiens, nämlich an das Oberhaupt der Wanderstämme, sandte. Er wurde auch nach Konstantinopel gebraucht. Daß man bei einem solchen Manne eine gründliche und genaue Kenntniß des Orients suchen darf, versteht sich von selbst.

Die Reise des sächsischen Bergkommissarius Benjamin Olitzsch, der in Begleitung seines Schreibers Elias Hesse von Dresden aus ganz Asia bis Sumatra durchwanderte, beweist wenigstens, daß die Deutschen schon damals gute Einfälle hatten. Übrigens hatte diese Reise bergmännische Zwecke, wurde aber von Hesse so artig beschrieben, daß sie in mancher deutschen Familie noch immer mit Erbauung gelesen wird. Auch der Jesuite Avril, welcher ganz Asia durchwanderte, besuchte Arabien und Palästina, ist jedoch besonders seiner Auskundschaftung der mancherlei Straßen nach China wegen, hauptsächlich nach Verdienst zu preisen.

Um das Jahr 1698 finden wir den Schweden Niel Mathison Kiöping in Arabien. Er hatte eine Menge Reisen in Persien, in der Mongolei, im indischen Archipel, zur See und zu Lande vollbracht, und endlich auch Arabien und Egypten besucht. Seine Abenteuer hat er, nachdem ein Schiffbruch bei der Insel Formoso seinem Reiseleben ein Ziel gesetzt, gesammelt und geschrieben, und über alle seine Abenteuer einen sehr schätzbaren Bericht hinterlassen.

Im Jahre 1700 finden wir einen höchst gemüthvollen und ausgezeichneten Reisenden in Syrien und Palästina, nämlich den holländischen Maler Cornelis de Bruyn. Daß er alles malerisch sah und schmückte, wird Niemanden befremden; wir könnten ihn den Urheber malerischer Reisen nennen. Er kehrte nach Europa zurück, und suchte sich zu Venedig in seiner Kunst zu vervollkommnen. Seine Reiselust überwog aber

zuletzt, und er durchwanderte zu Fuß den ganzen Orient bis China. Seine Beschreibung zeigt überall den gebildeten, phantasiereichen und geschmackvollen Mann; bei ihm findet man, so viel mir bekannt, die erste Nachricht und Beschreibung des seitdem so berühmt gewordenen Chamäleon. Er liefert auch eine Abbildung desselben, die auch jetzt noch als sehr werthvoll betrachtet werden kann. Er sah die ersten dieser Thiere zu Smyrna, wo er sich mehre derselben verschaffte, und sie längere Zeit hindurch beobachtete. Die frische Meeresluft athmen sie begierig ein; außer einigen Mücken sah er sie weder Speise noch Trank zu sich nehmen. In dem Zeitraume von einer halben Stunde wechselten sie ihre Farbe drei bis vier Mal, ohne eine besondere äußere Veranlassung. Ihre gewöhnliche Farbe ist jedoch grau oder aschfarb, welche häufig in ein schönes gelbliches Grün übergeht; mitunter erscheint es auch braun. Die Haut ist glänzend und beinahe durchsichtig. Bruyn bestreitet aber die Behauptung, als ob das Chamäleon alle Farben der Gegenstände annehme, die neben ihm sind; so nahmen seine Exemplare niemals die rothe Farbe an, obwohl sich manche Gegenstände in seiner glänzenden Haut spiegelten. Er konnte keines bis in den fünften Monat lebend erhalten; sie starben meist im vierten Monat. Die Neugierde trieb unsern Maler, die Eingeweide zu untersuchen. Er fand kleine, durch einen Faden verbundene Eier, wie von kleinen Vögeln, und war überrascht, keine Gedärme zu finden, noch andere den übrigen Thieren gemeinsame Theile. Das Merkwürdigste schien ihm die Zunge, welche so lang wie der ganze Körper war. Der Gang des Chamäleon ist langsam. Von irgend einer Höhe steigt es sehr vorsichtig herab, bedarf aber stets irgend einer Rauhheit, um sich daran fest zu halten; über glatte Abhänge stürzt es schnell. Es öffnet seinen Mund selten, und nur wo es frische Luft einzuathmen findet, wo es ein gewisses Vergnügen an den Tag zu legen sucht. Das Chamäleon hat sehr kleine runde schwarze Augen; es soll mit dem einen immer aufwärts schauen, wenn es mit dem andern hinabblickt, und also beide Augen nach verschiedenen Seiten wenden. Aus dieser

Probe sieht man deutlich genug, daß auch die ältern Reisenden keineswegs die Beobachtungen und Forschungen in der Natur so sehr verwahrlost haben, als man uns immer gerne glauben machen möchte. Es hat allerdings auch früher recht wackere Leute gegeben. So wird uns auch im Jahre 1715 die Beschreibung des glücklichen Arabiens auf eine sehr angenehme Weise dargeboten. Nachdem nämlich Arabien durch lange Zeit vernachläßigt und verwahrlost war, tritt es durch die Franzosen wieder in den Kreis der Entdeckungen und Erforschungen ein. Die Franzosen waren die ersten, welche nach längerer Zeit dieser berühmten Erdgegend und ihren Produkten die ganze Aufmerksamkeit wieder zuwandten, welche dieses Land verdient. Mit einer kleinen Flotille, welche des Kaffeehandels wegen nach Yemen fuhr, ging auch Peter de la Roque nach Arabien. Das Interessanteste bei dieser Reise ist eine Abhandlung über den Ursprung und das allmähliche Umsichgreifen des Kaffeetrinkens, von welchem noch Madame Sevigne behauptete: man würde nach ein paar Jahrzehnden sowohl das Kaffeetrinken, als Voltaires Schriften vergessen haben, worin sich die wackere Dame in beiden Stücken höchlich geirrt hat.

In einem sehr guten Rufe als Reisender steht auch Friedrich Hasselquist, der im Jahre 1749 Palästina besuchte, und auf eine heute noch höchst brauchbare Art beschrieb. In das Jahr 1761 fällt die Reise des wackern Italieners Giovanni Mariti durch Cypern und Syrien nach Jerusalem, und von da zurück nach Livorno. Mit der höchsten Lebendigkeit beschreibt dieser schätzbare Beobachter seine siebenjährige Reise. Sie ist um so interessanter, als die alten Städte der Philister oder Phönizier darin ganz vorzüglich berücksichtigt sind. Die Stadt Seida und Barut, das alte Sidon, Berytus, sind hier so behandelt und beschrieben, daß wir kein Reisewerk kennen bis auf den heutigen Tag, worin diese höchst interessante Gegend so vortrefflich behandelt wäre.

3. Niebuhrs Reise in Arabia.

Die Verdienste Niebuhrs um Persien haben wir schon im vorhergehenden Buche zu würdigen gesucht. Hier haben wir zur Aufgabe, den Verdiensten dieses vortrefflichen Mannes um Arabien Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir haben oben bemerkt, wie er von Konstantinopel nach Egypten ging. Seine Bemerkungen über Egypten hat die neuere Zeit gewürdigt, obwohl sie dieselben verdunkelte. Zu Niebuhrs Zeiten war es noch etwas schwerer, die Monumente Egyptens zu besuchen, und eine Armee, welche Napoleon zu Gebote stand, unterstützte Niebuhrn nicht; dennoch ist sein Werk auch in Bezug auf Egypten aller Anerkennung würdig. Über Arabien aber ist er unübertroffen, und nur Burkhardt würde ihn, hätte er seine Papiere selbst bearbeiten können, *vielleicht* verdunkelt haben. Um nach Arabien zu gelangen, begab sich Niebuhr nach Suez, und von da an den Berg Sinai durch das steinige Arabien. Seine Beschreibung dieser Gegend wird durch die neuern Reisenden vollkommen bestätigt. Vom Berge Sinai, wo er mehre hieroglyphische Inschriften kopirte, kehrte er nach Suez zurück, wo er sich alsdann einschiffte, um sich nach Dschidda zu begeben. Er besuchte hier den Hafen von Tor, welcher mit mehren kleinen Dörfern umgeben war. Die Reise war ziemlich beschwerlich, denn dazumal herrschte noch kein Mehemed Ali über das rothe Meer. Endlich kam man nach Jambo und von da nach dem berühmten Dschidda. Niebuhr und seine damals noch lebende Gefährten betraten mit einiger Angst diese Stadt, weil sie gesehen hatten, wie die Muhameder die Christen mit Verachtung behandeln, und glaubten, daß diese Verachtung zunehmen müsse, je mehr man sich den heiligen Städten nähere. Zu Jambo wurden sie in dieser Meinung bestätigt; zu Dschidda hingegen überwog das Handelsinteresse den Fanatismus, und wie in der ganzen Welt die Handelsstädte die tolerantesten sind, so erfuhren sie dasselbe auch hier. Außer dem Thore, welches nach Mekka führt, war es ihnen unbenommen, nach Belieben allenthalben herumzugehen, und

sich überall nach Gefallen umzusehen, ohne im geringsten beunruhigt zu werden. So wurde es denn Niebuhr möglich, ein höchst interessantes Gemälde von dieser berühmten Handelsstadt zu liefern. Von Dschidda ging die Reise nach Loheia, ebenfalls zu Wasser. Auch hier hatte Niebuhr keine Ursache sich zu beklagen, und er überzeugte sich immer mehr, daß mit den Orientalen, so bald man nur nicht fordere, daß dieselben Europäer seyn sollen, ziemlich gut umzugehen sey. So besuchte er nach einander Beit El Fakih, Gahlef Ka, Hodeida, Zebid, Tahate, Kaschme, Hadie und die Berge, welche den Kaffee hervorbringen. Diese ganze Umgegend wurde von ihm mit der größten Sorgfalt untersucht, und das schöne Yemen, welches den Namen des glücklichen Arabien in der That verdient, wurde von Niebuhr mit unverwüstlicher Heiterkeit, Wahrheit und Scharfsinn gezeichnet. Er machte von Beit El Fakih noch mehre Ausflüge, einen nach Udden, Dschöbka, Tääs und Hääs. Dieser Ausflug ging tief in den bewohntesten Theil der Gebirge von Yemen. Sodann begab er sich nach dem berühmten Mokka, von wo er abermal eine Reise über Dorebat, Taääs, Dschuruk, Aebb, Damar nach Sana, und von da über Beit El Fakih nach Mokka zurückmachte. Zugleich zog Niebuhr über die Reise eines Holländers, der Yemen nach verschiedenen Richtungen durchwandert hatte, Nachrichten ein. So erhalten wir denn durch Niebuhr von diesem interessanten Lande ein anschauliches Bild. Die glücklichen Thäler von Yemen erfreuten sich damals eines allgemeinen Wohlstandes. Ohne Fehden kann zwar der Araber nirgends leben; demungeachtet erfreuten sich die schönen Thäler des Berglandes einer ziemlich dauerhaften Ruhe und Sicherheit. Wie gut sich Niebuhr mit den Arabern dieses Landes zu vertragen wußte, davon zeugen seine vielfältigen und genauen Beobachtungen über die Sitten, Lebensweise und das Volk der Araber sowohl in ihrem öffentlichen als häuslichen Leben. Wir erfahren durch diesen Reisenden, daß Arabien in mehre Provinzen, als: Yemen, Hadramaut, Lara, Nedsched und Hedschas getheilt

sey. In jeder dieser Provinzen gibt es wieder mehre unabhängige Bezirke, so daß das glückliche Arabien in eine unzählige Menge kleiner, gewisser Maßen unabhängiger Gebiete zerfällt. Die Ebenen und Flächen sind meist aus Mangel an Wasser steril, und nur während der Regenzeit mit einer Pflanzendecke versehen. Die höher gelegenen Gegenden haben Quellen, und wo diese sind, ist auch die Fruchtbarkeit außerordentlich. Die große Bergkette, welche Arabien von Süden nach Norden durchzieht, bietet so steile Abhänge dar, und ist so sehr gegen den arabischen Busen geneigt, daß die Regenwasser in äußerster Schnelligkeit abfließen, und zwar sowohl über als unter der Erde. Von Salzseen hat Niebuhr nichts gehört; man sieht nur einen dergleichen bei Basra, welches schon dem Euphratland zugehört. Das Klima wechselt in Arabien nach der Lage und Höhe der Örter, welche sich auf dieser Halbinsel befinden. In den Bergen von Yemen hat man eine regelmäßige Regenzeit, welche vom halben Juni bis Ende September dauert. Durch diese tropische Regen wird die heiße Jahreszeit gekühlt, und zum angenehmsten Theile des Jahres. Während dieser Zeit geschieht es, wiewohl selten, daß der Himmel 24 Stunden mit Wolken bedeckt ist; im übrigen Theile des Jahres sieht man oft Monate lang auch nicht das kleinste Wölkchen. Niebuhr sah oft zu Tehama ganze Tage lang kein Wölkchen am Himmel, während es in den benachbarten Bergen regnete. Man spricht auch noch von einer andern Regenzeit im Frühjahre, im Monate Nisan, aber dieselbe dauert nicht lange; von ihr hängt jedoch eine reiche Früherntе ab. Man sagt ferner, daß dieser Frühlingsregen die Perlenmuscheln befruchte; eine Fabel, die im ganzen persischen Golfe geglaubt wird. Die Regenzeit ist nicht überall gleich; im mittägigen Arabien, zu Maskat oder Muskate, dauert sie vom 21. November bis zum 18. Februar, in Oman vom 19. Februar bis zum 20. April. Die heißesten Monate sind die vom 20. April bis zum 20. September. Auch die Hitze ist sehr verschieden, beinahe unerträglich in Tehama, wo es oft ein ganzes Jahr hindurch nicht regnet; dagegen sehr gemäßigt in den benachbarten Bergen.

Das Farnheitische Thermometer stieg in Yemen nicht über 85°; in Tehama vom 6. bis 21. August aber allezeit auf 98°. Auch war das Land hier beinahe beständig nebelig, was die Hitze noch empfindlicher macht. In Sana dagegen soll es in Winternächten sogar gefrieren. Diese klimatische Verschiedenheit bringt auch eine große Verschiedenheit in die Lebensweise und Produkte; man findet daher hier sowohl Sitten als Erzeugnisse neben einander, welche man sonst nur in großen Entfernungen zu finden gewohnt ist. Die Winde sind auch verschieden; Westwinde, von Halep herkommend, sind feucht, Ostwinde dagegen, die von der Wüste herkommen, trocken. Die Südostwinde, vom Meere kommend, sind feucht und bringen Nebel; Nordwestwinde dagegen sind trocken und dürre. Die feuchten Winde sind lästig, indem sie die Hitze begünstigen und einen außerordentlichen Schweiß verursachen; die trocknen Winde sind weniger unangenehm, obwohl sie alles so ausdorren, als ob es den heißen Strahlen der Sonne ausgesetzt wäre. Diese trocknen Winde absorbiren alle Feuchtigkeit, auch wenn sie in Gefäßen von Glas oder Metall enthalten sind. Man kennt indessen auch hier die egyptischen Krüge, Bardaks genannt, in denen das Wasser immer rein und frisch bleibt. Im Sommer-Solstitium, wenn die Sonne senkrecht über Arabien steht, ist auch die Hitze sehr groß. Besonders im Juli und August läßt sich zwischen 11 Uhr Vormittag und 3 Uhr Nachmittag nicht leicht Jemand, ohne die dringendste Nothwendigkeit, im Freien sehen. Die Araber ruhen gewöhnlich zu dieser Zeit in lüftigen Gemächern, und man hat Beispiele, daß während dieser Zeit auf dem Wege von Basra nach Zobeir Menschen und Thiere vor Hitze verschmachteten.

Über den Sam, Smum, Samiel oder Sameli, nach den verschiedenen Aussprachen der Araber, jenen berüchtigten Giftwind, sagt Niebuhr: daß derselbe am meisten in der Wüste, zwischen Basra, Halep und Mekka bekannt sey. Man kennt ihn aber auch in Persien und Indien, und selbst in Spanien. Er ist jedoch nur in der heißesten Jahreszeit zu fürchten, und man behauptet, daß er allezeit aus der großen

Wüste von Seite von Mekka herkomme; nach Bagdad kommt er von Westen, nach Basra von Nordwest und nach Surate von Norden. Man versteht jedoch unter dem Namen Samum nicht bloß den tödtenden Wind allein, sondern jeden heißen, brennenden Wind. Der heißeste Wind, welcher zu Kairo weht, kommt über die heiße Wüste Lybiens, folglich von Südwest. Da die Araber gewohnt sind, eine außerordentlich reine Luft zu athmen, so erkennen sie den Smum oder Samum an dem Schwefelgeruch, und dieser Wind ist tödtlich. Die Luft erscheint in der Gegend, woher er kommt, röthlich. Die Araber werfen sich sodann mit dem Angesicht zur Erde, und die Thiere fühlen sich durch den Instinkt getrieben, ihr Haupt zu neigen. Dieses Mittel trügt niemals, und diejenigen, welche es versäumen, bezahlen ihre Kühnheit nicht selten mit dem Leben. Indessen vergehen manchmal mehre Jahre, ohne daß dieser gefährliche Wind fühlbar würde. Diejenigen Leichname, welche in Folge dieses Windes erstickt wurden, gehen schnell in Fäulniß über. Das Blut dringt mit Heftigkeit aus Nase und Ohren hervor, der Körper wird aufgedunsen, blau und grün, behält lange seine Wärme; will man indessen ihn bei den Extremitäten anfassen und aufheben, so trennen sich die Glieder. Indessen bemerkt man, daß manche Personen leichter als andere unterliegen. Von einer Karawane, die von diesem Winde überfallen wurde, starben fünf augenblicklich, mehre jedoch erst einige Stunden darauf, und noch andere wurden durch Erfrischungen, welche die Araber stets auf Reisen mit sich führen, nämlich durch Knoblauch und trockne Rosinen, wieder hergestellt.

Mit eben solcher Genauigkeit spricht Niebuhr auch über die Bevölkerung selbst, über den Adel der Araber, der in den Nachkommen des Propheten und seiner vornehmsten Anhänger und Gehülfen besteht. Die Stammtafeln sind bei ihnen heute noch üblich, wie sie es in den ältesten Zeiten, von denen uns die Bibel berichtet, waren. Die Religion der Araber war stets reiner als die der umliegenden Völker, und auch der Muhamedismus wird unter ihnen am reinsten bewahrt. Der Charakter der Ara-

der ist von Niebuhr so klar aufgefaßt, daß er als ein Muster der Charakterschilderung der Völker gelten kann. Die lebendigsten unter den Arabern sind die von Yemen, weniger die der Hedschas; aber auch diese sind unendlich lebendiger, als die indolenten Türken. Sie leben von Kindheit an der Natur gemäß. Ihre erste Erziehung erhalten sie von den Müttern; im sechsten Jahre übernimmt die Söhne der Vater, und erzieht sie mit Ernst; daher wird man schwerlich ein Volk finden, welches mehr äußern Anstand und Würde zeigt, als der Araber. Trotz diesem äußern Ernste ist der Araber gesellig und liebt Gesellschaft, wo Munterkeit und Erzählung herrscht. Seine Sprache und der Reichthum seiner Mährchen-Literatur zeigt einen höhern Grad von Civilisation an, als man gewöhnlich glaubt. Über die vielen Klagen von Heuchelei, Betrug und Raubsucht der Araber, antwortet Niebuhr, daß er gar keine Klage gegen sie habe. Einzelne gebe es zwar unter ihnen, auf welche ein Theil dieses Bildes passe; es sey aber falsch, wenn man solche Einzelheiten der ganzen Nation zur Last lege. Die Araber selbst wissen es sehr wohl, daß sie eben so gut, wie wir, Galgenvögel unter sich haben. Daß die Europäer, welche Handels wegen nach Arabien kommen, falls sie unvorsichtig sind, leicht betrogen werden, ist eine Sache, die einem Araber in einer europäischen Seestadt, bei aller Solidität europäischer Kaufleute, ebenfalls widerfahren könnte. Niebuhr meint daher, es sey in Arabien, so wie auf der ganzen Erde, eine Fraktion Schelme mit ehrlichen Leuten vermischt. Die Araber sind nicht händelsüchtig, führen aber, dazu gereizt, ihre Sache tapfer; sind auch wohl gleich mit dem Messer da, lassen sich aber auch schnell wieder besänftigen, und sind zum Frieden geneigt. Er mag noch so aufgebracht seyn, und ein anderer rufe ihm zu: denke an Gott und seine Propheten, so versöhnt er sich gewöhnlich auf der Stelle. Auch erträgt ein Araber mehr, als man gewöhnlich glaubt, und legt überhaupt diejenige Kaltblütigkeit an den Tag, welche in dem unübertrefflichsten Meisterstücke der ganzen Literatur der Menschheit, im

Buche Hiob, so vortrefflich dargestellt ist. Hiob ist überhaupt der Repräsentant eines vollkommnen Arabers.

Wir bewundern ferner Niebuhr, wenn wir lesen, wie er auch das scheinbar Geringfügigste über dieses Volk erkundet hat. Die Art, wie gegen die Mörder verfahren wird, der Werth und die Zeichen der Jungfrauschaft, ihr häusliches Leben, ihr Betragen gegen andere Religionsgenossen, ihre Gastfreiheit, Höflichkeit und Begrüßungsart, ihre Nahrung, die Art, dieselbe zu bereiten, ihre Häuser und ihre Bauart, die Kleidung, ihre Gewohnheit in Bezug auf Heirathen, die Pflicht, dem kinderlos verstorbenen Bruder einen Samen zu erwecken; alles dieses wird mit Gründlichkeit erforscht und behandelt. Merkwürdig sind die Beobachtungen Niebuhrs, und die zu diesem Behufe gesammelten Nachrichten über die Polygamie der Orientalen, die Beschneidung, die Kastrirung der Menschen und Thiere. Sodann verbreitet er sich über die Sprachen und die Wissenschaften der Araber; ferner über die Landesprodukte, den Ackerbau, die Viehzucht, wobei die Pferde, wie natürlich, nicht vergessen sind. Das Beste aber, bis auf den heutigen Tag über jene Länder, ist Niebuhrs Gemälde von Yemen. So verdanken wir denn diesem außerordentlichen Geiste eine Beschreibung von Arabien, die mit vollem Rechte unter die wichtigsten Entdeckungen und Enthüllungen der neuern Zeit gerechnet werden kann.

4. Neuere Reisen nach dem gelobten Lande in Arabien.

Unter den Reisenden, denen wir einige interessante Kunde jener Gegenden verdanken, darf auch der berühmte James Bruce nicht vergessen werden; der, bevor er seine Reise nach Abyssinien antrat, die Küsten des Mittelmeeres von Tunis bis Aleppo bereiste. Er besuchte die syrische Wüste, ließ durch einen italischen Maler die Ruinen von Palmyra und Balbek zeichnen. Da aber seine Gesundheit zu wanken anfing, so kehrte er nach Aleppo zurück, und trat später seine Reise nach Abyssinien an. Zu Tyrus, der Königin der Städte im Alter-

thume, fand er nichts als ein paar Fischer mit zerrissenen Netzen und elenden Hütten. Von den Trümmern zu Balbek, sagt er: daß sie alles übertreffen, was er jemals als Bildhauerarbeit in Stein gesehen habe. Die Zeichnungen, welche Bruce von den zertrümmerten Städten der Wüste genommen, und zurückgebracht hat, machte er dem Könige zu einem prachtvollen Geschenke.

Im Jahre 1783 besuchte der geistvolle Franzose Volney, nach langer Zeit der erste wissenschaftliche Reisende, wiederum Syrien und Egypten. Seine lebhafte Phantasie, sein reizhaft empfängliches Gemüth bewog ihn, besonders Syrien und Palästina eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu spenden. Er erblickte in diesen Ländern den wichtigsten Schauplatz geistiger Thätigkeit; das Land, von dem aus die einflußreichsten Ideen sich über den Erdkreis ergossen haben. Mit der ganzen Kraft seines Genies umfaßt er daher die Ideen, welche der Anblick dieser Länder bei ihm erregt, und beschreibt sie mit einem Feuer und einer Wahrheit, die ihn zu den besten Schriftstellern über sie erhebt, ja über sie emporhebt. Keiner seiner Nachfolger in diesen Ländern hat ihn übertroffen, was denn wohl auch überhaupt schwer seyn dürfte. So wenig wir daher auch seine Reflexionen und überspannten Ansichten gut heißen, so müssen wir ihn doch in geographischer Rücksicht unter die besten Quellen für die Kunde des gelobten Landes zählen.

Erst im Jahre 1799 erhalten wir durch Charles Paultre, Adjutanten des Obergenerals Kleber, wieder Nachricht aus diesen Gegenden. Er nahm eine sehr schätzbare Karte von Syrien und Palästina an Ort und Stelle auf, und begleitete sie mit einem höchst ausführlichen Kommentare über die Geographie dieser Länder. Unten den vielen herrlichen Früchten, welche die Expedition nach Egypten der Wissenschaft getragen hat, ist diese gehaltvolle Beschreibung von Syrien, nebst der herrlichen Karte von Paultre, auch mit Dank und Anerkennung zu erwähnen. Unter die mittelbaren Folgen dieses denkwürdigen Feldzuges gehört auch die Gesandtschaftsreise des englischen Ge-

nerals Köhler nach Konstantinopel. Seine Aufgabe war, den Türken zur Vertreibung der Franzosen aus Egypten allmöglichen Beistand zu leisten. In seinem Gefolge befanden sich, nebst zahlreichen Ingenieuren und Artillerieofficieren, der geschickte Wundarzt William Wittmann, welcher durch seine Beschreibung von Natolien und Syrien sich um die Geographie dieser Länder verdient gemacht hat. Eben so darf William Franklin, der ebenfalls zum Gefolge Köhlers gehörte, und später eine gehaltvolle Beschreibung der besuchten Länder bekannt machte, nicht vergessen werden.

Vor diesen beinahe durch bloßen Zufall herbeigeführten Reisen nach jenen intrressanten Gegenden des Morgenlandes ward im Jahre 1793 G. A. Olivier von der französischen Regierung nach dem Oriente in der Absicht gesandt, um über alte und neue Geographie, den Handel, die Sitten, Gesetze und Gebräuche der Völker, welche jene Gegenden bewohnen, die Natur des Landes, mit einem Worte, den physischen und moralischen, politischen und kommerziellen Zustand der Länder und Völker des türkischen Reichs zu erforschen. Olivier begab sich nach Konstantinopel, und von da nach den Provinzen der asischen Türkei. Er besuchte Kleinasia, Persien, Syrien, Arabien und Egypten, und machte nach seiner Rückkehr die Ergebnisse seiner so höchst wichtigen Reise, den Ertrag von sechs mühevollen Jahren, in einer ziemlich lebendigen und gehaltvollen Beschreibung bekannt. Damit auch die Naturgeschichte nicht leer ausginge, so wurde ihm der sehr geschickte Naturforscher und Botaniker Bruguier als Gefährte beigegeben. Hierauf besuchte Olivier die Inseln des Archipelagus, sodann ging er nach Rhodus, worauf er zu Barut oder Beyrout landete. Dieses ist das alte Berytus, von dessen ehemaliger Pracht stehende und liegende Granitsäulen und Trümmer prachtvoller Monumente zeugen. Der Enkel Herodes des Großen, Agrippa, verschwendete einst das Mark seiner Provinz zur Verschönerung dieser Stadt; jetzt gleicht sie, wie alle Städte dieser Länder, einem todten Gerippe. Von Barut ging die Reise nach Seyde,

einen Weg von 30 Meilen. Das Land ist hier sehr schön. Bei Gaffar fand man weitläufige Ruinen, welche Olivier für das alte Leontopolis hält. Es bestärkte ihn in dieser Meinung die große Menge von Sarkophagen, welche sie in geringer Entfernung entdeckten. Man zählte in kleiner Entfernung vom Wege 200 derselben; sie sind sämmtlich aus einem Blocke grauer Kalksteine gehauen; die Deckel sind sehr dick und passen vollkommen. Sie haben ungefähr sechs Fuß Länge und dritthalb Fuß Breite, und scheinen von jeher an derselben Stelle, wo sie sich jetzt befinden, also unter freiem Himmel, gestanden zu haben. Man findet welche, die in den Felsen selbst gehauen sind, und einen den übrigen gleichen Deckel haben. In den nahen Felsen bemerkt man auch Katakomben. Die Stadt Seyde liegt in einer sehr reizenden Gegend; es ist das alte Sidon, welches auch jetzt noch Spuren seiner ehemaligen Größe bewahrt. Für den jetzigen Zustand der Schifffahrt ist jedoch der Hafen zu klein, woraus man denn sieht, daß die Phönizier keine Linienschiffe von 300 Kanonen hatten. Das jetzige alte Tyrus heißt Sur, und liegt 20 deutsche Meilen von Sidon entfernt. Der Weg ist sehr schön, und man bemerkt noch hin und wieder die römischen Meilensteine, welche freilich aus einer andern Zeit herrühren. Jetzt fanden sie an diesen einst so lebendigen Küsten nichts als eine ungeheure Menge Seekrabben. Spuren alter Wohnungen, alter Herrlichkeit, Cisternen, Thürme und Dämme gibt es überall. Die Halbinsel, auf welcher das alte Tyrus lag, enthält jetzt nur einige verfallene Häuser, und ist, nach Olivier, das elendeste Nest des ganzen türkischen Reiches, was in der That stark ausgedrückt ist. Nur einige Räuberbanden bewohnen das berühmte Tyrus, welches jetzt Sur heißt. Die Salomonsbrunnen sind schöne Cisternen, und hin und wieder zeigen die Spuren, daß es einst hier anders war als jetzt. Übrigens könnte es auch jetzt anders seyn als es ist, denn die Natur hat hier den einzigen Hafen Syriens gebaut, welcher nicht nur große Kauffarteischiffe, sondern auch Kriegsschiffe zu fassen im Stande wäre. Auch könnten an dieser Küste die vielen kleinen Häfen ansehnlich erweitert,

und Syriens Küste wohl wieder das werden, was sie einst war. Von Tyrus ging Olivier wieder nach Barut, nachdem er noch mehre alte berühmte Punkte des alten Phöniziens besucht hatte; endlich kehrte er nach Aleppo zurück. Diese Stadt hat viel von den Kurden zu leiden; ihre Bewohner sind die liebenswürdigsten, gebildetsten und muntersten Menschen in der Türkei, welche durch Kleidung und Sprache sich vortheilhaft vor diesen auszeichnen. Selbst die Frauen zeichnen sich vor andern Muhamederinnen durch Geist aus, lieben lebhafte Unterhaltung und haben bei weitem weniger gezwungenes Wesen. Sie genießen den Ruf als sehr schön und liebenswürdig, aber wo es ohne Gefahr geschehen kann, auch sehr wollüstig und ausschweifend zu seyn.

Über die Sitten in Syrien läßt sich Olivier weitläufig aus. Trotz des üblen Rufes, in welchem Aleppos Frauen stehen, sollen die verliebten Abenteuer bei weitem seltner, als in einer mittelmäßigen Stadt Europas seyn; was wir auch herzlich gerne glauben, denn der Orientale hält auf Anstand. Die größten Wollüstlinge sind die Janitscharen; diese finden aber in den 10 Meilen von Aleppo liegenden Dörfern Keftin und Martavan Befriedigung. Hier machen sich nämlich die Frauenzimmer eine Pflicht daraus, ihre Reize unentgeldlich jedem Fremden anzutragen, und nach der Ehre des Vorzugs begierig zu streben. Der Ursprung dieses sonderbaren Gebrauches hängt unstreitig mit religiösen Grundsätzen zusammen, die aus der ältesten Zeit stammen. Es ist nämlich die Verehrung, welche man in dieser Gegend der im ganzen Weltall zerstreuten, erzeugenden Schöpferkraft erwies. Zwischen Heliopolis und Byblos lag nämlich, in der Nachbarschaft von Aphaka, vor Alters ein Tempel am Abhange des Gebirges. Hier wurde Venus Urania von allen Bewohnern der Gegend verehrt, und an gewissen Tagen des Jahres wallfahrtete das ganze Volk in großen Scharen zum Feste, welches für die syrischen Priester um so einträglicher war, als die abergläubische Ansicht von der Verehrung der Zeugungskraft jede Spur von Zucht und Schamhaftigkeit verbannte. Die My-

sterien der syrischen Göttin sind, nebst dem Sonnendienste, welchen Heliogabal in Rom einführte, nur zu bekannt. Konstantin ließ aber diese Höhle des Gräuels durch seine Soldaten zerstören. Auch zu Heliopolis war ein Tempel der Venus, wo der Aberglaube der alten Welt, verbunden mit dem Interesse der Götzenpriester, die Ehre der Frauen schamlos Preis gab; Konstantin ließ auch diesen niederreißen. Indessen Spuren solcher Entartungen halten bei den Völkern Jahrtausende hindurch an. Syrien ist nach Oliviers Zeugniß um so mehr angefüllt mit solchen Resten alten Sauerteiges, als sich hier beinahe alle Religionen der Erde, die besten wie die schlechtesten, begegneten. Oliviers Vermuthung, daß die von den Moabitern abstammenden Chinganes, die sich mit Zauberei und Betrug abgeben, und wie bekannt, schon zu Moses Zeiten abgaben, unsere Zigeuner seyen, ist wenigstens sinnreich und würde sich zur Wahrheit erheben, wenn sich die Identität der Sprachen bestätigen sollte. Olivier sagt ausdrücklich, sie hätten die nämlichen Sitten, das nämliche Betragen und die nämliche Sprache. Diese Behauptung wäre wenigstens einer Untersuchung werth, um dem räthselhaften Volke in Europa sein Stammland nachweisen zu können.

Aleppo ist die dritte Stadt des türkischen Reiches, mit sehr hohen Mauern aus Bruchsteinen umgeben. Sie hat beinahe sechs deutsche Meilen im Umfange und 150,000 Einwohner. Die Häuser sind aus Steinen wohlgebaut, und mit vielen sehr schönen Terrassen versehen. Gegen den Mittelpunkt der Stadt erhebt sich auf einem kegelförmigen Berge ein Kastell, worin der Pascha mit seiner Wache wohnt. Die Luft ist gemäßigt und gesund. Zwei Drittel der Einwohner sind Türken und Araber; unter den letztern sind 3000 bis 4000 Familien, die vorgeben, von Muhamed abzustammen, und sich Scherifs, d. h. Edelleute nennen. Im Jahre 1822 wurde die ganze Stadt durch ein dreimaliges schreckliches Erdbeben von Grund aus zerstört.

Von Aleppo ging Olivier nach Orpha, sodann nach Nisibis, und kam endlich nach Mosul. Unterwegs besuchte

er eine unterirdische Stadt an einem kleinen Flusse, wo sich die Grotten ununterbrochen auf einander erfolgten, und er deutlich zu sehen glaubte, daß hier Wohnungen von Menschen waren; man sieht Thüren, Fenster, Bänke und Säulengänge, kurz alles, was man äußerlich an einer Stadt bemerken kann. Jetzt wohnen Uhu, Schakale und Tauben darin. Von Mosul ging die Reise nach Nunia oder Ninive, und sodann nach Bagdad. Unterwegs wurde auch das Schlachtfeld von Arbela besichtigt.

Das alte Mesopotamien, oder jener Landstrich, der zwischen dem Euphrat und Tigris eine Länge von 200 Meilen hat, ist im nordwestlichen Theile gebirgig, im Winter kalt und sehr fruchtbar. In der Gegend von Erzerum befinden sich Kupferbergwerke. Bei Keban sollen auch Silber- und Goldminen vorhanden seyn. Die Einwohner sind Türken, Armenier und Kurden, sämmtlich Muhameder, mit Ausnahme der Armenier. Die Kurden sind gewöhnlich Hirten, ein schöner, gutgebauter Menschenschlag; die Frauen sind weiß, üppig gebaut und keineswegs zurückhaltend. Der mittlere Theil ist hoch gelegen, ziemlich eben und hat vulkanischen Boden; er ist daher fruchtbar, wiewohl wenig angebaut. Die Gegend um Bagdad, wo die Flüsse viel Schlamm absetzen, ist jetzt beinahe ganz wüste. Hier wohnt der arabische Löwe, welcher minder muthig und stark, und daher auch bei weitem listiger als der afrikanische Löwe ist.

Im Ganzen sind Oliviers Nachrichten ziemlich umständlich, getreu, und daher in mancher Rücksicht noch immer sehr brauchbar.

5. Fortsetzung des Vorigen.

Nach Olivier trat wieder eine ziemliche Stille in Bezug auf Arabien und Palästina ein, die im Jahre 1805 von James Griffith bekannt gemachten Nachrichten über Syrien und Palästina gehören zu den minder wichtigen. Eben so auch, was wir aus der noch im Jahre 1790 unternommenen Reise von Degrandpré entnehmen. Im Jahre 1792 machte

der Engländer Browne auch auf seiner Rückreise aus Afrika und dem Lande Darfur eine Tour durch Arabien, Syrien und Palästina nach Konstantinopel; aus seinen Nachrichten läßt sich allerdings sehr viel lernen. Er segelte am 19. Januar 1797 mit einem kleinen, von einem Araber befehligten Schiffe aus Damiette nach Syrien, und hatte dabei das Vergnügen, in die größte Lebensgefahr zu gerathen. Er war daher froh, nach Jaffa zu gelangen. Das erste Stück Land, welches er zu sehen bekam, war der Berg Gaza. Nach der Versicherung Brownes ist Palästina auch jetzt noch dem reizenden Bilde, welches das Alterthum entwirft, nicht unähnlich. Nur die Barbarei der Bewohner und die ewigen Fehden, welche das Land beunruhigen, so wie der Mangel an Anbau, entstellen es. Jaffa war auch dazumal, als es Browne besuchte, ein nettes Städtchen, mit hübschen steinernen Häusern, und die See hat schöne Korallen. Die Bewohner sind theils Christen, theils Juden, theils Muhameder. Die ersten haben zwei griechische und ein römisches Kloster; auch hat Jaffa einen gut gebauten Kai, was im Morgenlande eine Seltenheit ist. Von Jaffa reiste Browne, mit der schriftlichen Erlaubniß eines Klosters, nach Jerusalem. Zu Rama fand er ein großes, massiv gebautes Franziskanerkloster, in einer sehr anmuthigen Lage, wie denn der Weg von Jaffa nach Rama durch sieben schön gelegene Dörfer angenehm ist. Von Rama kam er nach Jerusalem über einen rauhen, mit Staub bedeckten Weg, auf welcher sein hinter ihm reitender Bedienter durch die Araber geplündert wurde. Jerusalem selbst machte einen nichts weniger als angenehmen Eindruck auf ihn. Die Stadt liegt auf einer Anhöhe, von hohen Bergen umgeben; die Stadtmauern sind noch in ziemlich gutem Zustande, und das Beste, was man an Jerusalem sieht; sie sind aus einem röthlichen Steine erbaut. Es gibt daselbst eine ungeheure Menge Bettler, welche die Hoffnung auf die Almosen der Gläubigen hinzieht. Die heiligen Örter fand er nicht im besten Zustande, denn sie verfallen mit vielem Heiligen, das in seinen sichtbaren Formen sich den

Einwirkungen der Zeit nicht entziehen kann. Browne fand übrigens Jerusalem und seine Umgebung auch darum unangenehm, weil er gerade im Winter da war, und den Boden immer mit Schnee bedeckt fand. Die beste Übersicht von Jerusalem gewährt der Ölberg. Von Jerusalem, wo die Anzahl der Christen weniger beträchtlich ist, als man glauben sollte, reiste er nach dem zwei Stunden entfernten Betlehem, das in einer sehr fruchtbaren schönen Gegend liegt, die gesunde Luft und gutes Wasser hat. Das letztere wird mit Röhren hingeleitet und ergießt sich in geräumige Cisternen. Unweit davon bekömmt man den sogenannten salomonischen Lustplatz (Deliciae Salomonis) zu sehen. Es ist ein kleiner Bach, der sich unter sanftem Gemurmel in ein Thal ergießt, und während seines Laufes eine der schönsten Gegenden Palästinas bewässert An den Ufern dieses Baches sprossen die schönsten Kräuter und Pflanzen hervor. Rund herum stehen eine Menge Olivenbäume, Weinstöcke und Feigenbäume, deren Anblick durch die Erinnerungen, welche sich daran knüpfen, um so erquickender wird. Die Bewohner werden ihres Wohnplatzes als keineswegs würdig geschildert, indem der Geburtsort des Erlösers sie gar nicht davon abhält, sich recht unchristlich zu hassen, so daß sie einander nächtlicher Weise die Olivenbäume absägen. Erfreulich ist der Anblick eines Klosters, wo Griechen, Armenier und Römer sehr friedlich unter einem Dache wohnen. In einer andern Richtung von Jerusalem liegt das Johanniskloster, in einer höchst romantischen, mit Oliven und Weinstöcken bepflanzten Gegend.

Von Jerusalem ging er nach Beirut, Naplusa und Samaria, dessen Lage sehr schön und romantisch ist. Auch hier wird die Gegend mit Weinstöcken und Maulbeerbäumen bepflanzt geschildert. Es wäre also noch immer das Land wo Milch und Honig fließt. Von Naplusa ging die Reise zuerst über einen gebirgigen und felsigen Landstrich von drei Stunden. Es wurde der Ebal und Garizim überstiegen. Auch hier sind die Thäler mit Reben, Oliven und Feigen geschmückt. Jenseits dieser Berge liegt eine unübersehbare, äußerst fruchtbare Ebene,

welche noch zu der Provinz Samaria gehört; dieselbe ist, wie im Alterthume, von muthigen, kriegerischen und wohlbewaffneten Leuten bewohnt. Das heutige Samaria stellt indessen keine Heerschaaren, wie im Alterthume, ins Feld, denn es ist ein elendes Dorf von wenigen Einwohnern. Schöner ist Nazareth, ein hübsches Dorf, das nebst einem ansehnlichen Kloster am Abhange einer schönen Höhe liegt, und dessen Bewohner meist Christen sind, welche Browne die Neckereien klagten, die sie von den umliegenden Arabern zu erdulden hatten. Unweit Nazareth zeigt sich der Berg Tabor, auf welchem man die prachtvolle Umgegend weit und breit überschaut. Durch eine Reihe von Hügeln wird hier Galiläa von Samaria gesondert, und man gelangt nach einem sechsstündigen Wege von Nazareth aus nach Akre. Diese Stadt, welche von Browne für unhaltbar angesehen wurde, hat sich in der neuern Zeit als ziemlich haltbar erwiesen. Sie liegt auf einem Vorgebirge, in der Nähe eines kleinen Meerbusens, hat aber keinen Hafen. Die europäischen Handelsschiffe gehen am Fuße des Berges Karmel vor Anker. Von da ging Browne nach Tyrus, Sidon und den übrigen berühmten Örtern des Alterthums. Er schildert die Landschaften durchaus als schön und anmuthig bis nach Aleppo. Syrien enthält vier Paschaliks: Damaskus, Aleppo, Akre und Tripoli. Von Aleppo aus machte Browne einen Ausflug nach Antiochien und Seleucia. An beiden Orten fand er noch bedeutende Trümmer einer prachtvollen Vorzeit. Er kam in das schöne Damaskus, das wahre Paradies des Morgenlandes, von den Orientalen Engeddi genannt, welches zwischen seinen Gärten von mehren Meilen Umfang köstlich gelegen ist. Hier sah er den Einzug der Mekka-Karawane. Die Stadtmauern sind zirkelförmig; die Vorstädte groß, aber unregelmäßig. Die Ebene, in welcher die schöne Stadt wie eine Moosrose liegt, ist drei Meilen lang und halb so breit, ein einziger Garten. Im Osten erhebt sich ein Ast des Antilibanon. Der Fluß Barade theilt sich oberhalb der Stadt in zwei Arme, und wird in die Gärten geleitet. Die Luft ist gesund, das Erd-

reich überaus fruchtbar; »nie, sagt Browne, und das will bei den Engländern viel sagen, sah ich irgend wo eine Gegend, wo so viel Obst wächst wie hier, besonders Weintrauben und Aprikosen, die einen unvergleichlichen Geschmack haben.« Die ganze Ebene ist mit lombardischen Pappeln bepflanzt, welche Baumart in Syrien einheimisch ist. Die Mauern von Damaskus sind fest; es hat neun Thore und ist in 23 Polizei-Distrikte abgetheilt. Damaskus ist eine berühmte Handels- und Manufakturstadt, und sowohl die Damascener-Klingen als Damascener-Seidenstoffe, die beide immer von vorzüglicher Güte verfertigt werden, erhalten den Ruhm und Namen von Damaskus in Ehren. Die Lebensmittel daselbst sind wohlfeil; Luft und Wasser so gesund, daß sich der Aussatz, diese schreckliche Krankheit des Morgenlandes, daselbst niemals zeigt. Von hier machte Browne auch noch einen Ausflug nach Baalbek.

6. Ludwig Burkhardt.

Unter allen Reisenden nach den Gegenden des Morgenlandes hat sich keiner so sehr der Theilnahme des Publikums und der gebildeten Welt zu erfreuen gehabt, als der berühmte Ludwig Burkhardt, eines der vielen Opfer, welches den ungastlichen Gegenden Afrikas gebracht, und von der gelehrten Welt mit Recht bedauert wurde. Wir müssen daher um so ausführlicher bei ihm verweilen, als wir seinen Talenten in der That eine sehr wichtige geographische Ausbeute verdanken, und gerade die vorliegenden Länder es waren, für welche er so vieles that und leistete. Sein eigentlicher Zweck war zwar die Erforschung Afrikas. Indessen raffte ihn der Tod hinweg, bevor er noch auch nur dazu kam, den eigentlichen Zweck seiner Reise zu beginnen.

Johann Ludwig Burkhardt war das achte Kind des Obristen Johann Rudolph Burkhardt zu Basel, und wurde am 25. November 1784 zu Lausanne, wo seine Ältern sich zufällig aufhielten, geboren. Er lebte bis zu seinem 15ten Jahre zu Basel, und kam später in eine Erziehungsanstalt nach Neuschatel. In Folge politischer Ereignisse begab sich sein Vater

mit ihm nach Leipzig, wo er vier Jahre lang studierte, und sich sodann nach Göttingen begab. Seine ausgezeichneten Talente, sein heiteres Temperament, die Güte seines Herzens und sonstigen Vorzüge gewannen ihm überall Freunde, Liebe und Achtung. Im Jahre 1805 besuchte Burkhardt seine Mutter in Basel, und ging sodann mit Empfehlungen nach London, wo er sich bewogen fand, seine Dienste der afrikanischen Gesellschaft anzutragen, welche auch angenommen wurden. Auf der Universität zu Cambrigde bildete er sich nun in der Astronomie, Chemie, Mineralogie u. s. w. aus; er trieb auch Medizin, und suchte besonders sich in den morgenländischen Sprachen zu vervollkommnen. Vor allem aber suchte er seinen Körper abzuhärten. Er ließ sich den Bart wachsen, machte barfuß lange Fußreisen in der größten Sommerhitze, schlief auf bloßer Erde und lebte von Pflanzenspeisen und Wasser.

So gerüstet an Leib und Geist trat er am 4. Februar 1806, indem er sich nach Malta einschiffte, seine Reise an. In orientalischer Kleidung langte er als indischer Kaufmann und Muhameder Ende Juli unter dem Namen Ibn Abdallah zu Aleppo an. Seine erste Sorge war, sich in den orientalischen Sprachen, Sitten, Gebräuchen, Religion, Gelehrsamkeit u. s. w. zu vervollkommnen. Er studierte mit großem Eifer, bildete Campé's Robinson ins Arabische um, unterzog sich jeder Art von Abhärtung, um nur seinem großen Berufe leben zu können. In einem Briefe an seine Ältern vom Jahre 1811 schildert er seine Reise durch die Wüste so, daß man daraus bereits abnehmen kann, er habe sich schon mit dem Oriente befreundet; »auch das Reisen der Wüste, allein, umgeben von Leuten, deren Treue man in Zweifel ziehen kann, ohne die geringste Bequemlichkeit, geplagt von Hitze und Ungeziefer, hat seine großen Reize. Siehe den Reisenden; seine Gefährten weckten ihn lange vor Tagesanbruch. Er verläßt die Zeltbewohner, sie segnend für ein freundschaftliches Nachtlager und reichliches Abendmahl. Die Kameele treten schweigend ihren mühsamen Weg an, und drücken von ferne schon, durch das Dunkel der Wüste, den Pfad zum näch-

sten Abendlager. Die Sonne tritt dann in unbeschreiblicher Majestät über das Sandmeer der Wüste hervor, und wessen Herz wäre fühllos genug, seinen Schöpfer hier nicht zu loben, dessen Güte und Vorsehung den Wanderer auch in Arabien begleitet? Die Kühle der Morgenluft dauert nur kurze Zeit; schon drei Stunden nach Sonnenaufgange glüht die Luft in der Hitze der Sonnenstrahlen; aber der vorsichtige Reisende ist mit einem dichten Mantel versehen, der jene Strahlen auffängt, und sein treues Thier trägt Wasserschläuche, die ihm erlauben, seinen Durst augenblicklich zu stillen. Die Araber begrüßen gewöhnlich die aufgehende Sonne mit Gesang und muntern Gesprächen; aber alles schweigt, wenn nun die Sonne dem Mittag sich nähert, und tröstet sich mit der kühlen Quelle, wo man das Nachtlager aufzuschlagen gedenkt. Bisweilen gibt der Anführer in der heißesten Stunde des Tages Zeichen zum Ausruhen; die Kameele lagern sich dann im Kreise ihrer Herren um das Gepäcke, und jeder sucht im Schatten seines Kameeles, eingehüllt in seinen Mantel, ein paar Stunden erquickenden Schlafes zu genießen. Jene Momente waren es, die ich benutzte, um ins Geheim unter meinem Mantel einige Bemerkungen meinem Journale anzuvertrauen. Der Aufbruch zögert nicht lange, und die Reisenden erblicken endlich gegen Abend den grünen Weideplatz um eine Quelle herum, wo sie zur Zeit des Sonnenunterganges anlangen. Ein Feuer von getrocknetem Kameeldünger, welchen man gewöhnlich an solchen Orten antrifft, oder den von der Sonne gedörrten Wüstensträuchen ist sogleich angezündet, und während einige von der Partie die Lastthiere tränken, bereiten die übrigen das Abendmahl, gewöhnlich ein gebratener Kuchen von Mehl, Butter und Zwiebeln. Doch öfter ändert sich die Scene; die Reisenden finden eine Horde von freundlichen Arabern um die Quelle herumgelagert; sie steigen vor irgend einem Zelte ab; Teppiche oder Matten werden ihnen zu Ehren auf dem Boden vor dem Zelte ausgebreitet, Kaffee sogleich gebrannt und herumgegeben, ein Lamm oder Ziegenböckchen geschlachtet und aufgetischt, und Kameelmilch im Überflusse angeboten. Der Abend

wird mit Rauchen und mit Anhören von Historien zugebracht. Von ferne ertönen rings herum die Gesänge der jungen Arabermädchen. Der prachtvolle Sternenhimmel entriß mich oft diesem Zirkel; einsam um das Lager herumwandernd, ließ ich meinen Gedanken vollen Lauf.«

So machte sich Burkhardt im Oriente einheimisch; er studierte die Lehren Muhameds und den Koran in Aleppo, der reinsten Schule der Muselmänner, und brachte es so weit, daß er alle Prüfungen bestehen und für einen vollkommenen Orientalen und Muhameder erklärt werden konnte. Er blieb dritthalb Jahre in Syrien, besuchte Palmyra, Damaskus und den Libanon, ging sodann nach Egypten und Dongola, und machte mit einer Karawane von 80,000 Pilgern die heilige Wallfahrt nach dem Berge Arafat und die heiligen Örter der Hedschas. Als hier ein Zweifel über seinen Islamismus entstand, unterwarf er sich einer strengen Prüfung zweier Rechtsgelehrten im theoretischen und praktischen Theile des muhamedischen Glaubens, und wurde nicht nur als ein sehr gläubiger, sondern auch sehr strenger und gelehrter Moslim befunden.

Von seiner eignen Art und Weise zu reisen, gibt er folgende Schilderung: »Wahrlich der Genuß einer morgenländischen Reise, wenn sie mit aller Bequemlichkeit vorgenommen wird, ist der Art in Europa zu reisen weit vorzuziehen. Wer bewaffnete Begleiter und Zelte hat, schlägt die letztern jeden Abend an einem schön gelegenen Platze auf, und hat sich weder um grobe Postillione, noch schlechte Pferde, noch schmutzige Wirthshäuser zu bekümmern, sondern reist mit eigenen Pferden, hat seine eigene Küche, sein Bette, und wird überall mit Höflichkeiten überhäuft, so bald er die Empfehlungsbriefe des Pascha vorzeigt. Meine Reisemanier ist ganz entgegengesetzt. Ich kehre jedesmal in den schmutzigen Karawanseraien ein, habe meinen Mantel und die Erde als Decke und Matratze, esse mit Kameeltreibern, striegle mein eigenes Pferd, sehe und höre aber manches, was dem Bequemreisenden unbekannt bleibt.«

Über Arabien hat uns Burkhardt Nachrichten hinterlassen,

welche fast die eines Niebuhr verdunkeln. Wie er selbst voll Leben war, und voll Feuer und Eifer für seinen Zweck, so ist auch sein Tagebuch ein lebendiges Bild dessen, was seine Augen sahen. Dabei kommt ihm seine erstaunenswerthe Gelehrsamkeit des Orients und Occidents trefflich zu statten. Nachdem er von den verschiedenen Eintheilungen Arabiens gesprochen hat, bemerkt er, daß der Name Hedschas von den Beduinen selbst nur für die fruchtbaren Thäler im Süden von Tayf, und so weit die Wohnungen der Asyr-Araber reichen, gebraucht wird, wo die Kultur des Kaffeebaums allgemein zu werden anfängt. Auch in den Städten Mekka und Dschidda wird er also gebraucht, und nur wenn sie mit Fremden sprechen, geben sie ihm eine weitere Ausdehnung. Die Provinz im Westen der Berge von Mekka bis Yambo nennen sie El Ghor, das Niederland; dagegen werden die Gebirge vom Norden in Tayf von ihnen selbst das nördliche Hedschas genannt. Auf das ganze Gebiet, welches gewöhnlich Hedschas heißt, mit Inbegriff der Städte Mekka und Medina, rechnet er eine Bevölkerung von nicht mehr als 250,000 Seelen. Die Stadt Dschidda ist auf einer Anhöhe erbaut, deren Fuß vom Meere bespült wird; sie ist längs dem Meere 1500 Schritte lang, aber nicht halb so breit, und erst seit kurzem mit einer Mauer gegen die Wehabiten umgeben; alle 40 bis 50 Schritte ist ein Thurm mit rostigen Kanonen; am Nordende steht die Residenz des Gouverneurs am Meere; ein Kastell am andern Ende der Stadt enthält zehn Kanonen. Eine Batterie mit einer Kanone, die Kugeln von 500 Pfund schießt, vertheidigt den Hafen; ihr Ruhm ist am ganzen rothen Meere verbreitet. Die Vorstädte bestehen aus elenden Hütten, die Stadt aus steinernen Häusern. Sie ist gut gebaut, zwar ohne Pflaster, aber geräumig und luftig; die Häuser sind zweistöckig und denen in Syrien ähnlich. Diese Stadt wird als der Hafen von Mekka betrachtet, daher ist der Handel lebhaft. Das Wasser ist selten und schlecht. Um die Stadt sind keine Gärten, und der Boden ist wüste; der Handel ist lebendig, das Volk aber meist ungesund. Im Norden der Stadt zeigt man das

Grab der Howa oder Eva, der Mutter des Menschengeschlechts; ein rohes Steinwerk, 4 Fuß lang, 3 Fuß hoch und eben so breit. Man findet hier meist Fremdlinge; die eigentlichen Araber sind ausgerottet. Handel und Schifffahrt ist hier ausgebreitet und die einzige Beschäftigung; Kaffee ist die Hauptausfuhr. Die indischen Flotten, die Sklavenschiffe von der Mosambikküste und die egyptische Flotte machen den Hafen äußerst lebendig. Die Inder treiben die Wechselgeschäfte. Landhandel wird mit Mekka und Medina getrieben, zwischen welchen Städten die Karawanen immer hin und hergehen. Kaffee wird außerordentlich viel getrunken; die Lebensmittel mancherlei Art werden in einer Menge von Buden, aber ziemlich theuer, verkauft, da alle Lebensmittel eingeführt werden. Das Porzellan ist theuer und nur ein Prunkgeräthe der Reichen; Glaskorallen kommen aus Hebron und Venedig, doch tragen die Weiber der Beduinen lieber Armbänder von schwarzem Horn und Bernstein. Es gibt hier auch viele Drechsler, welche Geschmeide aus Korallen arbeiten; sonst gibt es auch alle Handwerker für das tägliche Leben; aber in ganz Hedschas gibt es keinen Schuster. Dschidda wird von einem Pascha von drei Roßschweifen beherrscht, die Stelle aber demungeachtet als eine Art Verbannung betrachtet. Die Araber sind stolz, und ertragen das ihnen von den Türken auferlegte Joch mit Widerwillen. Türken und Araber hassen sich gegenseitig auf das äußerste.

Von Dschidda reiste Burkhardt auf einem gebirgigen Wege, immer aufwärts steigend, gegen Tayf. Er ist der erste, der geognostische Beobachtungen in Arabia machte, und uns berichtet, rothen und grauen Granit, Grünstein, Trap und Porphyrschiefer, also Urgebirge, angetroffen zu haben. Auch hat Burkhardt Höhen gemessen und berichtet uns, daß der Pik des Koragebirgs 500 Fuß höher als die Hochebene, worauf das Dorf Ras el Kora liegt, sey. Dieses Dorf ist die schönste Stelle in Hedschas, und malerischer und köstlicher als irgend eine, die er seit seiner Abreise vom Libanon sah.

In Tayf verweilte er zu der Zeit, als Mehemed Ali

eben daselbst nach der Besiegung der Wehabiten sich aufhielt. Diese Stadt ist klein, eine halbe Stunde im Umkreise haltend, mit Wall und Graben umgeben. Übrigens sind die Straßen breiter als in andern orientalischen Städten. Es ist gutes und hinreichendes Wasser vorhanden, und mitten auf dem Marktplatze hat sie ein Kastell auf einem Felsen. Diese Stadt ist durch ganz Arabien wegen ihrer schönen Gärten berühmt; diese Gärten liegen am Fuße der Berge, welche die Hochebene umsäumen; um die Stadt selbst sieht man keinen Garten und keinen Baum, weßwegen ihr Anblick außerordentlich melancholisch ist. Die berühmten Gärten befinden sich in den entfernten Bergthälern oder Wadis, wo köstliche Trauben, Feigen, Quitten und Apfelsinen in Fülle vorhanden sind. Die wohlhabenden Einwohner verleben in diesen Gärten ihre Festtage. Durch die Wehabiten hat die Stadt ihren Handel, und mit demselben auch ihren Wohlstand verloren. Von Tayf reiste Burkhardt nach Mekka, wo er seine Wallfahrt ganz als ein eifriger Moslim verrichtete. Er langte daselbst am 9. September 1814 an.

7. Fortsetzung Burkhardts Beschreibung der heiligen Städte.

Mekka hat viele Titel, als Om el Koral, Mutter der Städte, El Mosherefe, die Edle, Beled al Ameyn, die Gegend der Gläubigen u. s. w. Diese berühmte Stadt liegt in einem engen sandigen Thale, das sich von Nord nach Süd erstreckt, und dessen Breite von 100 bis 700 Schritte wechselt. Im breitesten Theile liegt die Stadt, im engern Theile nur einige Reihen Häuser und Boutiken. Die Stadt nimmt eine Länge von 1500 Schritten ein, die ganze Ausdehnung aber mit den engen Häuserreihen beträgt 3700 Schritte. Das Thal hieß schon, ehe die Stadt noch erbaut ward, Wadimekka. Die 500 Fuß hohen Berge sind ganz dürr und ohne Bäume; die Hauptkette liegt an der Ostseite der Stadt, und das Thal senkt sich sanft gegen Süd. Mekka ist eine hübsche Stadt, mit breitern Straßen, als im Oriente gewöhnlich sind; die Häuser sind hoch,

von Stein, und zahlreiche Fenster gegen die Straßen geben ihr etwas Europäisches; viele Häuser sind drei Stock hoch, aber nicht weiß angestrichen, sondern dunkelgrau wie der Stein. Die Stadt ist jetzt ganz offen, ohne Mauern, sie hat nur einen öffentlichen Platz, nämlich das Viereck der Moschee. Kein Baum ist zu sehen, keine Khans, kein Basar, keine Prachtmoscheen, aus Achtung gegen die Hauptmoschee des Moslims. Während der Pilgerfahrt sind alle Straßen mit Buden angepfropft; alle Häuser sind zur Aufnahme und Herberge der Pilger eingerichtet; da jedoch der Orient weniger eifrig zu werden anfängt, und die Zahl der Pilger abnimmt, so zerfallen auch viele Häuser. Die Straßen sind ungepflastert, staubig und schmutzig; die Regen und Überschwemmungen richten vielen Schaden an; selbst die Moschee ist wegen lauter Reparaturen zu einem modernen Gebäude geworden; auch würde man vergebens nach alterthümlichen Resten saracenischer Gebäude forschen, denn kein Haus ist älter als 400 bis 500 Jahre. Mekka hat keine Erleuchtung, keine Thore, nur wenige Cisternen und salzige Brunnen. Der berühmte Brunnen Zemzem ist zwar wasserreich genug, aber sein Wasser ist schwer und hindert die Verdauung; überdieß ist es nicht Jedermann erlaubt daraus zu schöpfen. Das beste Wasser wird vom Berge Arafat 6 bis 7 Stunden weit hergeleitet. Die Wasserleitung aus besserer Zeit ist aus Stein erbaut, verfällt aber, und ist seit 50 Jahren nicht ein Mal gereinigt worden, weßwegen das mehreste Wasser unterwegs verloren geht. Zur Zeit der Hadschi sind diese Brunnen immer von Pilgern umlagert und in ewigem Streit. Die erste Anlage der Wasserleitung gehört der Zobeyda, Gemahlin Harun el Raschid an; sie wurde von Selim II. vollendet. Das Wasser wird verkauft, und der Pilger von Bettlern häufig um einen Trunk Wasser angefleht. An den Eingängen der Stadt stehen Wachtthürme, von Scherif Chaleb erbaut; jeder Thurm kann 20 Mann fassen. Den Transport zwischen Mekka und Dschidda besorgen die Beduinen von den Stämmen Harb, Metrefy und Laharvy; sie kampiren am Eingange des Quartiers el Dsche-

ruel. Ein anderes Quartier heißt el Schebeyka, es ist reinlich und luftig, und hat eine Briefpost, die jeden Abend mit Briefen auf Eseln nach Dschidda geht; die einzige, welche Burkhardt im Oriente fand. Das Stadtviertel Bab el Omra wird von Ciceronis bewohnt, welche Metowef heißen; es ist voll Pilger, weil es das wohlfeilste ist und in der Nähe der Moschee liegt. Das Quartier Suk el Soghеyr endigt an der großen Moschee, wird von armen Beduinen und Negern bewohnt, die Holz feil bieten, das sie an den benachbarten Bergen sammeln. Das Stadtviertel Hadschela wird von den Eunuchentempel-Wächtern mit ihren Negerweibern bewohnt; es ist der niedrigste Theil der Stadt, wo alles Wasser in Güssen hinfließt, und auch der Kanal sein Ende erreicht. Mesfale ist die niedrigste Gegend im Süden der Stadt, es wird von Araber- und Beduinen-Kaufleuten bewohnt, die nach Yemen und Mokhowa reisen, von wo sie Korn, Kaffee und trockene Trauben holen; auch wohnen hier viele arme Inder, die ihre Wohnungen an ihre Landsleute vermiethen; hier wohnte auch Burkhardt, nach dessen Beschreibung die heilige Stadt dem Moslimismus ziemlich ähnlich, nämlich im Verfalle ist. Vom Südthore der Stadt Mekka führt den Weg nach Yemen.

Das Quartier Haret el Dschyad ist von Armen und Dienern des Scherif von Mekka bewohnt, dessen festes *Felsenschloß* auf den Bergen liegt und für uneinnehmbar gilt; dieß ist das älteste Quartier der Stadt, dicht bei der großen Moschee. Nordöstlich dieser Moschee sind schöne Häuser und der heilige Platz, wo nur die reichsten Pilger wohnen, so wie der Aga der Verschnitteten, die zum Tempel gehören, sammt allen Verschnittenen, die hier erzogen werden. In dieser Straße findet die Ceremonie des Sai Statt; es ist daher hier stets äußerst lärmend. Hier werden auch die dünnen Zinnflaschen für Pilger gehämmert, in welchen diese Wasser aus dem Brunnen Zemzem mit heimführen; auch findet eine Art Trödel Statt. Die Exekutionen werden ebenfalls hier vorgenommen. Ein schönes Gebäude mit 72 Zimmern wurde 1582 vom Sultan von Egypten hieher ge-

baut; es ist zu einer Schule bestimmt, und enthält eine Bibliothek.

Noch sind folgende Quartiere von Mekka bemerkenswerth: El Soneyga, wo die indischen Kaufleute ihre Waaren auslegen, und es am geselligsten zugeht; El Schamyn, von den reichen Kaufleuten aus Syrien bewohnt; Garara, das bestgebaute Quartier; Geschahye, das lustigste im Osttheile der Stadt, Sitz der Polizei und Wohnort der meisten Pilger; Suk el Leyl, Geburtplatz des Propheten; El Ghazze, Quartier wo die Zimmerleute und Gemüsehändler wohnen; Schab, die Geburtsstätte Alis, der älteste Theil der Stadt, wo einst die Koreischiten und jetzt noch Scherifs wohnen, auch keine Boutiken sind; Suk el Haddadeyn, wo Schmiede wohnen; Modau und Mala, wo Materialisten, Trödler und Fleischer feil halten. Dieses sind die vornehmsten Quartiere der berühmten Stadt, außer denen es aber noch eine Menge schmutziger Straßen und Quartiere in verschiedenen Gegenden und Umgebungen der Stadt gibt. Eine Menge Vorstädte mit verschiedenen heiligen Gräbern und Brunnenanlagen, die ihr Daseyn dem frommen Eifer der Khalifen und Sultane verdanken.

Die Stadt ist noch von keinem Christen so genau erforscht, so gründlich und umständlich als von Burkhardt beschrieben worden Da er durch mehre Monate in Mekka verweilte, so hatte er Gelegenheit, alles auf das Genaueste zu erkunden und zu erforschen, und er gibt ein eben so ausgedehntes als lebendiges Bild sowohl der Stadt selbst, als auch ihrer Bewohner und der von den Orientalen hieher unternommenen Pilgerfahrten. Wichtig ist die Bemerkung, daß die Zahl der Einwohner in orientalischen Städten gewöhnlich nach dem Straßengewühle und daher überschätzt werde. Er gibt Mekka sammt seinen Vorstädten nicht mehr als auf 30 bis 35000 stationäre Einwohner an. Die Pilgerfahrten sind bei weitem nicht mehr das, was sie waren, und nehmen von Jahr zu Jahr ab. Die Einwohner selbst sind, wie an allen Wallfahrtsorten, nichts weniger als fromm, sondern vielmehr das Gegentheil; auch ist die Andacht in der Moschee

dem Äußern nach gar nicht erbaulich, ja es soll unter den Pilgern selbst abscheulich zugehen, und Diebstähle in der heiligen Kaba selbst nicht unter die Seltenheiten gehören. Die Feierlichkeiten sollen rauschend, und wohl gar mit Ausschweifungen begleitet seyn. Das ganze Bild, welches Burkhardt von der heiligen Stadt, der verfallenden Moschee, dem Volke und den Muselmännern entwirft, klingt nichts weniger als erbaulich, und zeigt, daß sich Muhamed sogar im Oriente bereits zu überleben anfängt. In wissenschaftlicher Hinsicht kann man ihm für das treue Gemälde nicht genug Dank wissen.

Von Mekka reiste Burkhardt den 15 Januar 1815 nach Medina, der zweiten heiligen Stadt der Muselmänner, ab. Die Straße führte die Karawane durch Sandthäler, zwischen regellosen Bergzügen, in einer meist ebenen Gegend, die nur hin und wieder mit Akazien und niedrigem Gebüsch besetzt war, hin. Die Thäler und Hügel zeigen hie und da Dörfer, und wie natürlich, fehlt es in diesem heiligen Lande nicht an Sagen und Erinnerungen, an Namen und Heiligthümern. Mitunter kommen auch kleine Dattelhaine, Karawanserais und Brunnen. Im Ganzen ist jedoch der Weg einförmig, und nur wo man sich den Gebirgen nähert, wird die Landschaft freundlicher. Nach eilf Tagreisen langt man zu Medina an; Burkhardt brauchte jedoch zwölf Tagmärsche, da zwei Rasttage unterwegs gehalten wurden. Die strenge Witterung, da es häufig regnete, und mitunter gegen Morgen sogar reifte, zog Burkhardt ein Fieber zu, und er brauchte vierzehn Tage, bis er wieder ausgehen konnte. Dieser Umstand zwang ihn, seinen Lieblingsplan, das Binnenland Arabiens genauer zu untersuchen, aufzugeben. Von den drei Monaten, die er zu Medina zubrachte, mußte er zwei auf dem Krankenlager verseufzen; endlich konnte er sich nach Yambo aufmachen. Auch von Medina finden wir bei Burkhardt eine höchst dankenswerthe Beschreibung, wenn sie gleich nicht so ausführlich wie die von Mekka ist. Medina liegt freundlicher als Mekka, Gärten und Pflanzungen umgeben die Stadt in einem Umkreise von 6 bis 8 Meilen. Es sind meist

Dattelwälder, Weizen- und Gerstenfelder, mit Erdmauern eingeschlossen, wobei die Hütten der Einwohner zu sehen sind. Nahe bei der Stadt sind die Häuser meist gut gebaut; vor ihnen befindet sich gewöhnlich eine kleine von Säulen gestützte Vorhalle, und davor eine Cisterne in Stein gefaßt. Hier sind die Sommerwohnungen vieler Familien der Stadt, deren Sitten nicht besser als die zu Mekka sind. Die Dattelgärten sind meist nicht eingeschlossen, und werden nur von Bergströmen und Winterregen bewässert. Die Gärten liegen alle tief, da man die obere salzige Erdschicht gewöhnlich aus der Mitte entfernt und ringsum aufhäuft. Viele Stellen um die Stadt herum sind nach einem Regen mit einer Salzkruste bedeckt. Die meisten Gärten gehören den Einwohnern von Medina, welche sie an die umliegenden Araber verpachten. Seit der Eroberung durch die Wehabiten sind sie einer Abgabe unterworfen, wie denn überhaupt die Heiligkeit der Städte sie weder vor Eroberern noch Plünderung schützte. Im Nordwesten und Westen der Stadt ist der Boden felsig und für jede Kultur unbrauchbar. Der Boden ist vulkanischer Natur, und sowohl Erdbeben als selbst vulkanische Ausbrüche sind nicht unbekannt. Man erzählt noch von einem vulkanischen Ausbruche aus dem 13. Jahrhunderte. Dieser Ausbruch geschah im Osten der Stadt; man sah feurige Massen von ungeheurer Größe, die das Ansehen von Wällen und Minarets hatten, zum Himmel steigen. Aus diesen Flammen brachen Ströme von rothem und blauem Feuer, von Donnergetöse begleitet, hervor. Die brennenden Wellen schoben ganze Felsen vor sich her, und häuften sich wie Berge an. Der Strom näherte sich der Stadt; als die Vorsehung einen kühlen Wind erregte, der den Fortschritt an dieser Stelle hemmte. Die Eruption dauerte durch fünf Tage; dem Strome aber konnte sich drei Monate hindurch Niemand nähern, er war 12 Millen lang, 4 breit und 8 bis 9 Fuß tief. Die Nachricht von diesem Phänomen ist höchst interessant, und war von Burkhardt gar nicht geahnt. Er besuchte auch hier die große Moschee, alle Heiligthümer und was nur immer sehenswerth war. Er fand das Klima kälter als in Mekka; die Einwohner

sollen gelehrter als die Mekkaner seyn, aber der Geist des Volks ist düsterer und weniger fröhlich.

Zu Yambo wüthete die Pest; es war voll mit Pilgern angestopft, und die Seuche wüthete desto schrecklicher; indessen trübte sie die gute Laune des Muselmannes keineswegs. Der Fatalismus und Muhameds Verheißungen lassen den Tod verachten, und da sich auch der Fiskus bei der Pest wohlbefindet, indem der Schatz durch die Verlassenschaften gefüllt wird, so kümmert man sich sehr wenig um den Tod von Tausenden. Von Yambo begab sich Burkhardt nach Kairo, besuchte darauf den Berg Sinai, und war nun im Begriffe, mit der Sudankarawane nach seiner eigentlichen Bestimmung abzugehen, als ihn der Tod am 15. April 1817 zu Kairo überraschte. Die Muhameder bezeugten ihm ihre Achtung durch ein feierliches Leichenbegängniß.

8. Seezens und Anderer Wallfahrten nach dem Morgenlande.

Unter die bedauernswerthen Opfer für die Wissenschaft gehört auch noch Ulrich Gaspar Seezen, aus Ostfriesland gebürtig. Dieser junge Mann, der so große Hoffnungen für die Kunde des Orients erweckte, erhielt eine angemessene Jugendbildung, die er durch sorgfältige Studien in Göttingen unter dem berühmten Blumenbach und Zach vollendete. Von dem gebildeten Herzoge von Gotha unterstützt, trat er im Jahre 1802 mit seinem Landsmanne Jakobsen eine Reise nach dem Oriente an, deren Zweck war, das Morgenland in jeder Rücksicht zu erforschen, und so viel möglich orientalische Handschriften zusammen zu bringen. Er ging über Konstantinopel nach Smyrna, wo sein Gefährte erkrankte, und von ihm zurückgelassen werden mußte. Er machte sich nun, als Muselmann gekleidet, unter dem Namen Musa auf den Weg, indem er eine Karawane begleitete. So durchzog er ganz Syrien, Palästina, Arabien und einen großen Theil von Egypten. Hier trat er, um die im Monat Januar gesetzmäßig Statt

findende Wallfahrt vollbringen zu können, förmlich zum Islam über. Die Pilgerfahrt nach Mekka schildert er als ein Schauspiel, das nirgends auf Erden seines gleichen habe. Indessen erreichte er sein Ziel nicht, da er von einem plötzlichen Tode übereilt wurde. Der Verlust Seezens ist nicht weniger bedauernswerth, als jener von Burkhardt. Er war ein scharfer, gebildeter Beobachter, und verstand den Orient mit seinen Eigenheiten aufzufassen. Seine zahlreichen Versuche und astronomischen Beobachtungen würden die noch immer mangelhafte Geographie jener Gegenden ungemein bereichert haben. Einen Beweis davon lieferte er in seiner vortrefflichen Karte des todten Meeres, wodurch eine nur wenig bekannte Gegend aufgehellt wurde. Ihm verdanken wir die Entdeckung der prachtvollen Trümmer von Gerasa, jetzt Dscherrasch, dann die von Philadelphia. Die ersteren sollen denen von Palmyra in keinem Betrachte nachstehen, wodurch demnach den Alterthumsforschern eine beinahe neue Welt eröffnet wurde.

In seinen Bemühungen um die Literatur des Orients war er nicht weniger glücklich; über 2000 orientalische Handschriften befinden sich zu Gotha, und lassen für die Zukunft noch viel Erfreuliches hoffen. Auch sein Reisejournal, welches man lange verloren glaubte, wurde wieder gefunden und der Öffentlichkeit übergeben. Natürlich läßt es uns den Verlust dessen, der dieses Tagebuch führte, und ihm sicher eine andere Gestalt gegeben hätte, nur um so mehr bedauern.

Das Jahr 1815 brachte uns außer Griffiths zweiter im Jahre 1812 unternommenen Reise, auch noch die von Buckingham durch Syrien und Palästina. Wir erwähnen auch noch Otto von Richters, der zu Smyrna verstarb, Wallfahrt nach dem Morgenlande, welche sein Freund Evers, aus seinem durch Syrien und Arabien geführten Tagebuche, herausgab. Für die Topographie und Alterthumskunde ist auch die Reise des französischen Grafen Forbin bemerkenswerth. Er begab sich nämlich im Jahre 1817 mit einem Gefolge von Künstlern und Architekten durch Griechenland über Konstanti-

nopel nach Kleinasia, Palästina und Egypten, in der Absicht, das Panorama von Jerusalem aufzunehmen. Im Jahre 1820 unternahm ein Schwede, Berggren, der Gesandtschaftsprediger zu Konstantinopel war, eine Reise nach Rhodus, Cypern und den Libanon. Es gelang ihm, das Vertrauen der Drusen zu erwerben, in ihre Geheimnisse einzudringen, und ihre heiligen Schriften zu sehen. Er fand, daß Volneys und anderer Nachrichten über diese Gegenden mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen, und machte Nachrichten bekannt, die so ziemlich, wenn auch nicht für neue Entdeckungen, doch für Wiederentdeckungen im Gebiete der Geschichte und Völkerkunde betrachtet werden können.

Als eine der gemüthvollsten und interessantesten Reisebeschreibungen nach dem Oriente muß wohl auch Chateaubriands Wallfahrtsreise von Paris nach Jerusalem betrachtet werden. Er bringt uns zwar nichts Neues, liefert uns aber eine höchst malerische und gemüthliche Beschreibung des heiligen Landes. Über Griechenland gelangte er nach der Insel Cypern. Er besuchte den Berg Karmel, die Küsten von Palästina, die Stadt Jaffa und ihre Umgebungen, die Rosenebenen von Saron, Rama oder Arimathia, von wo er durch das Jeremiasthal nach Jerusalem kam. Sowohl die Stadt als ihre Umgebung, wie auch die Heiligthümer der Christenheit, Bethlehem und alles, was im heiligen Lande heilig ist, wird von dem gemüthvollen Reisenden nach seiner Art aufgefaßt und beschrieben. Eine lebhafte Phantasie, eine ausgebreitete klassische Gelehrsamkeit, eine Darstellungsgabe, welche in jedem einzelnen Zuge das Gepräge des Genies darstellt, vereinigte sich bei diesem Reisenden, um uns ein unübertreffliches Bild von Palästina zurückzubringen. Die Geographie jener Länder wird durch Chateaubriand in so fern außerordentlich gefördert, als er uns über die heiligen Örter die detaillirtesten historischen und topographischen Nachrichten gibt.

Überhaupt haben uns die neuesten Zeiten eine Menge Beschreibungen und Detailnachrichten aus jenen Ländern geliefert.

Der Verfall sowohl des Islamismus, als auch die Schwäche der meisten orientalischen Fürsten, im Vereine mit dem Übergewichte, welches eine überwiegende Kultur und Civilisation dem Abendlande gibt, hat uns den Orient geöffnet, und man sieht sich daselbst eine Menge Europäer herumtreiben, welche theils lange Weile, theils Handelsspekulationen dahin führen; dieses ist gemeiniglich bei den Engländern der Fall. Andere hingegen treibt Forschungsgeist und Wißbegierde, was man besonders von den Franzosen und Deutschen sagen kann. Durch die vereinten Bemühungen dieser Reisenden erhalten wir beinahe jedes Jahr mehre Reisebeschreibungen über die östlichen Länder der Erde. besonders verdient noch des Herrn v. Prokesch Reise in das heilige Land einer ehrenvollen Erwähnung, da sie uns ein lebendiges Bild jener Gegend von Asia gibt, welche durch die Erinnerungen, die sich an dieselben knüpfen, der Menschheit ewig heilig, theuer und werth seyn müssen.

Schluß.

Überschauen wir nun noch einmal den größten der Kontinente, so sehen wir, daß der größte Theil derselben nicht nur seinen Umrissen, sondern auch seinem Inhalte nach vor dem Forschergeiste des Europäers ausgebreitet daliegt. Ältere und neuere Nachrichten zusammengenommen gewähren einen Überblick, welcher geeignet ist, auch den eigensinnigsten Forscher größtentheils zu befriedigen. Zwar sind uns die Ostländer unzugänglich und verschlossen, und der chinesische Drache bewacht mit Eifersucht die älteste Civilisation der Erde vor dem Scharfblicke des europäischen Löwen und Adlers. Indessen ersetzen uns hier die ältern Schriften der Spanier, Portugalen, Holländer und Franzosen, besonders aber die Nachrichten der Jesuiten, was uns in der neuern Zeit versagt wird. Bei der Stätigkeit, womit sich die Civilisation des Osten durch eine unwandelbare Organisation auf der erreichten Höhe erhält, kommt es eben nicht darauf an, ob die Nachrichten ein paar Jahrhunderte jünger oder älter sind. Der Orientale zählt nach Jahrhunderten, wenn wir

nach Jahrzehenden zählen. Überdieß besitzen wir durch die Bemühungen eines Kämpfer, Du Halde und der gelehrten Jesuiten so vollständige und gründliche Nachrichten, daß sie nur wenig zu wünschen übrig lassen, und wir daher die Ostländer unter die bekanntesten Gegenden der Erde zählen dürfen. Wir sind daher der Meinung, daß selbst Siebolds neueste Nachrichten über Japan nur geringe Veränderungen in der Kunde dieses gebildetsten Theiles von Ostasia anzugeben im Stande seyn werden.

Sollte übrigens noch irgend etwas dunkel seyn, so hat Europa den großen Vortheil, Männer hervorgebracht zu haben, deren unermeßliches Wissen, verbunden mit den ausgezeichnetsten Talenten, einen solchen Mangel mehr als ersetzen kann. Durch Deguines wurde Frankreich zu dem Studium der chinesischen Sprache und Literatur erweckt. Es hat sich daselbst eine Schule gebildet, der wir bereits die reifsten Früchte verdanken. Jenes Vorurtheil, nach welchem ein Leben unzureichend ist, um chinesisch lesen zu lernen, ist vor dem eisernen Fleiße der Europäer verschwunden. Wir glauben daher, eine Geschichte der geographischen Entdeckungen in Asia nicht schließen zu dürfen, ohne der ausgezeichneten Verdienste zu erwähnen, welche sich um Aufhellung des Osten von Asia, Julius v. Klaproth, ein Deutscher, und Abel Remusat, ein Franzose, erworben haben. Letzterer hat sich besonders dadurch verdient gemacht, daß er Europa die chinesische Literatur, welche unstreitig eine der reichsten und interessantesten der Erde ist, eröffnete. Ein nie geahnter Reichthum von Erkenntniß, von Erd- und Völkerkunde ist dadurch dem Europäer zugänglich geworden. Es hat sich dadurch dem Geiste ein neues Eden der Forschung aufgethan, und für die Zukunft keimt ein Paradies der herrlichsten Früchte. China mag immerhin sich gegen die Habgierde des europäischen Kaufmannes schützen, gegen den Geist wird es keinen Schleier des Geheimnisses finden.

Was Abel Remusat für die Literatur Chinas that, das leistet Klaproth für die Erdkunde Chinas und ganz Asias.

Schwerlich dürften ein halb hundert Reisende, nach allen Richtungen Asias ausgesendet, das leisten, was dieser bewundernswerthe Geist auf seiner Studierstube leistete, und noch lange leisten möge. Seine unermeßliche Kenntniß der asischen Sprachen, welche ihm den Geist eines jeden Volkes unterwirft, sein erstaunenswerther Scharfsinn, womit auch die geringfügigste Nachricht, welche auf Asia Bezug hat, eine Quelle neuer Erkenntniß wird, haben die wissenschaftliche Erdkunde Asias unermeßlich gefördert. Außer der oben erwähnten Entdeckung einer kleinen Inselgruppe im chinesischen Meere, aus chinesischen Karten, verdanken wir ihm die schätzbarsten Beiträge zur Kenntniß der Gebirgskonstruktion von Ost- und Mittelasia. Tibet ist durch ihn gleichsam entdeckt, und wenn wir eine der schönsten Berggruppen des Erdkreises, an den sich so viele erhabene Sagen der Menschheit knüpfen, den herrlichen Kaukasus jetzt in seiner ganzen Schönheit vor unsern Blicken ausgebreitet liegen sehen, so verdanken wir es Niemanden als Klaproth.

Indien anlangend, so ist dasselbe in den Händen der Europäer, und zwar derjenigen Europäer, welche nicht nur Macht, sondern auch Geschmack für Länderforschungen haben. Der englische Theil von Ostindien ist so genau wie jedes europäische Land durchforscht. Der Himalaja selbst ist größtentheils erstürmt; dennoch ist in Nord- und Hinter-Indien, besonders der Mittellauf Irawaddy, noch mancher bedeutende Strich unbekannten Landes. Eben so bleibt uns zwischen dem Indus, dem Tigris und Euphrat noch manche Strecke übrig, von der wir nichts wissen; dagegen ist uns Persien ziemlich genau bekannt, nur der westliche Theil des persischen Busens und die arabische Halbinsel enthalten noch unbekanntes Land. Das russische Asia, d. h. der nördliche und größte Theil des Kontinents, ist durch Rußlands Bemühungen so durchforscht, daß wenig zu thun übrig bleibt; dagegen aber bietet das eigentliche Hochland Asias zwischen dem Himalaja und Altai, das eigentliche Nomadenland, noch ein weites Feld für Forschungen dar.

Es wäre Undank gegen das ausgezeichnete Verdienst, wel-

ches sich menschlicher Fleiß in diesem Erdtheile erworben hat, wollten wir ein Werk unerwähnt lassen, welches Asia, diese Wiege unseres Geschlechts, in einem neuen, hellen Lichte, gleichsam in ihrer Verklärung, darzustellen bestimmt ist. Nicht nur dem Verfasser und Bearbeiter, nein, dem menschlichen Geiste gereicht Berghausens Atlas von Asia zum ehrenden Triumphe. Als Deutscher, und mithin als Kritiker, wünschte ich an diesem Unternehmen etwas aussetzen zu können; allein ich gestehe, hier muß selbst der Scharfsinn eines Aristarch scheitern. Was menschlicher Geist zu leisten vermag, das leistet Hr. Berghaus, dem wir nichts wünschen, als daß es ihm gelingen möge, das Monument seines Lebens zu vollenden. Wenn ein eiserner Fleiß, eine erstaunenswerthe Gelehrsamkeit, kritischer Scharfsinn, eine bis ins Kleinste gehende Skrupulosität, Geschmack und eigenthümliche Auffassungsgabe sich auf einer Seite vereinigen, um das Vollendetste, was jemals in diesem Fache geleistet wurde oder geleistet werden dürfte, hervorzubringen; so muß man auf der andern Seite gestehen, daß in diesem Werke alles auf eine Art und mit einer Vollendung geleistet wird, welche höhere Geister selbst mit Neid gegen den alleswagenden Menschen erfüllen könnte. Wir glauben, daß Hr. Berghaus hier nicht nur den höchsten Gedanken faßte, sondern ihn auch mit unübertrefflicher Vollendung ausführte. Dieser Atlas von Asia wird die Kunde dieses Erdtheiles auf den Gipfel ihrer Vollkommenheit bringen. Er kann als eine wahre neue Entdeckung des Erdtheiles betrachtet werden. Kein Erdtheil kann sich rühmen, daß für ihn das geschehen sey, was durch die neunzehn Blätter dieses Atlasses geschieht. Wir sehen daher auf Asia, als auf den Erdtheil, welcher der Wissenschaft am vollkommensten angeeignet ist.

